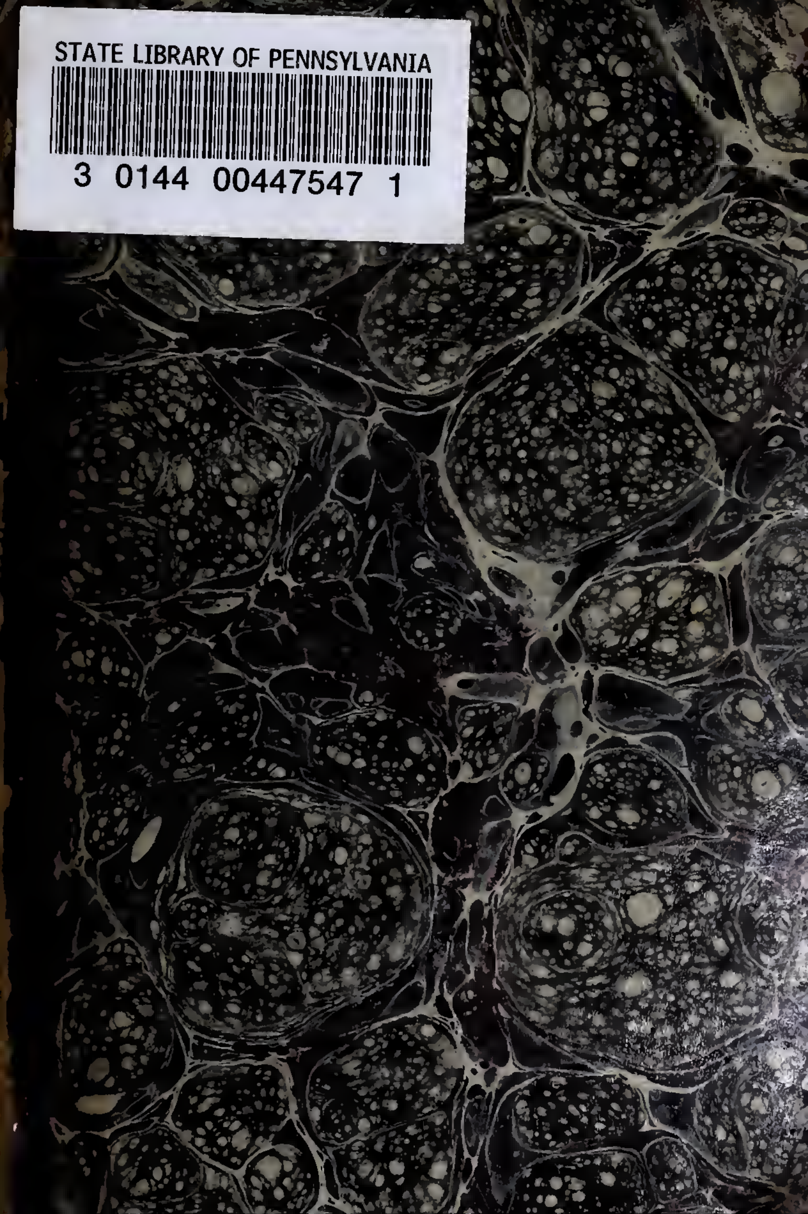
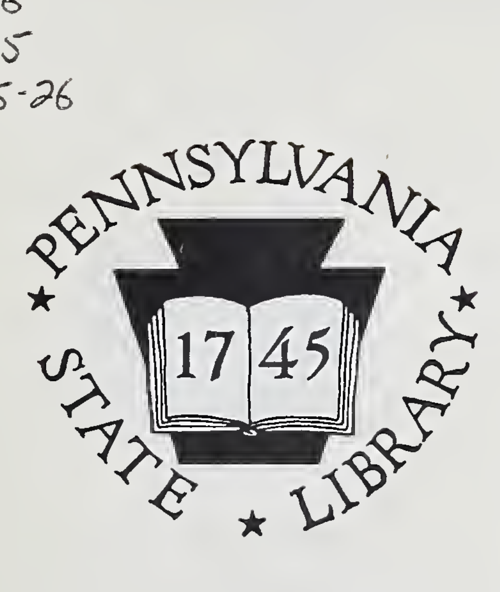
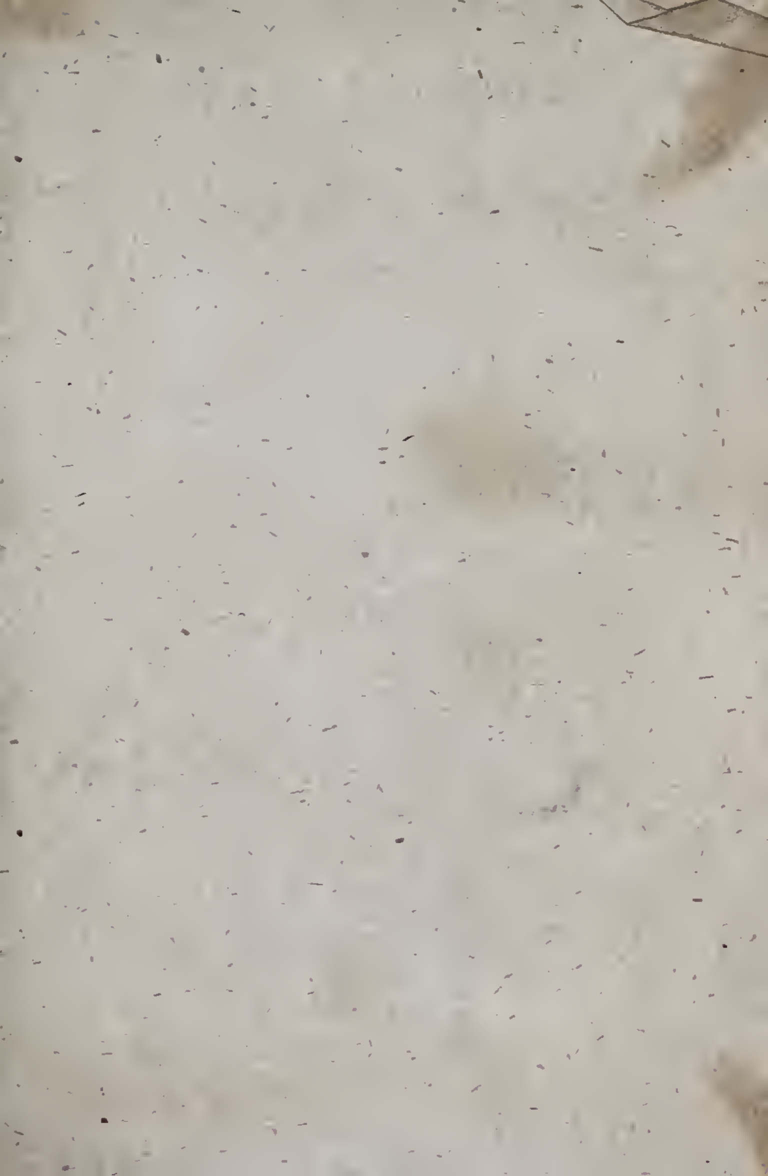

STATE LIBRARY OF PENNSYLVANIA
3 0144 00447547 1

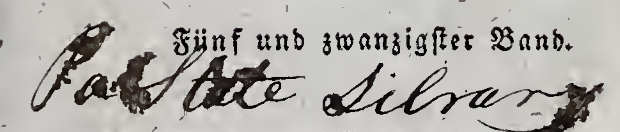

PENNSYLVANIA
17 45
STATE LIBRARY



Gotthold Ephraim Lessing's

sämmtliche Schriften.

Fünf und zwanzigster Band.



Berlin.

In der Vossischen Buchhandlung.

1827.

Inhalt.

Stück

LIII-LIX. Charakter der französischen Verse. — Rousseau's Meinung vom Frauenzimmer. — Die Ohrfeige auf dem Theater. — Charakter, den der tragische Dichter nicht nutzen kann. — Vom Styl in Dramen und der Sprache der Empfindung. . . . . . S. 5 — 55

LX-LXXIII. Charakter der spanischen Stücke. — Lope de Vega Verdienste um die Bühne seiner Nation. — Dessen Grundsatz. — Shakespeare. — Über das komisch-tragische und tragisch-komische Drama. — Wieland's Agathon. — Voltaire. — Kommentar über den Terenz. — Tadel über Voltaire. — Donatus Kommentar über den Terenz. Was die alten Grammatiker waren. — Homer und Shakespeare. S. 55 — 154

LXXIV-LXXXIII. Prüfung der tragischen Charaktere nach den Grundsätzen des Aristoteles und der Neueren. — Metaphysische Begriffe von Mitleid und Furcht. — Aristoteles. — Corneille. — Definition von der Tragödie. — Moralische Zwecke derselben. — Das historische Drama. Die Klippe, an welcher die Wahrheit des historischen Drama scheitert. — Was der Dichter thut. — Die Bühne der Griechen, der Römer und der Neueren. — Gottsched. — Corneille und Racine. — Über Aristoteles Regeln der Tragödie, von Corneille. . . . . S. 154 — 225

LXXXIV-XCV. Diderot's Meinung von der französischen Bühne. — Dessen Vorschläge, die bürgerlichen Stände auf das Theater zu bringen. — Gegenanmerkungen. — Diderot von der Schilderung vollkommener

Stück

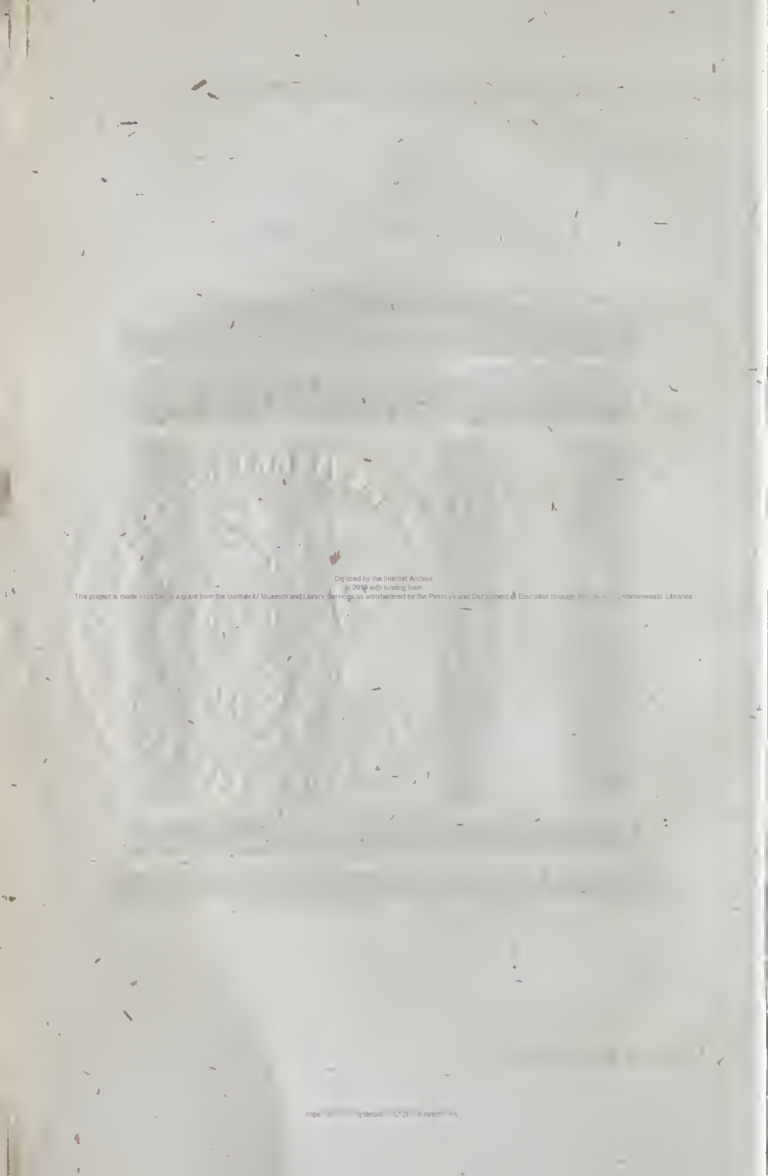
und kontrastirter Charaktere. — Ist es wahr, daß die Tragödie Individuen, die Komödie aber Arten habe? d. h. ist es wahr, daß die Personen der Komödie eine große Anzahl von Menschen fassen und zugleich vorstellen müssen; da hingegen der Held der Tragödie nur ein einzelner Mann und Held seyn soll? — Dürfen die Charaktere der Tragödie eben so allgemein seyn, wie die Charaktere der Komödie? . . . . S. 225 — 305

XCVI—CIV. Was dem Ruhme der deutschen Bühne, und der schönen Litteratur überhaupt, hinderlich ist. — Nicht nur in der Komödie, auch in der Tragödie, sind einheimische Sitten zuträglicher, als fremde. — Muß in der Komödie, wie in der Tragödie, der Bösewicht am Ende bestraft werden? — Des Verfassers Würdigung seiner selbst. — Von den Didaskalien der Griechen. — Was der Hamburger Dramaturg leisten wollen, und wirklich geleistet. — Was ist unsere Schauspielkunst, und was sind die Schauspieler? — Wie entspricht der deutsche Nationalcharakter dem Wunsche zu einem Nationaltheater? — Auf wessen Grundsätze der Verfasser seine dramatische Kritik gründet. — Welches Verdienst er sich zueignet. — Parador scheinende Äußerungen. — Intermezzo. — Zur Geschichte dieses Buchs. S. 305—362

Verzeichniß
der
im zweiten Theile der Hamburgischen Dramaturgie beurtheilten Schauspiele.

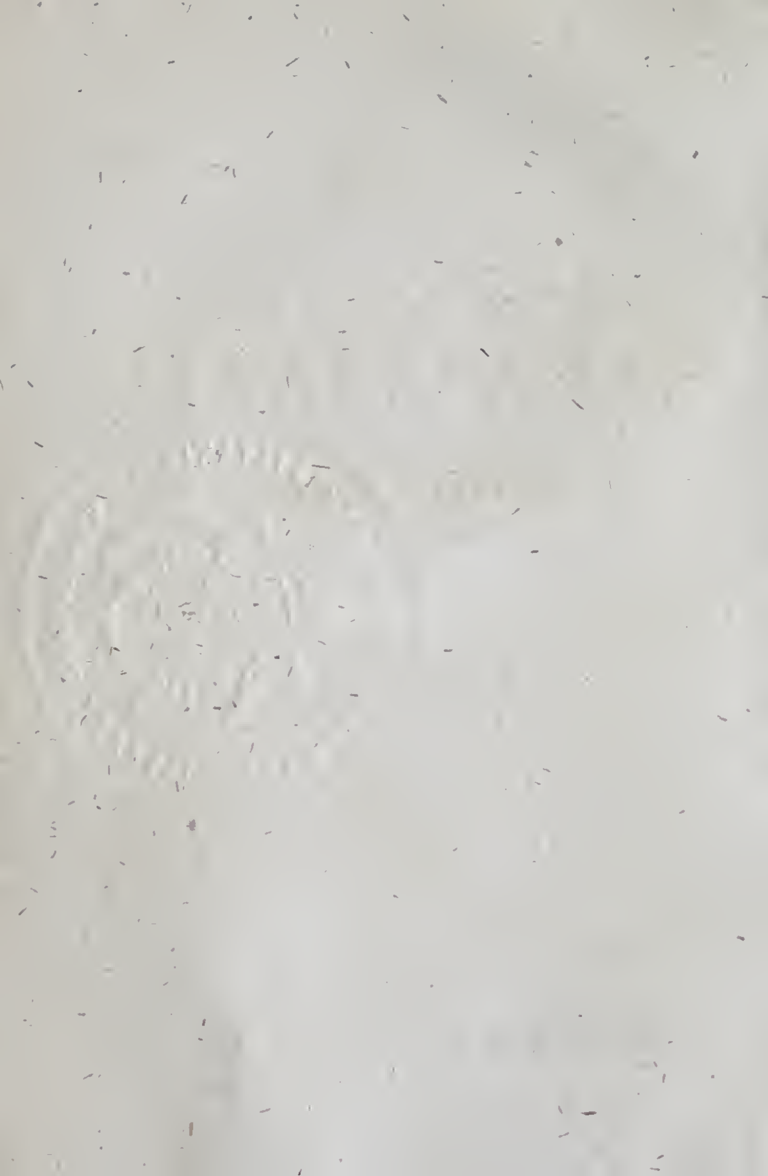
Seite

Cenie, von der Frau v. Graffigny 5
Die Frauenschule, von Moliere. 8
Der Graf von Essex, nach Banks. (S. auch Th. I. S. 162.) 12
Scenen aus einem spanischen Essex. 55
Die Brüder, von Hrn. Romanus. 131
Der unvermuthete Ausgang, von Marivaux. 148
Richard der Dritte, ein Trauerspiel von Hrn. Weiße. 150
Herzog Michel. 221
Die Frau, die Recht hat, ein Lustspiel von Voltaire. 222
Der sehende Blinde, von le Grand. 223
Der Hausvater, von Hrn. Diderot. 225
Fortgesetzte Beurtheilung der Brüder, von Hrn. Romanus. 305



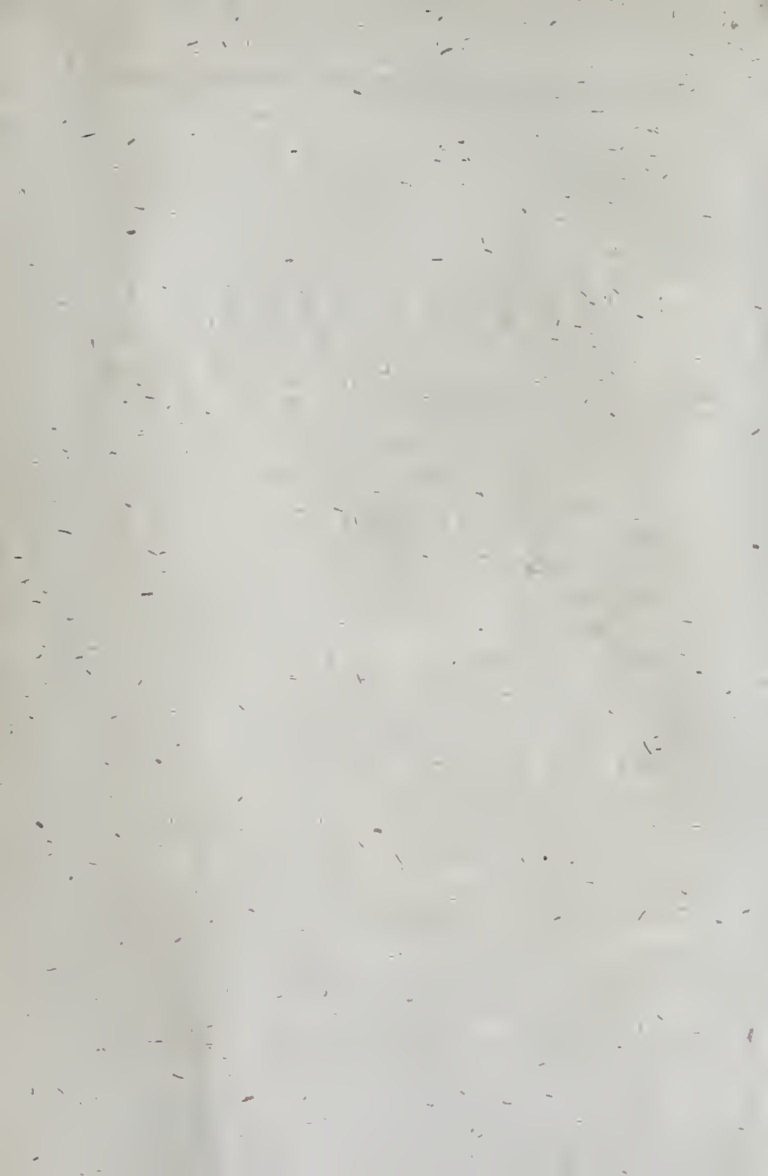
Zur
schönen Litteratur.

(Fortsetzung.)



Hamburgische
Dramaturgie.

Zweiter Theil.



No. LIII.

Den 3ten November 1767.

Den ein und vierzigsten Abend (Freitags, den 10ten Julius) wurden Cenie, und der Mann nach der Uhr, wiederholt.*)

„Cenie," sagt Chevrier gerade heraus,**) „führt den Namen der Frau von Graffigni, ist aber ein Werk des Abts von Voisenon. Es war Anfangs in Versen; weil aber die Frau von Graffigni, der es erst in ihrem vier und funfzigsten Jahre einfiel, die Schriftstellerin zu spielen, in ihrem Leben keinen Vers gemacht hatte, so ward Cenie in Prosa gebracht. Mais l'Auteur, fügt er hinzu, y a laissé 81 vers qui existent dans leur entier." Das ist, ohne Zweifel, von einzelnen hin und wieder zerstreuten Zeilen zu verstehen, die den Reim verloren, aber die Sylbenzahl beibehalten haben. Doch wenn Chevrier keinen andern Beweis hatte, daß das Stück in Versen gewesen, so ist es sehr erlaubt, daran zu zweifeln. Die französischen Verse kommen überhaupt der Prosa so nahe, daß es Mühe

*) Siehe den 23sten und 29sten Abend, 1. Th. S. 144 und 161.

**) Observateur des Spectacles, Tome I. pag. 211.

kosten soll, nur in einem etwas gesuchtern Styl zu schreiben, ohne daß sich nicht von selbst ganze Verse zusammenfinden, denen nichts als der Reim mangelt. Und gerade denjenigen, die gar keine Verse machen, können dergleichen Verse am ersten entwischen; eben weil sie gar kein Ohr für das Metrum haben, und es also eben so wenig zu vermeiden, als zu beobachten verstehen.

Was hat Genie sonst für Merkmale, daß sie nicht aus der Feder eines Frauenzimmers könne geflossen seyn? „Das Frauenzimmer überhaupt," sagt Rousseau,*) „liebt keine einzige Kunst, versteht sich auf keine einzige, und an Genie fehlt es ihm ganz und gar. Es kann in kleinen Werken glücklich seyn, die nichts als leichten Witz, nichts als Geschmack, nichts als Anmuth, höchstens Gründlichkeit und Philosophie verlangen. Es kann sich Wissenschaft, Gelehrsamkeit und alle Talente erwerben, die sich durch Mühe und Arbeit erwerben lassen. Aber jenes himmlische Feuer, welches die Seele erhitzt und entflammt, jenes um sich greifende verzehrende Genie, jene brennende Beredsamkeit, jene erhabenen Schwünge, die ihr Entzückendes dem Innersten unsers Herzens mittheilen, werden den Schriften des Frauenzimmers allezeit fehlen."

Also fehlen sie wohl auch der Genie? Oder wenn sie ihr nicht fehlen, so muß Genie nothwendig

---

*) à d'Alembert, p. 193.

das Werk eines Mannes seyn? Rousseau selbst würde so nicht schließen. Er sagt vielmehr, was er dem Frauenzimmer überhaupt absprechen zu müssen glaube, wollte er darum keiner Frau insbesondere streitig machen. (Ce n'est pas à une femme, mais aux femmes que je refuse les talens des hommes.)*) Und dieses sagt er eben auf Veranlassung der Cenie; eben da, wo er die Graffigni als die Verfasserin derselben anführt. Dabei merke man wohl, daß die Graffigni seine Freundin nicht war, daß sie Übles von ihm gesprochen hatte, daß er sich an eben der Stelle über sie beklagt. Dessenungeachtet erklärt er sie lieber für eine Ausnahme seines Satzes, als daß er im geringsten auf das Vorgeben des Chevrier anspielen sollte, welches er zu thun, ohne Zweifel, Freimüthigkeit genug gehabt hätte, wenn er nicht von dem Gegentheil überzeugt gewesen wäre.

Chevrier hat mehr solche verkleinerliche geheime Nachrichten. Eben dieser Abt, wie Chevrier wissen will, hat für die Favart gearbeitet. Er hat die komische Oper, Annette und Lubin, gemacht; und nicht sie, die Aktrice, von der er sagt, daß sie kaum lesen könne. Sein Beweis ist ein Gassenhauer, der in Paris darüber herumgegangen; und es ist allerdings wahr, daß die Gassenhauer in

---

*) à d'Alembert, p. 78.

der französischen Geschichte überhaupt unter die glaubwürdigsten Dokumente gehören.

Warum ein Geistlicher ein sehr verliebtes Singspiel unter fremdem Namen in die Welt schickte, ließe sich endlich noch begreifen. Aber warum er sich zu einer Cenie nicht bekennen wolle, der ich nicht viele Predigten vorziehen möchte, ist schwerlich abzusehen. Dieser Abt hat ja sonst mehr als ein Stück aufführen und drucken lassen, von welchem ihn jedermann als den Verfasser kennt, und die der Cenie bei weitem nicht gleich kommen. Wenn er einer Frau von vier und funfzig Jahren eine Galanterie machen wollte; ist es wahrscheinlich, daß er es gerade mit seinem besten Werke würde gethan haben? —

Den zwei und vierzigsten Abend (Montags, den 13ten Julius) ward die Frauenschule von Moliere aufgeführt.

Moliere hatte bereits seine Männerschule gemacht, als er im Jahre 1662 die Frauenschule darauf folgen ließ. Wer beide Stücke nicht kennt, würde sich sehr irren, wenn er glaubte, daß hier den Frauen, wie dort den Männern, ihre Schuldigkeit gepredigt würde. Es sind beides witzige Possenspiele, in welchen ein Paar junge Mädchen, wovon das eine in aller Strenge erzogen, und das andere in aller Einfalt aufgewachsen, ein Paar alte Laffen hintergehen, und die beide die Männerschule heißen müßten, wenn Moliere weiter nichts

darin hätte lehren wollen, als daß das dümmste Mädchen noch immer Verstand genug habe, zu betrügen, und daß Zwang und Aufsicht weit weniger fruchte und nutze, als Nachsicht und Freiheit. Wirklich ist für das weibliche Geschlecht in der Frauenschule nicht viel zu lernen; es wäre denn, daß Moliere mit diesem Titel auf die Ehestandsregeln, in der zweiten Scene des dritten Akts, gesehen hätte, mit welchen aber die Pflichten der Weiber eher lächerlich gemacht werden.

„Die zwei glücklichsten Stoffe zur Tragödie und Komödie," sagt Trublet,*) „sind der Cid und die Frauenschule. Aber beide sind von Corneille und Moliere bearbeitet worden, als diese Dichter ihre völlige Stärke noch nicht hatten. Diese Anmerkung, fügt er hinzu, habe ich von dem Herrn von Fontenelle."

Wenn doch Trublet den Herrn von Fontenelle gefragt hätte, wie er dieses meine. Oder falls es ihm so schon verständlich genug war, wenn er es doch auch seinen Lesern mit ein Paar Worten hätte verständlich machen wollen. Ich wenigstens bekenne, daß ich gar nicht absehe, wo Fontenelle mit diesem Räthsel hingewollt. Ich glaube, er hat sich versprochen; oder Trublet hat sich verhört.

Wenn indeß, nach der Meinung dieser Männer, der Stoff der Frauenschule so besonders glücklich ist,

*) Essais de Litt. et de Morale, T. IV. p. 295.

und Moliere in der Ausführung desselben nur zu kurz gefallen, so hätte sich dieser auf das ganze Stück eben nicht viel einzubilden gehabt. Denn der Stoff ist nicht von ihm, sondern theils aus einer spanischen Erzählung, die man bei dem Scarron, unter dem Titel: die vergebliche Vorsicht, findet, theils aus den spaßhaften Nächten des Straparolle genommen, wo ein Liebhaber einem seiner Freunde alle Tage vertrauet, wie weit er mit seiner Geliebten gekommen, ohne zu wissen, daß dieser Freund sein Nebenbuhler ist.

„Die Frauenschule," sagt der Herr von Voltaire, „war ein Stück von einer ganz neuen Gattung, worin zwar alles nur Erzählung, aber doch so künstliche Erzählung ist, daß alles Handlung zu seyn scheint."

Wenn das Neue hierin bestand, so ist es sehr gut, daß man die neue Gattung hat eingehen lassen. Mehr oder weniger künstlich, Erzählung bleibt immer Erzählung, und wir wollen auf dem Theater wirkliche Handlung sehen. — Aber ist es denn auch wahr, daß alles darin erzählt wird? daß alles nur Handlung zu seyn scheint? Voltaire hätte diesen alten Einwurf nicht wieder aufwärmen sollen; oder, anstatt ihn in ein anscheinendes Lob zu verkehren, hätte er wenigstens die Antwort beifügen sollen, die Moliere selbst darauf ertheilte, und die sehr passend ist. Die Erzählungen nämlich sind in diesem Stücke, vermöge der innern Verfassung

desselben, wirkliche Handlung; sie haben alles, was zu einer komischen Handlung erforderlich ist; und es ist bloße Wortklauberei, ihnen diesen Namen hier streitig zu machen.*) Denn es kommt ja weit weniger auf die Vorfälle an, welche erzählt werden, als auf den Eindruck, welchen diese Vorfälle auf den betrogenen Alten machen, wenn er sie erfährt. Das Lächerliche dieses Alten wollte Moliere vornehmlich schildern; ihn müssen wir aber vornehmlich sehen, wie er sich bei dem Unfalle, der ihm droht, geberdet; und dieses hätten wir so gut nicht gesehen, wenn der Dichter das, was er erzählen läßt, vor unseren Augen hätte vorgehen lassen, und das, was er vorgehen läßt, dafür hätte erzählen lassen. Der Verdruß, den Arnolph empfindet; der Zwang, den er sich anthut, diesen Verdruß zu verbergen; der höhnische Ton, den er annimmt, wenn er dem weitern Progresse des Horaz nun vorgebaut zu haben glaubt; das Erstaunen, die stille Wuth, in der wir ihn sehen, wenn er vernimmt, daß Horaz dessenungeachtet sein Ziel glücklich verfolgt: das sind Handlungen, und weit komischere Handlungen, als alles, was außer der Scene vorgeht. Selbst in der Erzählung der Agnese, von ihrer mit dem Horaz gemachten

---

*) In der Kritik der Frauenschule, in der Person des Dorant: Les récits eux-mêmes y sont des actions suivant la constitution du sujet.

Bekanntschaft, ist mehr Handlung, als wir finden würden, wenn wir diese Bekanntschaft auf der Bühne wirklich machen sähen.

Also anstatt von der Frauenschule zu sagen, daß alles darin Handlung scheine, obgleich alles nur Erzählung sey, glaubte ich mit mehrerm Rechte sagen zu können, daß alles Handlung darin sey, obgleich alles nur Erzählung zu seyn scheint.

No. LIV.

Den 6ten November 1767.

Den drei und vierzigsten Abend (Donnerstags, den 14ten Julius) ward die Mutterschule des La Chaussee, und den vier und vierzigsten Abend (als den 15ten) der Graf von Essex wiederholt.*)

Da die Engländer von jeher so gern domestica facta auf ihre Bühne gebracht haben, so kann man leicht vermuthen, daß es ihnen auch an Trauerspielen über diesen Gegenstand nicht fehlen wird. Das älteste ist das von Joh. Banks, unter dem

---

*) S. den 26sten und 30sten Abend, 1. Thl. S. 151 und 162.

Titel: der unglückliche Liebling, oder Graf von Essex. Es kam 1682 aufs Theater, und erhielt allgemeinen Beifall. Damals aber hatten die Franzosen schon drei Essexe: des Calprenede von 1638; des Boyer von 1678; und des jüngern Corneille von eben diesem Jahre. Wollten indeß die Engländer, daß ihnen die Franzosen auch hierin nicht möchten zuvorgekommen seyn, so würden sie sich vielleicht auf Daniel's Philotas beziehen können; ein Trauerspiel von 1611, in welchem man die Geschichte und den Charakter des Grafen, unter fremdem Namen, zu finden glaubte.*)

Banks scheint keinen von seinen französischen Vorgängern gekannt zu haben. Er ist aber einer Novelle gefolgt, die den Titel: geheime Geschichte der Königin Elisabeth und des Grafen von Essex, führt,**) wo er den ganzen Stoff sich so in die Hände gearbeitet fand, daß er ihn bloß zu dialogiren, ihm bloß die äußere dramatische Form zu ertheilen brauchte. Hier ist der ganze Plan, wie er von dem Verfasser der unten angeführten Schrift, zum Theil, ausgezogen worden. Vielleicht, daß es meinen Lesern nicht unangenehm ist, ihn gegen das Stück des Corneille halten zu können.

„Um unser Mitleid gegen den unglücklichen Grafen desto lebhafter zu machen, und die heftige

---

*) *Cibber's* Lifes of the Engl. Poets, Vol. I. p. 14?.

**) The Companion to the Theatre, Vol. II. p. 99.

Zuneigung zu entschuldigen, welche die Königin für ihn äußert, werden ihm alle die erhabensten Eigenschaften eines Helden beigelegt; und es fehlt ihm zu einem vollkommenen Charakter weiter nichts, als daß er seine Leidenschaften nicht besser in seiner Gewalt hat. Burleigh, der erste Minister der Königin, der auf ihre Ehre sehr eifersüchtig ist, und den Grafen wegen der Gunstbezeigungen beneidet, mit welchen sie ihn überhäuft, bemüht sich unablässig, ihn verdächtig zu machen. Hierin steht ihm Sir Walter Raleigh, welcher nicht minder des Grafen Feind ist, treulich bei; und beide werden von der boshaften Gräfin von Nottingham noch mehr verhetzt, die den Grafen sonst geliebt hatte, nun aber, weil sie keine Gegenliebe von ihm erhalten können, was sie nicht besitzen kann, zu verderben sucht. Die ungestüme Gemüthsart des Grafen macht ihnen nur allzugutes Spiel, und sie erreichen ihre Absicht auf folgende Weise.

Die Königin hatte den Grafen, als ihren Generalissimus, mit einer sehr ansehnlichen Armee gegen den Tyrone geschickt, welcher in Irland einen gefährlichen Aufstand erregt hatte. Nach einigen nicht viel bedeutenden Scharmützeln sah sich der Graf genöthigt, mit dem Feinde in Unterhandlungen zu treten, weil seine Truppen durch Strapazen und Krankheiten sehr abgemattet waren, Tyrone aber mit seinen Leuten sehr vortheilhaft postirt stand. Da diese Unterhandlung zwischen den Auf=

rührern mündlich betrieben ward, und kein Mensch dabei zugegen seyn durfte, so wurde sie der Königin als ihrer Ehre höchst nachtheilig, und als ein gar nicht zweideutiger Beweis vorgestellt, daß Essex mit den Rebellen in einem heimlichen Verständnisse stehen müsse. Burleigh und Raleigh, mit einigen anderen Parlamentsgliedern, treten sie daher um Erlaubniß an, ihn des Hochverraths anklagen zu dürfen, welches sie aber so wenig zu verstatten geneigt ist, daß sie sich vielmehr über ein dergleichen Unternehmen sehr aufgebracht bezeigt. Sie wiederholt die vorigen Dienste, welche der Graf der Nation erwiesen, und erklärt, daß sie die Undankbarkeit und den boshaften Neid seiner Ankläger verabscheue. Der Graf von Southampton, ein aufrichtiger Freund des Essex, nimmt sich zugleich seiner auf das lebhafteste an; er erhebt die Gerechtigkeit der Königin, einen solchen Mann nicht unterdrücken zu lassen; und seine Feinde müssen für diesmal schweigen. (Erster Akt.)

Indeß ist die Königin mit der Aufführung des Grafen nichts weniger, als zufrieden, sondern läßt ihm befehlen, seine Fehler wieder gut zu machen, und Irland nicht eher wieder zu verlassen, als bis er die Rebellen völlig zu Paaren getrieben, und alles wieder beruhigt habe. Doch Essex, dem die Beschuldigungen nicht unbekannt geblieben, mit welchen ihn seine Feinde bei ihr anzuschwärzen suchen, ist viel zu ungeduldig, sich zu rechtfertigen, und

kommt, nachdem er den Tyrone zu Niederlegung der Waffen vermocht, des ausdrücklichen Verbots der Königin ungeachtet, nach England über. Dieser unbedachtsame Schritt macht seinen Feinden eben so viel Vergnügen, als seinen Freunden Unruhe; besonders zittert die Gräfin von Rutland, mit welcher er insgeheim verheirathet ist, vor den Folgen. Am meisten aber betrübt sich die Königin, da sie sieht, daß ihr durch dieses rasche Betragen aller Vorwand benommen ist, ihn zu vertreten, wenn sie nicht eine Zärtlichkeit verrathen will, die sie gern vor der ganzen Welt verbergen möchte. Die Erwägung ihrer Würde, zu welcher ihr natürlicher Stolz kommt, und die heimliche Liebe, die sie zu ihm trägt, erregen in ihrer Brust den grausamsten Kampf. Sie streitet lange mit sich selbst, ob sie den verwegenen Mann nach dem Tower schicken, oder den geliebten Verbrecher vor sich lassen und ihm erlauben soll, sich gegen sie selbst zu rechtfertigen. Endlich entschließt sie sich zu dem letztern, doch nicht ohne alle Einschränkung; sie will ihn sehen, aber sie will ihn auf eine Art empfangen, daß er die Hoffnung wohl verlieren soll, für seine Vergehungen so bald Vergebung zu erhalten. Burleigh, Raleigh und Nottingham sind bei dieser Zusammenkunft gegenwärtig. Die Königin ist auf die letztere gelehnt, und scheint tief im Gespräch zu seyn, ohne den Grafen nur ein einziges Mal anzusehen. Nachdem sie ihn eine Weile vor sich knieen lassen, verläßt sie

auf einmal das Zimmer, und gebietet allen, die es redlich mit ihr meinen, ihr zu folgen und den Verräther allein zu lassen. Niemand darf es wagen, ihr ungehorsam zu seyn; selbst Southampton geht mit ihr ab, kommt aber bald, mit der trostlosen Rutland, wieder, ihren Freund bei seinem Unfalle zu beklagen. Gleich darauf schickt die Königin den Burleigh und Raleigh zu dem Grafen, ihm den Kommandostab abzunehmen; er weigert sich aber, ihn in andere, als in der Königin eigene Hände, zurück zu liefern, und beiden Ministern wird, sowohl von ihm, als von dem Southampton, sehr verächtlich begegnet. (Zweiter Akt.)

Die Königin, der dieses sein Betragen sogleich hinterbracht wird, ist äußerst gereizt, aber doch in ihren Gedanken noch immer uneinig. Sie kann weder die Verunglimpfungen, deren sich die Nottingham gegen ihn erkühnt, noch die Lobsprüche vertragen, die ihm die unbedachtsame Rutland aus der Fülle ihres Herzens ertheilt; ja, diese sind ihr noch mehr zuwider, als jene, weil sie daraus entdeckt, daß die Rutland ihn liebt. Zuletzt befiehlt sie dessenungeachtet, daß er vor sie gebracht werden soll. Er kommt, und versucht es, seine Aufführung zu vertheidigen. Doch die Gründe, die er deßfalls beibringt, scheinen ihr viel zu schwach, als daß sie ihren Verstand von seiner Unschuld überzeugen sollten. Sie verzeiht ihm, um der geheimen Neigung, die sie für ihn hegt, ein Genüge zu thun; aber zu-

gleich entsetzt sie ihn aller seiner Ehrenstellen, in Betrachtung dessen, was sie sich selbst als Königin schuldig zu seyn glaubt. Und nun ist der Graf nicht länger vermögend, sich zu mäßigen; sein Ungestüm bricht los; er wirft den Stab zu ihren Füßen, und bedient sich verschiedener Ausdrücke, die zu sehr wie Vorwürfe klingen, als daß sie den Zorn der Königin nicht aufs Höchste treiben sollten. Auch antwortet sie ihm darauf, wie es Zornigen sehr natürlich ist; ohne sich um Anstand und Würde, ohne sich um die Folgen zu bekümmern: nämlich, statt der Antwort, giebt sie ihm eine Ohrfeige. Der Graf greift nach dem Degen; und nur der einzige Gedanke, daß es seine Königin, daß es nicht sein König ist, der ihn geschlagen, mit Einem Worte, daß es eine Frau ist, von der er die Ohrfeige hat, hält ihn zurück, sich thätlich an ihr zu vergehen. Southampton beschwört ihn, sich zu fassen; aber er wiederholt seine ihr und dem Staate geleisteten Dienste nochmals, und wirft dem Burleigh und Raleigh ihren niederträchtigen Neid, so wie der Königin ihre Ungerechtigkeit vor. Sie verläßt ihn in der äußersten Wuth; und niemand als Southampton bleibt bei ihm, der Freundschaft genug hat, sich jetzt eben am wenigsten von ihm trennen zu lassen. (Dritter Akt.)

Der Graf geräth über sein Unglück in Verzweiflung; er läuft wie unsinnig in der Stadt herum, schreit über das ihm angethane Unrecht, und

schmäht auf die Regierung. Alles das wird der Königin, mit vielen Übertreibungen, wiedergesagt, und sie giebt Befehl, sich der beiden Grafen zu versichern. Es wird Mannschaft gegen sie ausgeschickt; sie werden gefangen genommen, und in den Tower in Verhaft gesetzt, bis daß ihnen der Prozeß kann gemacht werden. Doch indeß hat sich der Zorn der Königin gelegt, und günstigeren Gedanken für den Essex wiederum Raum gemacht. Sie will ihn also, ehe er zum Verhöre geht, allem, was man ihr dawider sagt, ungeachtet, nochmals sehen; und da sie besorgt, seine Verbrechen möchten zu strafbar gefunden werden, so giebt sie ihm, um sein Leben wenigstens in Sicherheit zu setzen, einen Ring, mit dem Versprechen, ihm gegen diesen Ring, sobald er ihn ihr zuschicke, alles, was er verlangen würde, zu gewähren. Fast aber bereuet sie es wieder, daß sie so gütig gegen ihn gewesen, als sie gleich darauf erfährt, daß er mit der Rutland vermählt ist; und es von der Rutland selbst erfährt, die für ihn um Gnade zu bitten kommt. (Vierter Akt.)

No. LV.

Den 10ten November 1767.

Was die Königin befürchtet hatte, geschieht; Essex wird nach den Gesetzen schuldig befunden und

verurtheilt, den Kopf zu verlieren, sein Freund Southampton deßgleichen. Nun weiß zwar Elisabeth, daß sie, als Königin, den Verbrecher begnadigen kann; aber sie glaubt auch, daß eine solche freiwillige Begnadigung auf ihrer Seite eine Schwäche verrathen würde, die keiner Königin gezieme; und also will sie so lange warten, bis er ihr den Ring senden, und selbst um sein Leben bitten wird. Voller Ungeduld indeß, daß es je eher je lieber geschehen möge, schickt sie die Nottingham zu ihm, und läßt ihn erinnern, an seine Rettung zu denken. Nottingham stellt sich, das zärtlichste Mitleid für ihn zu fühlen, und er vertrauet ihr das kostbare Unterpfand seines Lebens, mit der demüthigsten Bitte an die Königin, es ihm zu schenken. Nun hat Nottingham alles, was sie wünscht; nun steht es bei ihr, sich wegen ihrer verachteten Liebe an dem Grafen zu rächen. Anstatt also das auszurichten, was er ihr aufgetragen, verläumdet sie ihn auf das boshafteste, und malt ihn so stolz, so trotzig, so fest entschlossen ab, nicht um Gnade zu bitten, sondern es auf das Äußerste ankommen zu lassen, daß die Königin dem Berichte kaum glauben kann, nach wiederholter Versicherung aber, voller Wuth und Verzweiflung den Befehl ertheilt, das Urtheil ohne Anstand an ihm zu vollziehen. Dabei giebt ihr die boshafte Nottingham ein, den Grafen von Southampton zu begnadigen, nicht weil ihr das Unglück desselben wirklich nahe geht, sondern weil sie sich

einbildet, daß Essex die Bitterkeit seiner Strafe um so viel mehr empfinden werde, wenn er sieht, daß die Gnade, die man ihm verweigert, seinem mitschuldigen Freunde nicht entstehe. In eben dieser Absicht räth sie der Königin auch, seiner Gemahlin, der Gräfin von Rutland, zu erlauben, ihn noch vor seiner Hinrichtung zu sehen. Die Königin willigt in beides, aber zum Unglück für die grausame Rathgeberin; denn der Graf giebt seiner Gemahlin einen Brief an die Königin, die sich eben in dem Tower befindet, und ihn kurz darauf, als man den Grafen abgeführt, erhält. Aus diesem Briefe ersieht sie, daß der Graf der Nottingham den Ring gegeben, und sie durch diese Verrätherin um sein Leben bitten lassen. Sogleich schickt sie, und läßt die Vollstrekkung des Urtheils untersagen; doch Burleigh und Raleigh, denen sie aufgetragen war, hatten so sehr damit geeilt, daß die Botschaft zu spät kommt. Der Graf ist bereits todt. Die Königin geräth vor Schmerz außer sich, verbannt die abscheuliche Nottingham auf ewig aus ihren Augen, und giebt allen, die sich als Feinde des Grafen erwiesen hatten, ihren bittersten Unwillen zu erkennen."

Aus diesem Plane ist genugsam abzunehmen, daß der Essex des Banks ein Stück von weit mehr Natur, Wahrheit und Übereinstimmung ist, als sich in dem Essex des Corneille findet. Banks hat sich ziemlich genau an die Geschichte gehalten, nur daß er verschiedene Begebenheiten näher zusammen

gerückt, und ihnen einen unmittelbarern Einfluß auf das endliche Schicksal seines Helden gegeben hat. Der Vorfall mit der Ohrfeige ist eben so wenig erdichtet, als der mit dem Ringe; beide finden sich, wie ich schon angemerkt, in der Historie: nur jener weit früher und bei einer ganz andern Gelegenheit; so wie es auch von diesem zu vermuthen. Denn es ist begreiflicher, daß die Königin dem Grafen den Ring zu einer Zeit gegeben, da sie mit ihm vollkommen zufrieden war, als daß sie ihm dieses Unterpfand ihrer Gnade jetzt erst sollte geschenkt haben, da er sich ihrer eben am meisten verlustig gemacht hatte, und der Fall, sich dessen zu bedienen, schon wirklich da war. Dieser Ring sollte sie erinnern, wie theuer ihr der Graf damals gewesen, als er ihn von ihr erhalten; und diese Erinnerung sollte ihm alsdann alles das Verdienst wiedergeben, welches er unglücklicher Weise in ihren Augen etwa könnte verloren haben. Aber was braucht es dieses Zeichens, dieser Erinnerung von heute bis auf morgen? Glaubt sie ihrer günstigen Gesinnungen auch auf so wenige Stunden nicht mächtig zu seyn, daß sie sich mit Fleiß auf eine solche Art fesseln will? Wenn sie ihm in Ernst vergeben hat, wenn ihr wirklich an seinem Leben gelegen ist: wozu das ganze Spiegelgefecht? Warum konnte sie es bei den mündlichen Versicherungen nicht bewenden lassen? Gab sie den Ring, bloß um den Grafen zu beruhigen: so verbindet er sie, ihm ihr Wort zu halten, er mag

wieder in ihre Hände kommen, oder nicht. Gab sie ihn aber, um durch die Wiedererhaltung desselben von der fortdauernden Reue und Unterwerfung des Grafen versichert zu seyn: wie kann sie in einer so wichtigen Sache seiner tödtlichsten Feindin glauben? Und hatte sich die Nottingham nicht kurz zuvor gegen sie selbst als eine solche bewiesen?

So wie Banks also den Ring gebraucht hat, thut er nicht die beste Wirkung. Mich dünkt, er würde eine weit bessere thun, wenn ihn die Königin ganz vergessen hätte, und er ihr plötzlich, aber auch zu spät, eingehändigt würde, indem sie eben von der Unschuld, oder wenigstens geringern Schuld des Grafen, noch aus anderen Gründen überzeugt würde. Die Schenkung des Ringes hätte vor der Handlung des Stücks lange müssen vorhergegangen seyn, und bloß der Graf hätte darauf rechnen müssen, aber aus Edelmuth nicht eher Gebrauch davon machen wollen, als bis er gesehen, daß man auf seine Rechtfertigung nicht achte, daß die Königin zu sehr wider ihn eingenommen sey, als daß er sie zu überzeugen hoffen könne, daß er sie also zu bewegen suchen müsse. Und indem sie so bewegt würde, müßte die Überzeugung dazu kommen; die Erkennung seiner Unschuld und die Erinnerung ihres Versprechens, ihn auch dann, wenn er schuldig seyn sollte, für unschuldig gelten zu lassen, müßten sie auf einmal überraschen, aber nicht eher überraschen, als

bis es nicht mehr in ihrem Vermögen steht, gerecht und erkenntlich zu seyn.

Viel glücklicher hat Banks die Ohrfeige in sein Stück eingeflochten. — Aber eine Ohrfeige in einem Trauerspiele! Wie englisch, wie unanständig! — Ehe meine feineren Leser zu sehr darüber spotten, bitte ich sie, sich der Ohrfeige im Cid zu erinnern. Die Anmerkung, die Herr von Voltaire darüber gemacht hat, ist in vielerlei Betrachtung merkwürdig. „Heut zu Tage," sagt er, „dürfte man es nicht wagen, einem Helden eine Ohrfeige geben zu lassen. Die Schauspieler selbst wissen nicht, wie sie sich dabei anstellen sollen; sie thun nur, als ob sie eine geben. Nicht einmal in der Komödie ist so etwas mehr erlaubt; und dieses ist das einzige Exempel, welches man auf der tragischen Bühne davon hat. Es ist glaublich, daß man unter andern mit deßwegen den Cid eine Tragikomödie betitelte; und damls waren fast alle Stücke des Scuderi und des Boisrobert Tragikomödien. Man war in Frankreich lange der Meinung gewesen, daß sich das ununterbrochene Tragische, ohne alle Vermischung mit gemeinen Zügen, gar nicht aushalten lasse. Das Wort Tragikomödie selbst ist sehr alt; Plautus braucht es, seinen Amphitruo damit zu bezeichnen, weil das Abenteuer des Sosias zwar komisch, Amphitruo selbst aber in allem Ernste betrübt ist." — Was der Herr von Voltaire nicht alles schreibt! Wie gern er immer ein wenig Gelehrsamkeit zeigen

will, und wie sehr er meistentheils damit verunglückt!

Es ist nicht wahr, daß die Ohrfeige im Cid die einzige auf der tragischen Bühne ist. Voltaire hat den Essex des Banks entweder nicht gekannt, oder vorausgesetzt, daß die tragische Bühne seiner Nation allein diesen Namen verdiene. Unwissenheit verräth beides; und nur das Letztere noch mehr Eitelkeit, als Unwissenheit. Was er von dem Namen der Tragikomödie hinzufügt, ist eben so unrichtig. Tragikomödie hieß die Vorstellung einer wichtigen Handlung unter vornehmen Personen, die einen vergnügten Ausgang hat; das ist der Cid, und die Ohrfeige kam dabei gar nicht in Betrachtung; denn dieser Ohrfeige ungeachtet, nannte Corneille hernach sein Stück eine Tragödie, sobald er das Vorurtheil abgelegt hatte, daß eine Tragödie nothwendig eine unglückliche Katastrophe haben müsse. Plautus braucht zwar das Wort Tragicocomoedia; aber er braucht es bloß im Scherz, und gar nicht, um eine besondere Gattung damit zu bezeichnen. Auch hat es ihm in diesem Verstande kein Mensch abgeborgt, bis es in dem sechzehnten Jahrhunderte den spanischen und italienischen Dichtern einfiel, gewisse von ihren dramatischen Mißgeburten so zu nennen.*) Wenn aber auch Plautus seinen Am-

*) Ich weiß zwar nicht, wer diesen Namen eigentlich zuerst gebraucht hat; aber das weiß ich gewiß, daß es

phitruo in Ernst so genannt hätte, so wäre es doch nicht aus der Ursache geschehen, die ihm Voltaire andichtet. Nicht, weil der Antheil, den Sosias an der Handlung nimmt, komisch, und der, den Amphitruo daran nimmt, tragisch ist: nicht darum hätte Plautus sein Stück lieber eine Tragikomödie nennen wollen. Denn sein Stück ist ganz komisch, und wir belustigen uns an der Verlegenheit des Amphitruo eben so sehr, als an der des Sosias. Sondern darum, weil diese komische Handlung größtentheils unter höheren Personen vorgeht, als man in der Komödie zu sehen gewohnt ist. Plautus selbst erklärt sich darüber deutlich genug:

Garnier nicht ist. Hedelin sagte: Je ne sais si *Garnier* fut le premier qui s'en servit, mais il a fait porter ce titre à sa Bradamante; ce que depuis plusieurs ont imité. (Prat. du Th. L. II. ch. 10.) Und dabei hätten es die Geschichtschreiber des französischen Theaters auch nur sollen bewenden lassen. Aber sie machten die leichte Vermuthung des Hedelin zur Gewißheit, und gratulirten ihrem Landsmanne zu einer so schönen Erfindung. Voici la première Tragicomédie; ou pour mieux dire, le premier poëme du Théâtre qui a porté ce titre — *Garnier* ne connoit pas assez les finesses de l'art qu'il professoit; tenons-lui cependant compte d'avoir le premier, et sans le secours des Anciens, ni de ses Contemporains, fait entrevoir une idée, qui n'a pas été inutile à beaucoup d'Auteurs du dernier siècle. Garnier's Bradamante ist von 1682, und ich kenne eine Menge weit frühere spanische und italienische Stücke, die diesen Titel führen.

Faciam, ut commixta sit Tragico-comoedia:
Nam me perpetuo facere, ut sit Comoedia,
Reges quo veniant et Dî, non par arbitror.
Quid igitur? quoniam hic servus quoque parles habet,
Faciam hanc, proinde ut dixi, Tragico-comoediam.

No. LVI.

Den 13ten November 1767.

Aber wiederum auf die Ohrfeige zu kommen. — Einmal ist es doch nun so, daß eine Ohrfeige, die ein Mann von Ehre von seines Gleichen oder von einem Höhern bekommt, für eine so schimpfliche Beleidigung gehalten wird, daß alle Genugthuung, die ihm die Gesetze dafür verschaffen können, vergebens ist. Sie will nicht von einem dritten bestraft, sie will von dem Beleidigten selbst gerächt, und auf eine eben so eigenmächtige Art gerächt seyn, als sie erwiesen worden. Ob es die wahre oder die falsche Ehre ist, die dieses gebietet, davon ist hier die Rede nicht. Wie gesagt, es ist nun einmal so.

Und wenn es nun einmal in der Welt so ist: warum soll es nicht auch auf dem Theater so seyn? Wenn die Ohrfeigen dort im Gange sind: warum nicht auch hier?

Die Schauspieler, sagt der Herr von Voltaire, wissen nicht, wie sie sich dabei anstellen sollen. Sie wüßten es wohl; aber man will eine Ohrfeige auch nicht einmal gern in fremdem Namen haben. Der Schlag setzt sie in Feuer; die Person erhält ihn, aber sie fühlen ihn; das Gefühl hebt die Vorstellung auf; sie gerathen aus ihrer Fassung; Scham und Verwirrung äußert sich wider Willen auf ihrem Gesichte; sie sollten zornig aussehen, und sie sehen albern aus; und jeder Schauspieler, dessen eigene Empfindungen mit seiner Rolle in Collision kommen, macht uns zu lachen.

Es ist dieses nicht der einzige Fall, in welchem man die Abschaffung der Masken bedauern möchte. Der Schauspieler kann unstreitig unter der Maske mehr Contenance halten; seine Person findet weniger Gelegenheit auszubrechen; und wenn sie ja ausbricht, so werden wir diesen Ausbruch weniger gewahr.

Doch der Schauspieler verhalte sich bei der Ohrfeige, wie er will: der dramatische Dichter arbeitet zwar für den Schauspieler, aber er muß sich darum nicht alles versagen, was diesem weniger thunlich und bequem ist. Kein Schauspieler kann roth werden, wenn er will; aber gleichwohl darf es ihm der Dichter vorschreiben; gleichwohl darf er den einen sagen lassen, daß er es den andern werden sieht. Der Schauspieler will sich nicht ins Gesicht schlagen lassen; er glaubt, es mache ihn verächt-

lich; es verwirrt ihn; es schmerzt ihn: recht gut! Wenn er es in seiner Kunst so weit noch nicht gebracht hat, daß ihn so etwas nicht verwirre; wenn er seine Kunst so sehr nicht liebt, daß er sich, ihr zum Besten, eine kleine Kränkung will gefallen lassen: so suche er über die Stelle so gut wegzukommen, als er kann; er weiche dem Schlage aus; er halte die Hand vor; nur verlange er nicht, daß sich der Dichter seinetwegen mehr Bedenklichkeiten machen soll, als er sich der Person wegen macht, die er ihn vorstellen läßt. Wenn der wahre Diego, wenn der wahre Essex eine Ohrfeige hinnehmen muß: was wollen ihre Repräsentanten dawider einzuwenden haben?

Aber der Zuschauer will vielleicht keine Ohrfeige geben sehen; oder höchstens nur einem Bedienten, den sie nicht besonders schimpft, für den sie eine seinem Stande angemessene Züchtigung ist. Einem Helden hingegen, einem Helden eine Ohrfeige! wie klein, wie unanständig! — Und wenn sie das nun eben seyn soll? Wenn eben diese Unanständigkeit die Quelle der gewaltsamsten Entschließungen, der blutigsten Rache werden soll und wird? Wenn jede geringere Beleidigung diese schrecklichen Wirkungen nicht hätte haben können? Was in seinen Folgen so tragisch werden kann, was unter gewissen Personen nothwendig so tragisch werden muß, soll dennoch aus der Tragödie ausgeschlossen seyn, weil es auch in der Komödie, weil es auch

in dem Possenspiele Platz findet? Worüber wir einmal lachen, darüber sollen wir ein andermal nicht erschrecken können?

Wenn ich die Ohrfeige aus einer Gattung des Drama verbannt wissen möchte, so wäre es aus der Komödie. Denn was für Folgen kann sie da haben? Traurige? die sind über ihrer Sphäre. Lächerliche? die sind unter ihr, und gehören dem Possenspiele. Gar keine? so verlohnte es nicht der Mühe, sie geben zu lassen. Wer sie giebt, wird nichts als pöbelhafte Hitze, und wer sie bekommt, nichts als knechtischen Kleinmuth verrathen. Sie verbleibt also den beiden Extremen, der Tragödie und dem Possenspiele, die mehrere dergleichen Dinge gemein haben, über die wir entweder spotten oder zittern wollen.

Und ich frage jeden, der den Cid vorstellen gesehen, oder ihn mit einiger Aufmerksamkeit auch nur gelesen, ob ihn nicht ein Schauder überlaufen, wenn der großsprecherische Gormas den alten würdigen Diego zu schlagen sich erdreistet? Ob er nicht das empfindlichste Mitleid für diesen, und den bittersten Unwillen gegen jenen empfunden? Ob ihm nicht auf einmal alle die blutigen und traurigen Folgen, die diese schimpfliche Begegnung nach sich ziehen müsse, in die Gedanken geschossen, und ihn mit Erwartung und Furcht erfüllt haben? Gleichwohl soll ein Vorfall, der alle diese Wirkung auf ihn hat, nicht tragisch seyn?

Wenn jemals bei dieser Ohrfeige gelacht worden, so war es sicherlich von einem auf der Gallerie, der mit den Ohrfeigen zu bekannt war, und eben jetzt eine von seinem Nachbar verdient hatte. Wen aber die ungeschickte Art, mit der sich der Schauspieler etwa dabei betrug, wider Willen zu lächeln machte, der biß sich geschwind in die Lippe, und eilte, sich wieder in die Täuschung zu versetzen, aus der fast jede gewaltsamere Handlung der Zuschauer mehr oder weniger zu bringen pflegt.

Auch frage ich: welche andere Beleidigung wohl die Stelle der Ohrfeige vertreten könnte? Für jede andere würde es in der Macht des Königs stehen, dem Beleidigten Genugthuung zu schaffen; für jede andere würde sich der Sohn weigern dürfen, seinem Vater den Vater seiner Geliebten aufzuopfern. Für diese einzige läßt das Point d'honneur weder Entschuldigung noch Abbitte gelten; und alle gütlichen Wege, die selbst der Monarch dabei einleiten will, sind fruchtlos. Corneille ließ nach dieser Denkungsart den Gormas, wenn ihm der König andeuten läßt, den Diego zufrieden zu stellen, sehr wohl antworten:

Ces satisfactions n'appaisent point une ame:
Qui les reçoit, n'a rien, qui les fait, se diffame.
Et de tous ces accords l'effet le plus commun,
C'est de déshonorer deux hommes au lieu d'un.

Damals war in Frankreich das Edikt wider die Duelle nicht lange ergangen, dem dergleichen Ma-

ximen schnurstracks zuwider liefen. Corneille erhielt also zwar Befehl, die ganzen Zeilen wegzulassen; und sie wurden aus dem Munde der Schauspieler verbannt. Aber jeder Zuschauer ergänzte sie aus dem Gedächtnisse, und aus seiner Empfindung.

In dem Essex wird die Ohrfeige dadurch noch kritischer, daß sie eine Person giebt, welche die Gesetze der Ehre nicht verbinden. Sie ist Frau und Königin; was kann der Beleidigte mit ihr anfangen? Über die handfertige wehrhafte Frau würde er spotten; denn eine Frau kann weder schimpfen, noch schlagen. Aber diese Frau ist zugleich der Souverain, dessen Beschimpfungen unauslöschlich sind, da sie von seiner Würde eine Art von Gesetzmäßigkeit erhalten. Was kann also natürlicher scheinen, als daß Essex sich wider diese Würde selbst auflehnt, und gegen die Höhe tobt, die den Beleidiger seiner Rache entzieht? Ich wüßte wenigstens nicht, was seine letzten Vergehungen sonst hätte wahrscheinlich machen können. Die bloße Ungnade, die bloße Entsetzung seiner Ehrenstellen konnte und durfte ihn so weit nicht treiben. Aber durch eine so knechtische Behandlung außer sich gebracht, sehen wir ihn alles, was ihm die Verzweiflung eingiebt, zwar nicht mit Billigung, doch mit Entschuldigung unternehmen. Die Königin selbst muß ihn aus diesem Gesichtspunkte ihrer Verzeihung würdig erkennen; und wir haben so ungleich mehr Mitleid mit ihm, als er uns in der Geschichte zu verdienen scheint,

wo das, was er hier in der ersten Hitze der gekränkten Ehre thut, aus Eigennutz und anderen niedrigen Absichten geschieht.

Der Streit, sagt die Geschichte, bei welchem Essex die Ohrfeige erhielt, war über die Wahl eines Königs von Irland. Als er sah, daß die Königin auf ihrer Meinung beharrte, wandte er ihr mit einer sehr verächtlichen Geberde den Rücken. In dem Augenblicke fühlte er ihre Hand, und seine fuhr nach dem Degen. Er schwur, daß er diesen Schimpf weder leiden könne, noch wolle; daß er ihn selbst von ihrem Vater Heinrich nicht würde erduldet haben: und so begab er sich vom Hofe. Der Brief, den er an den Kanzler Egerton über diesen Vorfall schrieb, ist mit dem würdigsten Stolze abgefaßt, und er schien fest entschlossen, sich der Königin nie wieder zu nähern. Gleichwohl finden wir ihn bald darauf wieder in ihrer völligen Gnade, und in der völligen Wirksamkeit eines ehrgeizigen Lieblings. Diese Versöhnlichkeit, wenn sie ernstlich war, macht uns eine sehr schlechte Idee von ihm, und keine viel bessere, wenn sie Verstellung war. In diesem Falle war er wirklich ein Verräther, der sich alles gefallen ließ, bis er den rechten Zeitpunkt gekommen zu seyn glaubte. Ein elender Weinpacht, den ihm die Königin nahm, brachte ihn am Ende mehr auf, als die Ohrfeige, und der Zorn über diese Schmälerung seiner Einkünfte verblendete ihn so, daß er ohne alle Überlegung

losbrach. So finden wir ihn in der Geschichte, und verachten ihn. Aber nicht so bei dem Banks, der seinen Aufstand zu der unmittelbaren Folge der Ohrfeige macht, und ihm weiter keine treulosen Absichten gegen seine Königin beilegt. Sein Fehler ist der Fehler einer edeln Hitze, den er bereuet, der ihm vergeben wird, und der bloß durch die Bosheit seiner Feinde der Strafe nicht entgeht, die ihm geschenkt war.

No. LVII.

Den 17ten November 1767.

Banks hat die nämlichen Worte beibehalten, die Essex über die Ohrfeige ausstieß. Nur daß er ihn dem einen Heinriche noch alle Heinriche in der Welt, mit sammt Alexandern beifügen läßt. *) Sein Essex ist überhaupt zu viel Prahler; und es

*) Act. III.

— — — — — — By all
The Subtilty, and Woman in your sex,
I swear, that had you been a Man, you durst not,
Nay, your bold Father Harry durst not this
Have done - - Why say I him! Not all the Harrys,
Nor Alexander self, were he alive,
Should boast of such a deed on Essex done
Without revenge! — — — —

fehlt wenig, daß er nicht ein eben so großer Gasconier ist, als der Essex des Gasconiers Calprenede. Dabei erträgt er sein Unglück viel zu kleinmüthig, und ist bald gegen die Königin eben so kriechend, als er vorher vermessen gegen sie war. Banks hat ihn zu sehr nach dem Leben geschildert. Ein Charakter, der sich so leicht vergißt, ist kein Charakter, und eben daher der dramatischen Nachahmung unwürdig. In der Geschichte kann man dergleichen Widersprüche mit sich selbst, für Verstellung halten, weil wir in der Geschichte doch selten das Innerste des Herzens kennen lernen; aber in dem Drama werden wir mit dem Helden allzu vertraut, als daß wir nicht gleich wissen sollten, ob seine Gesinnungen wirklich mit den Handlungen, die wir ihm nicht zugetrauet hätten, übereinstimmen, oder nicht. Ja, sie mögen es, oder sie mögen es nicht: der tragische Dichter kann ihn in beiden Fällen nicht recht nutzen. Ohne Verstellung fällt der Charakter weg; bei der Verstellung die Würde desselben.

Mit der Elisabeth hat er in diesen Fehler nicht fallen können. Diese Frau bleibt sich in der Geschichte immer so vollkommen gleich, als es wenige Männer bleiben. Ihre Zärtlichkeit selbst, ihre heimliche Liebe zu Essex, hat er mit vieler Anständigkeit behandelt; sie ist auch bei ihm gewissermaßen noch ein Geheimniß. Seine Elisabeth klagt nicht, wie die Elisabeth des Corneille, über Kälte und Ver-

achtung, über Glut und Schicksal; sie spricht von keinem Gifte, das sie verzehrt; sie jammert nicht, daß ihr der Undankbare eine Suffolk vorziehe, nachdem sie ihm doch deutlich genug zu verstehen gegeben, daß er um sie allein seufzen solle, u. s. w. Keine von diesen Armseligkeiten kommt über ihre Lippen. Sie spricht nie als eine Verliebte; aber sie handelt so. Man hört es nie, aber man sieht es, wie theuer ihr Essex ehedem gewesen, und noch ist. Einige Funken Eifersucht verrathen sie; sonst würde man sie schlechterdings für nichts, als für eine Freundin halten können.

Mit welcher Kunst aber Banks ihre Gesinnungen gegen den Grafen in Aktion zu setzen gewußt, das können folgende Scenen des dritten Akts zeigen. — Die Königin glaubt sich allein, und überlegt den unglücklichen Zwang ihres Standes, der ihr nicht erlaube, nach der wahren Neigung ihres Herzens zu handeln. Indem wird sie die Nottingham gewahr, die ihr nachgekommen. —

Die Königin. Du hier? Nottingham? Ich glaubte, ich sey allein.

Nottingham. Verzeihe, Königin, daß ich so kühn bin. Und doch befiehlt mir meine Pflicht, noch kühner zu seyn. — Dich bekümmert etwas. Ich muß fragen, — aber erst auf meinen Knieen Dich um Verzeihung bitten, daß ich es frage — Was ist's, das Dich bekümmert? Was ist es, das

diese erhabene Seele so tief herab beugt? — Oder ist Dir nicht wohl?

Die Königin. Steh auf; ich bitte dich. — Mir ist ganz wohl. — Ich danke dir für deine Liebe. — Nur unruhig, ein wenig unruhig bin ich, — meines Volkes wegen. Ich habe lange regiert, und ich fürchte, ihm nur zu lange. Es fängt an, meiner überdrüssig zu werden. — Neue Kronen sind wie neue Kränze; die frischesten sind die lieblichsten. Meine Sonne neigt sich; sie hat in ihrem Mittage zu sehr gewärmt; man fühlt sich zu heiß; man wünscht, sie wäre schon untergegangen. — Erzähle mir doch, was sagt man von der Überkunft des Essex?

Nottingham. — Von seiner Überkunft — sagt man — nicht das Beste. Aber von ihm — er ist für einen so tapfern Mann bekannt —

Die Königin. Wie? tapfer? da er mir so dient? — Der Verräther!

Nottingham. Gewiß, es war nicht gut —

Die Königin. Nicht gut? nicht gut? — Weiter nichts?

Nottingham. Es war eine verwegene, frevelhafte That.

Die Königin. Nicht wahr, Nottingham? — Meinen Befehl so gering zu schätzen! Er hätte den Tod dafür verdient. — Weit geringere Verbrechen haben hundert weit geliebteren Lieblingen den Kopf gekostet.

Nottingham. Ja wohl. — Und doch sollte Essex, bei so viel größerer Schuld, mit geringerer Strafe davon kommen? Er sollte nicht sterben?

Die Königin. Er soll! — Er soll sterben, und in den empfindlichsten Martern soll er sterben! — Seine Pein sey, wie seine Verrätherei, die größte von allen! — Und dann will ich seinen Kopf und seine Glieder, nicht unter den finsteren Thoren, nicht auf den niedrigen Brücken, auf den höchsten Zinnen will ich sie aufgesteckt wissen, damit jeder, der vorüber geht, sie erblicke und ausrufe: „Siehe da, den stolzen und undankbaren Essex! Diesen Essex, welcher der Gerechtigkeit seiner Königin trotzte! — Wohl gethan! Nicht mehr, als er verdiente!" — Was sagst du, Nottingham? Meinst du nicht auch? — Du schweigst? Warum schweigst du? Willst du ihn noch vertreten?

Nottingham. Weil Du es denn befiehlst, Königin, so will ich Dir alles sagen, was die Welt von diesem stolzen, undankbaren Manne spricht —

Die Königin. Thu das! Laß hören; was sagt die Welt von ihm und mir?

Nottingham. Von Dir, Königin? — Wer ist, der von Dir nicht mit Entzücken und Bewunderung spräche? Der Nachruhm eines verstorbenen Heiligen ist nicht lauterer, als Dein Lob, von dem Aller Zungen ertönen. Nur dieses Einzige wünscht man, und wünscht es mit den heißesten Thränen, die aus der reinsten Liebe gegen Dich entspringen,

— dieses Einzige, daß Du geruhen möchtest, ihren Beschwerden gegen diesen Essex abzuhelfen, einen solchen Verräther nicht länger der Gerechtigkeit und der Schande vorzuenthalten, ihn endlich der Rache zu überliefern. —

Die Königin. Wer hat mir vorzuschreiben?

Nottingham. Dir vorzuschreiben! — Schreibt man dem Himmel vor, wenn man ihn in tiefster Unterwerfung anflehet? — Und so flehet Dich alles wider den Mann an, dessen Gemüthsart so schlecht, so boshaft ist, daß er es auch nicht der Mühe werth achtet, den Heuchler zu spielen. — Wie stolz! wie aufgeblasen! Und wie unartig, pöbelhaft; nicht anders, als ein elender Lakay auf seinen bunten verbrämten Rock! — Daß er tapfer ist, räumt man ihm ein; aber so, wie es der Wolf oder der Bär ist: blind zu, ohne Plan oder Vorsicht. Die wahre Tapferkeit, welche eine edle Seele über Glück und Unglück erhebt, ist fern von ihm. Die geringste Beleidigung bringt ihn auf; er tobt und raset über ein Nichts; alles soll sich vor ihm schmiegen; überall will er allein glänzen, allein hervorragen. Luzifer selbst, der den ersten Samen des Lasters in dem Himmel ausstreute, war nicht ehrgeiziger und herrschsüchtiger, als er. Aber, so wie dieser aus dem Himmel stürzte — — — —

Die Königin. Gemach, Nottingham, gemach! — Du eiferst dich ja ganz aus dem Athem. — Ich will nichts mehr hören. — (bei Seite) —

Gift und Blattern auf ihrer Zunge! — Gewiß, Nottingham, du solltest dich schämen, so etwas auch nur nachzusagen, dergleichen Niederträchtigkeiten des boshaften Pöbels zu wiederholen. Und es ist nicht einmal wahr, daß der Pöbel das sagt. Er denkt es auch nicht. Aber Ihr, Ihr wünscht, daß er es sagen möchte.

Nottingham. Ich erstaune, Königin.

Die Königin. Worüber?

Nottingham. Du gebotest mir selbst, zu reden —

Die Königin. Ja, wenn ich es nicht bemerkt hätte, wie gewünscht dir dieses Gebot kam! wie vorbereitet du darauf warest! Auf einmal glühte dein Gesicht, flammte dein Auge; das volle Herz freute sich, überzufließen, und jedes Wort, jede Geberde hatte seinen längst abgezielten Pfeil, deren jeder mich mittrifft.

Nottingham. Verzeihe, Königin, wenn ich in dem Ausdrucke meiner Schuldigkeit gefehlt habe. Ich maß ihn nach Deinem ab.

Die Königin. Nach meinem? — Ich bin seine Königin. Mir steht es frei, dem Dinge, das ich geschaffen habe, mitzuspielen, wie ich will. — Auch hat er sich der gräßlichsten Verbrechen gegen meine Person schuldig gemacht. Mich hat er beleidigt; aber nicht dich. — Womit konnte dich der arme Mann beleidigt haben? Du hast keine Gesetze, die er übertreten, keine Unterthanen, die er be-

drücken, keine Krone, nach der er streben könnte. Was findest du denn also für ein grausames Vergnügen, einen Elenden, der ertrinken will, lieber noch auf den Kopf zu schlagen, als ihm die Hand zu reichen?

Nottingham. Ich bin zu tadeln —

Die Königin. Genug davon! — Seine Königin, die Welt, das Schicksal selbst erklärt sich wider diesen Mann; und doch scheint er dir kein Mitleid, keine Entschuldigung zu verdienen? —

Nottingham. Ich bekenne es, Königin! —

Die Königin. Geh, es sey dir vergeben! — Rufe mir gleich die Rutland her. —

No. LVIII.

Den 20sten November 1767.

Nottingham geht, und bald darauf erscheint Rutland. Man erinnere sich, daß Rutland, ohne Wissen der Königin, mit dem Essex vermählt ist.

Die Königin. Kommst du, liebe Rutland? Ich habe nach dir geschickt. — Wie ists? Ich finde dich seit einiger Zeit so traurig. Woher diese trübe Wolke, die dein holdes Auge umzieht? Sey munter, liebe Rutland; ich will dir einen wackern Mann suchen.

Rutland. Großmüthige Frau! Ich verdiene es nicht, daß meine Königin so gnädig auf mich herabsieht.

Die Königin. Wie kannst du so reden? — Ich liebe dich; ja wohl liebe ich dich. Du sollst es daraus schon sehen! — Eben habe ich mit der Nottingham, der widerwärtigen! — einen Streit gehabt, und zwar — über Mylord Essex.

Rutland. Ha!

Die Königin. Sie hat mich recht sehr geärgert. Ich konnte sie nicht länger vor Augen sehen.

Rutland. (bei Seite.) Wie fahre ich bei diesem theuern Namen zusammen! Mein Gesicht wird mich verrathen. Ich fühle es; ich werde blaß — und wieder roth. —

Die Königin. Was ich dir sage, macht dich erröthen? —

Rutland. Dein so überraschendes, gütiges Vertrauen, Königin. —

Die Königin. Ich weiß, daß Du mein Vertrauen verdienst. — Komm, Rutland, ich will Dir alles sagen. Du sollst mir rathen. — Ohne Zweifel, liebe Rutland, wirst Du es auch gehört haben, wie sehr das Volk wider den armen, unglücklichen Mann schreit; was für Verbrechen es ihm zur Last legt. Aber das Schlimmste weißt du vielleicht noch nicht. Er ist heute aus Irland angekommen, wider meinen ausdrücklichen Befehl; und hat die dortigen Angelegenheiten in der größten Verwirrung gelassen.

Rutland. Darf ich Dir, Königin, wohl sagen, was ich denke? — Das Geschrei des Volks, ist nicht immer die Stimme der Wahrheit. Sein Haß ist öfters so ungegründet —

Die Königin. Du sprichst die wahren Gedanken meiner Seele. — Aber, liebe Rutland, er ist dessenungeachtet zu tadeln. — Komm her, meine Liebe; laß an Deinen Busen mich lehnen. — O gewiß, man legt mir es zu nahe! Nein, so will ich mich nicht unter ihr Joch bringen lassen. Sie vergessen, daß ich ihre Königin bin. — Ah, Liebe; so ein Freund hat mir längst gefehlt, gegen den ich so meinen Kummer ausschütten kann! —

Rutland. Siehe meine Thränen, Königin — Dich so leiden zu sehen, die ich so bewundere! — O, daß mein guter Engel Gedanken in meine Seele, und Worte auf meine Zunge legen wollte, den Sturm in Deiner Brust zu beschwören, und Balsam in Deine Wunden zu gießen!

Die Königin. O, so wärest Du mein guter Engel, mitleidige, beste Rutland! — Sage, ist es nicht Schade, daß ein so braver Mann ein Verräther seyn soll? daß so ein Held, der wie ein Gott verehrt wird, sich so erniedrigen kann, mich um einen kleinen Thron bringen zu wollen?

Rutland. Das hätte er gewollt? das könnte er wollen? Nein, Königin, gewiß nicht! Wie oft habe ich ihn von Dir sprechen hören! mit welcher Ergebenheit, mit welcher Bewunderung, mit wel-

chem Entzücken habe ich ihn von Dir sprechen hören!

Die Königin. Hast du ihn wirklich von mir sprechen hören?

Rutland. Und immer als einen Begeisterten, aus dem nicht kalte Überlegung, aus dem ein inneres Gefühl spricht, dessen er nicht mächtig ist. Sie ist, sagte er, die Göttin ihres Geschlechts, so weit über alle andere Frauen erhaben, daß das, was wir in diesen am meisten bewundern, Schönheit und Reiz, in ihr nur die Schatten sind, ein größeres Licht dagegen abzusetzen. Jede weibliche Vollkommenheit verliert sich in ihr wie der schwache Schimmer eines Sternes in dem alles überströmenden Glanze des Sonnenlichts. Nichts übersteigt ihre Güte; die Huld selbst beherrscht, in ihrer Person, diese glückliche Insel; ihre Gesetze sind aus dem ewigen Gesetzbuche des Himmels gezogen, und werden dort von Engeln wieder aufgezeichnet. — O, unterbrach er sich dann mit einem Seufzer, der sein ganzes getreues Herz ausdrückte, o daß sie nicht unsterblich seyn kann! Ich wünsche ihn nicht zu erleben, den schrecklichen Augenblick, wenn die Gottheit diesen Abglanz von sich zurückruft, und mit eins sich Nacht und Verwirrung über Britannien verbreiten.

Die Königin. Sagte er das, Rutland?

Rutland. Das, und weit mehr. Immer so neu, als wahr in Deinem Lobe, dessen unversie-

gende Quelle von den lautersten Gesinnungen gegen Dich überströmte —

Die Königin. O Rutland, wie gern glaube ich dem Zeugnisse, das du ihm giebst!

Rutland. Und kannst ihn noch für einen Verräther halten?

Die Königin. Nein; — aber doch hat er die Gesetze übertreten. — Ich muß mich schämen, ihn länger zu schützen. — Ich darf es nicht einmal wagen, ihn zu sehen.

Rutland. Ihn nicht zu sehen, Königin? nicht zu sehen? — Bei dem Mitleid, das seinen Thron in Deiner Seele aufgeschlagen, beschwöre ich Dich, — Du mußt ihn sehen! Schämen? wessen? daß Du mit einem Unglücklichen Erbarmen hast? — Gott hat Erbarmen! und Erbarmen sollte Könige beschimpfen? — Nein, Königin; sey auch hier Dir selbst gleich. Ja, Du wirst es; Du wirst ihn sehen, wenigstens einmal sehen. —

Die Königin. Ihn, der meinen ausdrücklichen Befehl so gering schätzen können? ihn, der sich so eigenmächtig vor meine Augen drängen darf? Warum blieb er nicht, wo ich ihm zu bleiben befahl?

Rutland. Rechne ihm dieses zu keinem Verbrechen! Gieb die Schuld der Gefahr, in der er sich sah. Er hörte, was hier vorging; wie sehr man ihn zu verkleinern, ihn Dir verdächtig zu machen suchte. Er kam also, zwar ohne Erlaubniß, aber

in der besten Absicht; in der Absicht, sich zu rechtfertigen und Dich nicht hintergehen zu lassen.

Die Königin. Gut; so will ich ihn denn sehen, und will ihn gleich sehen. — O, meine Rutland, wie sehr wünsche ich es, ihn noch immer eben so rechtschaffen zu finden, als tapfer ich ihn kenne!

Rutland. O nähre diese günstigen Gedanken! Deine königliche Seele kann keine gerechteren hegen. Rechtschaffen! So wirst Du ihn gewiß finden. Ich wollte für ihn schwören; bei aller Deiner Herrlichkeit für ihn schwören; daß er es nie aufgehört, zu seyn. Seine Seele ist reiner, als die Sonne, die Flecken hat, und irdische Dünste an sich zieht, und Geschmeiß ausbrütet. — Du sagst, er ist tapfer; und wer sagt es nicht? Aber ein tapferer Mann ist keiner Niederträchtigkeit fähig. Bedenke, wie er die Rebellen gezüchtigt; wie furchtbar er Dich dem Spanier gemacht, der vergebens die Schätze seiner Indien wider Dich verschwendete. Sein Name flog vor Deinen Flotten und Völkern vorher, und ehe diese noch eintrafen, hatte schon sein Name gesiegt.

Die Königin. (bei Seite.) Wie beredt sie ist! — Ha! dieses Feuer, diese Innigkeit, — das bloße Mitleid geht so weit nicht. — Ich will es gleich hören! — (zu ihr) und dann, Rutland, seine Gestalt. —

Rutland. Recht, Königin, seine Gestalt. — Nie hat eine Gestalt den innern Vollkommenheiten

mehr entsprochen! — Bekenn' es, Du, die Du selbst so schön bist, daß man nie einen schönern Mann gesehen! So würdig, so edel, so kühn und gebieterisch die Bildung! Jedes Glied, in welcher Harmonie mit dem andern! Und doch das Ganze von einem so sanften lieblichen Umrisse! Das wahre Modell der Natur, einen vollkommenen Mann zu bilden! das seltene Muster der Kunst, die aus hundert Gegenständen zusammensuchen muß, was sie hier bei einander findet —

Die Königin. (bei Seite.) Ich dacht' es — Das ist nicht länger auszuhalten. — (zu ihr.) Wie ist Dir, Rutland? Du geräthst außer Dir. Ein Wort, ein Bild überjagt das andere. Was spielt so den Meister über Dich? Ist es bloß Deine Königin, ist es Essex selbst, was diese wahre, oder diese erzwungene Leidenschaft wirket? — (bei Seite.) Sie schweigt; — ganz gewiß, sie liebt ihn. — Was habe ich gethan? Welchen neuen Sturm habe ich in meinem Busen erregt? u. s. w.

Hier erscheinen Burleigh und die Nottingham wieder, der Königin zu sagen, daß Essex ihren Befehl erwarte. Er soll vor sie kommen. Rutland, sagt die Königin, wir sprechen einander schon weiter; geh' nur — Nottingham, tritt du näher. Dieser Zug der Eifersucht ist vortrefflich. Essex kommt; und nun erfolgt die Scene mit der Ohrfeige. Ich wüßte nicht, wie sie verständiger und glücklicher vorbereitet seyn konnte. Essex Anfangs, scheint sich

völlig unterwerfen zu wollen; aber, da sie ihm befiehlt, sich zu rechtfertigen, wird er nach und nach hitzig; er prahlt, er pocht, er trotzt. Gleichwohl hätte alles das die Königin so weit nicht aufbringen können, wenn ihr Herz nicht schon durch Eifersucht erbittert gewesen wäre. Es ist eigentlich die eifersüchtige Liebhaberin, welche schlägt, und die sich nur der Hand der Königin bedient. Eifersucht überhaupt schlägt gern. —

Ich, meines Theils, möchte diese Scenen lieber auch nur gedacht, als den ganzen Essex des Corneille gemacht haben. Sie sind so charakteristisch, so voller Leben und Wahrheit, daß das Beste des Franzosen eine sehr armselige Figur dagegen macht.

No. LIX.

Den 24sten November 1767.

Nur den Styl des Banks muß man aus meiner Übersetzung nicht beurtheilen. Von seinem Ausdrucke habe ich gänzlich abgehen müssen. Er ist zugleich so gemein und so kostbar, so kriechend und so hochtrabend, und das nicht von Person zu Person, sondern ganz durchaus, daß er zum Muster dieser Art von Mißhelligkeit dienen kann. Ich habe mich zwischen beiden Klippen, so gut als möglich, durch=

zuschleichen gesucht; dabei aber doch an der einen lieber, als an der andern scheitern wollen.

Ich habe mich mehr vor dem Schwülstigen gehütet, als vor dem Platten. Die mehresten hätten vielleicht gerade das Gegentheil gethan; denn schwülstig und tragisch, halten viele so ziemlich für einerlei. Nicht nur viele der Leser; auch viele der Dichter selbst. Ihre Helden sollten wie andere Menschen sprechen? Was wären das für Helden? Ampullae et sesquipedalia verba, Sentenzen und Blasen und ellenlange Worte: das macht ihnen den wahren Ton der Tragödie.

„Wir haben es an nichts fehlen lassen," sagt Diderot,*) (man merke, daß er vornehmlich von seinen Landsleuten spricht), „das Drama aus dem Grunde zu verderben. Wir haben von den Alten die volle prächtige Versifikation beibehalten, die sich doch nur für Sprachen von sehr abgemessenen Quantitäten und sehr merklichen Accenten, nur für weitläufige Bühnen, nur für eine in Noten gesetzte und mit Instrumenten begleitete Deklamation so wohl schickt; ihre Einfalt aber in der Verwickelung und dem Gespräche, und die Wahrheit ihrer Gemälde haben wir fahren lassen."

Diderot hätte noch einen Grund hinzufügen können, warum wir uns den Ausdruck der alten

*) Zweite Unterredung hinter dem natürlichen Sohne. S. die Uebers. Neue Aufl. S. 188.

Tragödien nicht durchgängig zum Muster nehmen dürfen. Alle Personen sprechen und unterhalten sich auf einem freien, öffentlichen Platze, in Gegenwart einer neugierigen Menge Volks. Sie müssen also fast immer mit Zurückhaltung, und Rücksicht auf ihre Würde, sprechen; sie können sich ihrer Gedanken und Empfindungen nicht in den ersten den besten Worten entladen; sie müssen sie abmessen und wählen. Aber wir Neueren, die wir den Chor abgeschafft, die wir unsere Personen größtentheils zwischen ihren vier Wänden lassen: was können wir für Ursache haben, sie dessenungeachtet immer eine so geziemende, so ausgesuchte, so rhetorische Sprache führen zu lassen? Sie hört niemand, als dem sie es erlauben wollen, sie zu hören; mit ihnen spricht niemand, als Leute, welche in die Handlung wirklich mit verwickelt, die also selbst im Affekte sind, und weder Lust noch Muße haben, Ausdrücke zu kontrolliren. Das war nur von dem Chore zu besorgen, der, so genau er auch in das Stück eingeflochten war, dennoch niemals mit handelte, und stets die handelnden Personen mehr richtete, als an ihrem Schicksale wirklichen Antheil nahm. Umsonst beruft man sich deßfalls auf den höhern Rang der Personen. Vornehme Leute haben sich besser ausdrücken gelernt, als der gemeine Mann; aber sie affektiren nicht unaufhörlich, sich besser auszudrücken, als er: am wenigsten in Leidenschaften, deren jede ihre eigene Beredsamkeit hat, mit der allein die Natur

begeistert, die in keiner Schule gelernt wird, und auf die sich der Unerzogenste so gut versteht, als der Polirteste.

Bei einer gesuchten, kostbaren, schwülstigen Sprache kann niemals Empfindung seyn. Sie zeigt von keiner Empfindung, und kann keine hervorbringen. Aber wohl verträgt sie sich mit den simpelsten, gemeinsten, plattesten Worten und Redensarten.

Wie ich Banks Elisabeth sprechen lasse, weiß ich wohl, hat noch keine Königin auf dem französischen Theater gesprochen. Den niedrigen vertraulichen Ton, in dem sie sich mit ihren Frauen unterhält, würde man in Paris kaum einer guten adelichen Landfrau angemessen finden. „Ist dir nicht wohl? — Mir ist ganz wohl. Steh auf, ich bitte dich. — Nur unruhig; ein wenig unruhig bin ich. — Erzähle mir doch. — Nicht wahr, Nottingham? Thu das! Laß hören! — Gemach, gemach! — Du eiferst dich aus dem Athem. — Gift und Blattern auf ihrer Zunge! — Mir steht es frei, dem Dinge, das ich geschaffen habe, mitzuspielen, wie ich will. — Auf den Kopf schlagen. — Wie ists? Sey munter, liebe Rutland; ich will dir einen wackern Mann suchen. — Wie kannst du so reden? — Du sollst es schon sehen. — Sie hat mich recht sehr geärgert. Ich konnte sie nicht länger vor Augen sehen. — Komm her, meine Liebe; laß mich an deinen Busen mich lehnen. — Ich dacht' es!

— Das ist nicht länger auszuhalten." — Ja wohl ist es nicht auszuhalten! würden die feinen Kunstrichter sagen. —

Werden vielleicht auch manche von meinen Lesern sagen. — Denn leider giebt es Deutsche, die noch weit französischer sind, als die Franzosen. Ihnen zu gefallen, habe ich diese Brocken auf einen Haufen getragen. Ich kenne ihre Art zu kritisiren. Alle die kleinen Nachlässigkeiten, die ihr zärtliches Ohr so unendlich beleidigen, die dem Dichter so schwer zu finden waren, die er mit so vieler Überlegung dahin und dorthin streuete, um den Dialog geschmeidig zu machen, und den Reden einen wahren Anschein der augenblicklichen Eingebung zu ertheilen, reihen sie sehr witzig zusammen auf einen Faden, und wollen sich krank darüber lachen. Endlich folgt ein mitleidiges Achselzucken: „man hört wohl, daß der gute Mann die große Welt nicht kennt; daß er nicht viele Königinnen reden gehört; Racine verstand das besser; aber Racine lebte auch bei Hofe."

Dessenungeachtet würde mich das nicht irre machen. Desto schlimmer für die Königinnen, wenn sie wirklich nicht so sprechen, nicht so sprechen dürfen. Ich habe es lange schon geglaubt, daß der Hof der Ort eben nicht ist, wo der Dichter die Natur studiren kann. Aber wenn Pomp und Etiquette aus Menschen Maschinen macht, so ist es das Werk des Dichters, aus diesen Maschinen wie-

der Menschen zu machen. Die wahren Königinnen mögen so gesucht und affektirt sprechen, als sie wollen: seine Königinnen müssen natürlich sprechen. Er höre der Hekuba des Euripides nur fleißig zu und tröste sich immer, wenn er schon sonst keine Königinnen gesprochen hat.

Nichts ist züchtiger und anständiger, als die simple Natur. Grobheit und Wust ist eben so weit von ihr entfernt, als Schwulst und Bombast von dem Erhabenen. Das nämliche Gefühl, welches die Gränzscheidung dort wahrnimmt, wird sie auch hier bemerken. Der schwülstige Dichter ist daher unfehlbar auch der pöbelhafteste. Beide Fehler sind unzertrennlich; und keine Gattung giebt mehrere Gelegenheit, in beide zu verfallen, als die Tragödie.

Gleichwohl scheint die Engländer vornehmlich nur der eine, in ihrem Banks beleidigt zu haben. Sie tadelten weniger seinen Schwulst, als die pöbelhafte Sprache, die er so edle und in der Geschichte ihres Landes so glänzende Personen führen lasse; und wünschten lange, daß sein Stück von einem Manne, der den tragischen Ausdruck mehr in seiner Gewalt habe, möchte umgearbeitet werden.*)

---

*) (Companion to the Theatre Vol. II. p. 105.) — The Diction is every where very bad; and in some places so low, that it even becomes unnatural. — And I think, there cannot be a greater proof of the little encouragement this age affords to merit, than that no Gentleman possest of a true

Dieses geschah endlich auch. Fast zu gleicher Zeit machten sich Jones und Brook darüber. Heinrich Jones, von Geburt ein Irländer, war seiner Profession nach ein Maurer, und vertauschte, wie der alte Ben Johnson, seine Kelle mit der Feder. Nachdem er schon einen Band Gedichte auf Subscription drucken lassen, die ihn als einen Mann von großem Genie bekannt machten, brachte er seinen Essex 1753 aufs Theater. Als dieser zu London gespielt ward, hatte man bereits den von Heinrich Brook in Dublin gespielt. Aber Brook ließ seinen erst einige Jahre hernach drukken; und so kann es wohl seyn, daß er, wie man ihm Schuld giebt, eben sowohl den Essex des Jones, als den vom Banks, genutzt hat. Auch muß noch ein Essex von einem James Ralph vorhanden seyn. Ich gestehe, daß ich keinen gelesen habe, und alle drei nur aus den gelehrten Tagebüchern kenne. Von dem Essex des Brook sagt ein französischer Kunstrichter, daß er das Feuer und das Pathetische des Banks mit der schönen Poesie des Jones zu verbinden gewußt habe. Was er über die Rolle der Rutland, und über derselben Ver-

---

Genius and Spirit of Poetry, thinks it worth his attention to adorn so celebrated a part of history with that dignity of Expression befitting Tragedy in general, but more particulary, where the Characters are perhaps the greatest the World ever produced.

zweiflung bei der Hinrichtung ihres Gemahls hinzufügt,*) ist merkwürdig; man lernt auch daraus das Pariser Parterre auf einer Seite kennen, die ihm wenig Ehre macht.

Aber einen spanischen Essex habe ich gelesen, der viel zu sonderbar ist, als daß ich nicht im Vorbeigehen etwas davon sagen sollte. —

No. LX.

Den 27sten November 1767.

Er ist von einem Ungenannten, und führt den Titel: Für seine Gebieterin sterben.**) Ich finde ihn in einer Sammlung von Komödien, die Joseph Padrino zu Sevilien gedruckt hat, und in der er das vier und siebzigste Stück ist. Wann er ver-

*) (Journal Encycl. Mars 1761.) Il a aussi fait tomber en démence la Comtesse de Rutland au moment que cet illustre époux est conduit à l'échafaud; ce moment où cette Comtesse est un objet bien digne de pitié, a produit une très-grande sensation, et a été trouvé admirable à Londres: en France il eut paru ridicule; il auroit été sifflé, et l'on auroit envoyé la Comtesse avec l'Auteur aux Petites-Maisons.

**) Dar la vida por su Dama, el Conde de Sex; de un Ingenio de esta Corte.

fertigt worden, weiß ich nicht; ich sehe auch nichts, woraus es sich ungefähr abnehmen ließe. Das ist klar, daß sein Verfasser weder die französischen und englischen Dichter, welche die nämliche Geschichte bearbeitet haben, gebraucht hat, noch von ihnen gebraucht worden. Er ist ganz original. Doch, ich will dem Urtheile meiner Leser nicht vorgreifen.

Essex kommt von seiner Expedition wider die Spanier zurück, und will der Königin in London Bericht davon abstatten. Wie er anlangt, hört er, daß sie sich zwei Meilen von der Stadt auf dem Landgute einer ihrer Hofdamen, Namens Blanka, befinde. Diese Blanka ist die Geliebte des Grafen, und auf diesem Landgute hat er, noch bei Lebzeiten ihres Vaters, viele heimliche Zusammenkünfte mit ihr gehabt. Sogleich begiebt er sich dahin, und bedient sich des Schlüssels, den er noch von der Gartenthür bewahrt, durch die er ehedem zu ihr gekommen. Es ist natürlich, daß er sich seiner Geliebten eher zeigen will, als der Königin. Als er durch den Garten nach ihren Zimmern schleicht, wird er, an dem schattichten Ufer eines durch denselben geleiteten Armes der Themse, ein Frauenzimmer gewahr (es ist ein schwüler Sommerabend), das mit den bloßen Füßen in dem Wasser sitzt und sich abkühlt. Er bleibt voller Verwunderung über ihre Schönheit stehen, ob sie schon das Gesicht mit einer halben Maske bedeckt hat, um nicht erkannt zu werden. (Diese Schönheit, wie billig, wird bei-

läufig beschrieben, und besonders werden über die allerliebsten weißen Füße in dem klaren Wasser sehr spitzfindige Dinge gesagt.) Nicht genug, daß der entzückte Graf zwei krystallene Säulen in einem fließenden Krystalle stehen sieht; er weiß vor Erstaunen nicht, ob das Wasser der Krystall ihrer Füße ist, welcher in Fluß gerathen, oder ob ihre Füße der Krystall des Wassers sind, der sich in diese Form kondensirt hat.*) Noch verwirrter macht ihn die

*) Las dos columnas bellas
Metiò dentro del dio, y como al vellas
Vi un crystal en el rio desatado,
Y vi crystal en ellas condensado,
No supe si las aguas que se vian
Eran sus pies, que liquidos corrian,
O si sus dos columnas se formaban
De las aguas, que alli se congelaban.

Diese Ähnlichkeit treibt der Dichter noch weiter, wenn er beschreiben will, wie die Dame, das Wasser zu kosten, es mit ihrer hohlen Hand geschöpft, und nach dem Munde geführt habe. Diese Hand, sagt er, war dem klaren Wasser so ähnlich, daß der Fluß selbst vor Schrecken zusammenfuhr, weil er befürchtete, sie möchte einen Theil ihrer eigenen Hand mittrinken.

Quiso prabar a caso
El agua, y fueron crystalino vaso
Sus manos, acercò las a los labios,
Y entonces el arrayo llorò agravios,
Y como tanto, en fin, se parecia
A sus manos aquello que bebia,
Temi con sobresalto (y no fue en vano)
Que se bebiera parte de la mano.

halbe schwarze Maske auf dem weißen Gesichte: er kann nicht begreifen, in welcher Absicht die Natur ein so göttliches Monstrum gebildet, und auf seinem Gesichte so schwarzen Basalt mit so glänzendem Elfenbeine gepaart habe; ob mehr zur Bewunderung, oder mehr zur Verspottung? *) Kaum hat sich das Frauenzimmer wieder angekleidet, als, unter der Ausrufung: Stirb, Tyrannin! ein Schuß auf sie geschieht, und gleich darauf zwei maskirte Männer mit bloßem Degen auf sie losgehen, weil der Schuß sie nicht getroffen zu haben scheint. Essex besinnt sich nicht lange, ihr zu Hülfe zu eilen. Er greift die Mörder an, und sie entfliehen. Er will ihnen nach; aber die Dame ruft ihn zurück, und bittet ihn, sein Leben nicht in Gefahr zu setzen. Sie sieht, daß er verwundet ist, knüpft ihre Schärpe los, und giebt sie ihm, sich die Wunde damit zu verbinden. Zugleich, sagt sie, soll diese Schärpe dienen, mich Euch zu seiner Zeit zu erkennen zu geben; jetzt muß ich mich entfernen, ehe über den Schuß mehr Lärmen entsteht; ich möchte nicht gern,

---

*) Yo, que al principio vi, ciego, y turbado
A una parte nevado
Y en otra negro el rostro,
Juzgué, mirando tan divino monstruo,
Que la naturaleza cuidadosa
Desigual uniendo tan hermosa,
Quiso hacer por assombro, o por ultrage,
De azabache y manfil un maridage.

daß die Königin den Zufall erführe, und ich beschwöre Euch daher um Eure Verschwiegenheit. Sie geht, und Essex bleibt voller Erstaunen über diese sonderbare Begebenheit, über die er mit seinem Bedienten, Namens Cosme, allerlei Betrachtungen anstellt. Dieser Cosme ist die lustige Person des Stücks; er war vor dem Garten geblieben, als sein Herr hineingegangen, und hatte den Schuß zwar gehört, aber ihm doch nicht zu Hülfe kommen dürfen. Die Furcht hielt an der Thüre Schildwache, und versperrte ihm den Eingang. Furchtsam ist Cosme für viere,*) und das sind die spanischen Narren gemeiniglich alle. Essex bekennt, daß er sich unfehlbar in die schöne Unbekannte verliebt haben würde, wenn Blanka nicht schon so völlig Besitz von seinem Herzen genommen hätte, daß sie durchaus keiner andern Leidenschaft darin Raum lasse. Aber, sagt er, wer mag sie wohl gewesen seyn? Was dünkt Dich, Cosme? — Wer wird's gewesen seyn, antwortete Cosme, als des Gärtners

---

*) Ruido de armas en la Quinta,
Y dentro el Conde? Qua aguardo,
Que no voi à socorrerle?.
Que aguardo? Lindo recado,
Aguardo à que quiera el miedo
Dexarme entrar: — — — —
— — — — — — — — —
Cosme, que ha tenido un miedo
Que puede valer por quatro.

Frau, die sich die Beine gewaschen?*) — Aus diesem Zuge kann man leicht auf das Übrige schließen. Sie gehen endlich beide wieder fort; es ist zu spät geworden; das Haus könnte über den Schuß in Bewegung gerathen seyn; Essex getraut sich daher nicht, unbemerkt zur Blanka zu kommen, und verschiebt seinen Besuch auf ein andermal.

Nun tritt der Herzog von Alanzon auf, mit Flora, der Blanka Kammermädchen. (Die Scene ist noch auf dem Landgute, in einem Zimmer der Blanka; die vorigen Auftritte waren in dem Garten. Es ist des folgenden Tages.) Der König von Frankreich hatte der Elisabeth eine Verbindung mit seinem jüngsten Bruder vorgeschlagen. Dieses ist der Herzog von Alanzon. Er ist, unter dem Vorwande einer Gesandtschaft, nach England gekommen, um diese Verbindung zu Stande zu bringen. Es läßt sich alles, sowohl von Seiten des Parlaments, als der Königin, sehr wohl dazu an; aber indeß erblickt er die Blanka, und verliebt sich in sie. Jetzt kommt er, und bittet Floren, ihm in seiner Liebe behülflich zu seyn. Flora verbirgt ihm nicht, wie wenig er zu erwarten habe; doch ohne ihm das geringste von der Vertraulichkeit, in welcher der Graf mit ihr steht, zu entdecken. Sie sagt bloß: Blanka suche sich zu verheirathen, und da sie hier-

*) La muger del hortelano,
Que se lavaba las piernas.

auf sich mit einem Manne, dessen Stand so weit über den ihrigen erhaben sey, doch keine Rechnung machen könne, so dürfte sie schwerlich seiner Liebe Gehör geben. — (Man erwartet, daß der Herzog auf diesen Einwurf die Lauterkeit seiner Absichten betheuern werde; aber davon kein Wort! Die Spanier sind in diesem Punkte lange so strenge und delikat nicht, als die Franzosen.) Er hat einen Brief an Blanka geschrieben, den Flora übergeben soll. Er wünscht, es selbst mit anzusehen, was dieser Brief für Eindruck auf sie machen werde. Er schenkt Floren eine goldene Kette, und Flora versteckt ihn in eine anstoßende Gallerie, indem Blanka mit Cosme hereintritt, welcher ihr die Ankunft seines Herrn meldet.

Essex kommt. Nach den zärtlichsten Bewillkommnungen der Blanka, nach den theuersten Versicherungen des Grafen, wie sehr er ihrer Liebe sich würdig zu zeigen wünsche, müssen sich Flora und Cosme entfernen, und Blanka bleibt mit dem Grafen allein. Sie erinnert ihn, mit welchem Eifer und mit welcher Standhaftigkeit er sich um ihre Liebe beworben habe. Nachdem sie ihm drei Jahre widerstanden, habe sie endlich sich ihm ergeben, und ihn, unter Versicherung, sie zu heirathen, zum Eigenthümer ihrer Ehre gemacht. (Te hice dueno de mi honor: der Ausdruck sagt im Spanischen ein wenig viel.) Nur die Feindschaft, welche unter ihren beiderseitigen Familien obgewaltet, habe nicht

erlaubt, ihre Verbindung zu vollziehen. Essex ist nichts in Abrede, und fügt hinzu, daß, nach dem Tode ihres Vaters und Bruders, nur die ihm aufgetragene Expedition wider die Spanier dazwischen gekommen sey. Nun aber habe er diese glücklich vollendet; nun wolle er unverzüglich die Königin um Erlaubniß zu ihrer Vermählung antreten. — Und so kann ich dir denn, sagt Blanka, als meinem Geliebten, als meinem Bräutigam, als meinem Freunde, alle meine Geheimnisse sicher anvertrauen. *)

No. LXI.

Den 1sten December 1767.

Hierauf beginnt sie eine lange Erzählung von dem Schicksale der Marie von Schottland. Wir erfahren (denn Essex selbst muß alles das, ohne Zweifel, längst wissen), daß ihr Vater und Bruder dieser unglücklichen Königin sehr zugethan gewesen; daß sie sich geweigert, an der Unterdrückung der Unschuld Theil zu nehmen; daß Elisabeth sie daher gefangen setzen, und im Gefängnisse heimlich hinrichten lassen. Kein Wunder, daß Blanka die Elisabeth haßt, daß sie fest entschlossen ist, sich an

---

*) Bien podrè seguramente
Revelarte intentos mios,
Como a galan, como a dueño,
Como a esposo, y como a amigo.

ihr zu rächen. Zwar hat Elisabeth nachher sie unter ihre Hofdamen aufgenommen, und sie ihres ganzen Vertrauens gewürdigt. Aber Blanka ist unversöhnlich. Umsonst wählte die Königin, nur kürzlich, vor allen anderen das Landgut der Blanka, um die Jahreszeit einige Tage daselbst ruhig zu genießen. — Diesen Vorzug selbst, wollte Blanka ihr zum Verderben gereichen lassen. Sie hatte an ihren Oheim geschrieben, welcher, aus Furcht, es möchte ihm wie seinem Bruder, ihrem Vater, ergehen, nach Schottland geflohen war, wo er sich im Verborgenen aufhielt. Der Oheim war gekommen; und kurz, dieser Oheim war es gewesen, welcher die Königin in dem Garten ermorden wollen. Nun weiß Essex, und wir mit ihm, wer die Person ist, der er das Leben gerettet hat. Aber Blanka weiß nicht, daß es Essex ist, welcher ihren Anschlag vereiteln müssen. Sie rechnet vielmehr auf die unbegrenzte Liebe, deren sie Essex versichert, und wagt es, ihn nicht bloß zum Mitschuldigen machen zu wollen, sondern ihm völlig die glücklichere Vollziehung ihrer Rache zu übertragen. Er soll sogleich an ihren Oheim, der wieder nach Schottland geflohen ist, schreiben, und gemeinschaftliche Sache mit ihm machen. Die Tyrannin müsse sterben; ihr Name sey allgemein verhaßt; ihr Tod sey eine Wohlthat für das Vaterland, und niemand verdiene es mehr, als Essex, dem Vaterlande diese Wohlthat zu verschaffen.

Essex ist über diesen Antrag äußerst betroffen. Blanka, seine theure Blanka, kann ihm eine solche Verrätherei zumuthen? Wie sehr schämt er sich in diesem Augenblicke seiner Liebe! Aber was soll er thun? Soll er ihr, wie es billig wäre, seinen Unwillen zu erkennen geben? Wird sie darum weniger bei ihren schändlichen Gesinnungen bleiben? Soll er der Königin die Sache hinterbringen? Das ist unmöglich; Blanka, seine ihm noch immer theure Blanka, läuft Gefahr. Soll er sie, durch Bitten und Vorstellungen, von ihrem Entschlusse abzubringen suchen? Er müßte nicht wissen, was für ein rachsüchtiges Geschöpf eine beleidigte Frau ist; wie wenig es sich durch Flehen erweichen, und durch Gefahr abschrecken läßt. Wie leicht konnte sie seine Abrathung, sein Zorn, zur Verzweiflung bringen, daß sie sich einem Andern entdeckte, der so gewissenhaft nicht wäre, und ihr zu Liebe alles unternähme?*) — Dieses in der Geschwindigkeit überlegt, faßt er den Vorsatz, sich zu verstellen, um den Roberto, so heißt der Oheim der Blanka, mit allen seinen Anhängern, in die Falle zu locken.

---

*) Ay tal traicion! vive el Cielo,
Que de amarla estoi corrido.
Blanca, que es mi dulce dueno,
Blanca, à quien quiero, y estimo,
Me propone tal traicion!
Que harè, porque si ofendido,
Respondiendo, como es justo

Blanka wird ungeduldig, daß ihr Essex nicht sogleich antwortet. „Graf," sagt sie, „wenn Du erst lange mit Dir zu Rathe gehst, so liebst Du mich nicht. Auch nur zweifeln, ist Verbrechen. Undankbarer!" *) — „Sey ruhig, Blanka!" erwiedert Essex, „ich bin entschlossen." — „Und wozu?" — „Gleich will ich Dir es schriftlich geben."

Contra su traicion me irrito,
No por esso ha de evitar
Su resuelto desatino.
Pues darle cuenta a la Reina
Es impossibile, pues quiso
Mi suerte, que tenga parte
Blanca en aqueste delito.
Pues si procuro con ruegos
Disuadirla, es desvario,
Que es una muger resuelta
Animal tan vengativo,
Que no se dobla à los riefgos:
Antes con efecto impio,
En el mismo rendimiento
Suelen agusar los filos;
Y quizà desesperada
De mi enojo, o mi desvio,
Se declarara con otro
Menos leal, menos fino,
Que quizà por ella intente,
Lo que yo hacer no he querido.

*) Si estas consultando, Conde,
Allà dentro de ti mismo
Lo que has de hacer; no me quieres,
Ya el dudarlo fue delito.
Vive Duos, que eres ingrato!

Essex setzt sich nieder, an ihren Oheim zu schreiben, und indem tritt der Herzog aus der Gallerie näher. Er ist neugierig, zu sehen, wer sich mit Blanka so lange unterhält; und erstaunt, den Grafen von Essex zu erblicken. Aber noch mehr erstaunt er über das, was er gleich darauf zu hören bekommt. Essex hat an den Roberto geschrieben, und sagt der Blanka den Inhalt seines Schreibens, das er sofort durch den Cosme abschicken will. Roberto soll mit allen seinen Freunden einzeln nach London kommen; Essex will ihn mit seinen Leuten unterstützen; Essex hat die Gunst des Volks; nichts wird leichter seyn, als sich der Königin zu bemächtigen; sie ist schon so gut als todt. — Erst müßt' ich sterben! ruft auf einmal der Herzog, und kommt auf sie los. Blanka und der Graf erstaunen über diese plötzliche Erscheinung; und das Erstaunen des Letztern ist nicht ohne Eifersucht. Er glaubt, daß Blanka den Herzog bei sich verborgen gehalten. Der Herzog rechtfertigt Blanka, und versichert, daß sie von seiner Anwesenheit nichts gewußt; er habe die Gallerie offen gefunden, und sey von selbst hereingegangen, die Gemälde darin zu betrachten. *)

---

*) Por vida del Rey mi hermano,
Y por la que mas estimo.
De la Reina mi señora,
Y por — pero yo lo digo
Que en mi es el mayor empeño
De la verdad del decirlo,

Der Herzog. Bei dem Leben meines Bruders, bei dem mir noch kostbarern Leben der Königin,

---

Que no tine Blanca parte
De estar yo aqui — — —
— — — — — — — —
Y estad mui agradecido
A Blanca, de que yo os dè
No satisfacion, aviso
De esta verdad, porque a vos,
Hombres come yo — *Cond.* Imagino
Que no me conoceis bien.
Dup. No os havia conocido
Hasta aqui; mas ya os conozco,
Pues ya tan otro os he visto
Que os reconozco traidor.
Cond. Quien dixere — *Duq.* Yo lo digo,
No pronuncieis algo, Conde,
Que ya no puedo sufriros.
Cond. Qualquier cosa que yo intente —
Duq. Mirad que estoi persuadido
Que hacer la traicion cobardes;
Y assi qnando os he cogido
En un lance que mē dà
De que sois cobarde indicios,
Non he de aprovecharme de esto,
Y assi os perdona mi brio
Este rato que teneis
El valor desminuido;
Que a estar toda vos entero,
Supiera daros castigo.
Cond. Yo soi el Conde de Sex
Y nadie se me ha atrevido
Sino el hermano del Rey
De Francia. — *Duc.* Yo tengo brio

bei — Aber genug, daß Ich es sage: Blanka ist unschuldig. Und nur ihr, Mylord, haben Sie diese Erklärung zu danken. Auf Sie ist im geringsten nicht dabei gesehen. Denn mit Leuten, wie Sie, machen Leute, wie ich —

Der Graf. Prinz, Sie kennen mich ohne Zweifel nicht recht! —

Der Herzog. Freilich habe ich Sie nicht recht gekannt. Aber ich kenne Sie nun. Ich hielt Sie für einen ganz andern Mann: und ich finde, Sie sind ein Verräther.

Der Graf. Wer darf das sagen?

Der Herzog. Ich! — Nicht ein Wort mehr! Ich will kein Wort mehr hören, Graf!

Der Graf. Meine Absicht mag auch gewesen seyn —

Der Herzog. Denn kurz; ich bin überzeugt, daß ein Verräther kein Herz hat. Ich treffe Sie als einen Verräther: ich muß Sie für einen Mann ohne Herz halten. Aber um so weniger darf ich

---

Para que sin ser quien soi,
Pueda mi valor invicto.
Castigar, non digo yo
Solo a vos, mos a vos mismo.
Siendo leal, que es lo mas
Con que queda enearecido.
Y pues sois tan gran Soldado,
No echeis a perder, os pido,
Tantas heroicas hazanas
Con un hecho tan indigno —

mich dieses Vortheils über Sie bedienen. Meine Ehre verzeiht Ihnen, weil Sie der Ihrigen verlustig sind. Wären Sie so unbescholten, als ich Sie sonst geglaubt, so würde ich Sie zu züchtigen wissen.

Der Graf. Ich bin der Graf von Essex. So hat mir noch niemand begegnen dürfen, als der Bruder des Königs von Frankreich.

Der Herzog. Wenn ich auch der nicht wäre, der ich bin; wenn nur Sie der wären, der Sie nicht sind, ein Mann von Ehre: so sollten Sie wohl empfinden, mit wem Sie zu thun hätten. — Sie der Graf von Essex? Wenn Sie dieser berufene Krieger sind; wie können Sie so viele große Thaten durch eine so unwürdige That vernichten wollen? —

No. LXII.

Den 4ten December 1767.

Der Herzog fährt hierauf fort, ihm sein Unrecht, in einem etwas gelindern Tone, vorzuhalten. Er ermahnt ihn, sich eines Bessern zu besinnen; er will es vergessen, was er gehört habe; er ist versichert, daß Blanka mit dem Grafen nicht einstimme, und daß sie selbst ihm eben das würde gesagt haben, wenn er, der Herzog, ihr nicht zuvor-

gekommen wäre. Er schließt endlich: „Noch einmal, Graf; gehen Sie in sich! Stehen Sie von einem so schändlichen Vorhaben ab! Werden Sie wieder Sie selbst! Wollen Sie aber meinem Rathe nicht folgen, so erinnern Sie sich, daß Sie einen Kopf haben, und London einen Henker!"*) — Hiermit entfernt sich der Herzog. Essex ist in der äußersten Verwirrung; es schmerzt ihn, sich für einen Verräther gehalten zu wissen; gleichwohl darf er es jetzt nicht wagen, sich gegen den Herzog zu rechtfertigen; er muß sich gedulden, bis es der Ausgang lehre, daß er da seiner Königin am getreuesten gegesen sey, als er es am wenigsten zu seyn geschienen.**) So spricht er mit sich selbst; zur Blanka aber sagt er, daß er den Brief sogleich an ihren Oheim senden wolle, und geht ab. Blanka deßgleichen; nachdem sie ihren Unstern verwünscht, sich aber noch damit getröstet, daß es kein Schlimmerer

---

*) Miradlo mejor, dexad
Un intento tan indigno,
Corresponded à quien sois,
Y sino bastan avisos,
Mirad que ay Verdugo en Londres,
Y en vos cabeza, harto os digo.

**) Non he de responder al Duque
Hasta que el sucesso mismo
Muestre como fueron falsos
De mi traicion los indicios,
Y que soi mas leal, quando
Mos traidor he parecido.

als der Herzog sey, welcher von dem Anschlage des Grafen wisse.

Die Königin erscheint mit ihrem Kanzler, dem sie es vertrauet hat, was ihr in dem Garten begegnet. Sie befiehlt, daß ihre Leibwache alle Zugänge wohl besetze; und morgen will sie nach London zurückkehren. Der Kanzler ist der Meinung, die Meuchelmörder aufsuchen zu lassen, und durch ein öffentliches Edikt demjenigen, der sie anzeigen werde, eine ansehnliche Belohnung zu verheißen, sollte er auch selbst ein Mitschuldiger seyn. „Denn, da es ihrer zwei waren," sagt er, „die den Anfall thaten, so kann leicht einer davon ein eben so treuloser Freund seyn, als er ein treuloser Unterthan ist." *) — Aber die Königin mißbilligt diesen Rath; sie hält es für besser, den ganzen Vorfall zu unterdrücken und es gar nicht bekannt werden zu lassen, daß es Menschen gegeben, die sich einer solchen That erkühnen dürfen. „Man muß," sagt sie, „die Welt glauben machen, daß die Könige so wohl bewacht werden, daß es der Verrätherei unmöglich ist, an sie zu kommen. Außerordentliche Verbrechen werden besser verschwiegen, als bestraft. Denn das Beispiel der Strafe ist von dem Beispiele der Sünde

---

*) Y pues son dos los culpados
Podrà ser, que alguno de ellos
Entregue al otro que es llano,
Que serà traidor amigo
Quien sue desleal vassallo.

unzertrennlich; und dieses kann oft eben so sehr anreizen, als jenes abschrecken." *)

Indem wird Essex gemeldet, und vorgelassen. Der Bericht, den er von dem glücklichen Erfolge seiner Expedition abstattet, ist kurz. Die Königin sagt ihm, auf eine sehr verbindliche Weise: „Da ich Euch wieder erblicke, weiß ich von dem Ausgange des Krieges schon genug." **) Sie will von keinen näheren Umständen hören, bevor sie seine Dienste nicht belohnt, und befiehlt dem Kanzler, dem Grafen sogleich das Patent als Admiral von England auszufertigen. Der Kanzler geht; die Königin und Essex sind allein; das Gespräch wird vertraulicher; Essex hat die Schärpe um; die Königin bemerkt sie, und Essex würde es aus dieser bloßen Bemerkung schließen, daß er sie von ihr habe, wenn er es aus den Reden der Blanka nicht schon geschlossen hätte. Die Königin hat den Grafen schon längst heimlich geliebt; und nun ist sie ihm sogar

*) Y es gran materia de estado
Dar a entender, que los Reyes
Estan en si tan guardados
Que aunque la traicion los busque,
Nunca ha de poder hallarlos;
Y assi el secreto averigue
Enormes delitos, quando,
Mas que el castigo, escarmientos
Dè de exemplares el pecado.

**) Que ya solo con miraros
Sè el sucesso de la guerra.

das Leben schuldig.*) Es kostet ihr alle Mühe, ihre Neigung zu verbergen. Sie thut verschiedene Fragen, ihn auszulocken, und zu hören, ob sein Herz schon eingenommen, und ob er es vermuthe, wem er das Leben in dem Garten gerettet. Das letzte giebt er ihr durch seine Antworten gewissermaßen zu verstehen und zugleich, daß er für eben diese Person mehr empfinde, als er derselben zu entdecken sich erkühnen dürfe. Die Königin ist auf dem Punkte, sich ihm zu erkennen zu geben; doch siegt noch ihr Stolz über ihre Liebe. Eben so sehr hat der Graf mit seinem Stolze zu kämpfen: er kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß ihn die Königin liebe, ob er schon die Vermessenheit dieses Gedankens erkennt. (Daß diese Scene größtentheils aus Reden bestehen müsse, die jedes seitab führt, ist leicht zu erachten.) Sie heißt ihn gehen, und heißt ihn wieder so lange warten, bis der Kanzler ihm das Patent bringe. Er bringt es; sie überreicht es ihm; er bedankt sich, und das Seitab fängt mit neuem Feuer an.

Die Königin. Thörichte Liebe! —
Essex. Eitler Wahnsinn! —
Die Königin. Wie blind! —

---

*) No hastaba, amor tyranno
Una inclinacion tan fuerte,
Sin que te aya ayudado
Del deberle yo la vida?

Essex. Wie verwegen! —

Die Königin. So tief willst du, daß ich mich herabsetze? —

Essex. So hoch willst Du, daß ich mich versteige?

Die Königin. Bedenke, daß ich Königin bin!

Essex. Bedenke, daß ich Unterthan bin!

Die Königin. Du stürzest mich bis in den Abgrund —

Essex. Du erhebst mich bis zur Sonne —

Die Königin. Ohne auf meine Hoheit zu achten.

Essex. Ohne meine Niedrigkeit zu erwägen.

Die Königin. Aber, weil du meines Herzens dich bemeistert: —

Essex. Aber, weil Du meiner Seele Dich bemächtigt:

Die Königin. So stirb da, und komm nie auf die Zunge!

Essex. So stirb da, und komm nie über die Lippen! *)

---

*) *Rein.* Loco Amor — *Cond.* Necio impossible —
Rein. Què ciego — *Cond.* Què temerario —
Rein. Me abates a tal baxeza —
Cond. Me queres subir tan alto —
Rein. Advierte, que soi la Reina —
Cond. Advierte, que soi vasallo —
Rein. Pues me humillas a el abysmo —
Cond. Pues me acercas a los rayos —
Rein. Sin reparar mi grandeza —
Cond. Sin mirar me humilde estado —
Rein. Ya que te miro acà dentro —
Cond. Ya que en mi te vas entrando —

(Ist das nicht eine sonderbare Art von Unterhaltung? Sie reden mit einander; und reden auch nicht mit einander. Der eine hört, was der andere nicht sagt, und antwortet auf das, was er nicht gehört hat. Sie nehmen einander die Worte nicht aus dem Munde, sondern aus der Seele. Man sage jedoch nicht, daß man ein Spanier seyn muß, um an solchen unnatürlichen Künsteleien Geschmack zu finden. Noch vor einigen dreißig Jahren fanden wir Deutschen eben so viel Geschmack daran; denn unsere Staats- und Heldenaktionen wimmelten davon, die in allem nach den spanischen Mustern zugeschnitten waren.)

Nachdem die Königin den Essex beurlaubt, und ihm befohlen, ihr bald wieder aufzuwarten, gehen beide auf verschiedenen Seiten ab, und machen dem ersten Aufzuge ein Ende. — Die Stücke der Spanier, wie bekannt, haben deren nur drei, welche sie Jornadas, Tagewerke, nennen. Ihre allerältesten Stücke hatten vier: sie krochen, sagt Lope de Vega, auf allen Vieren, wie Kinder; denn es waren auch wirklich noch Kinder von Komödien. Virves war der erste, welcher die vier Aufzüge auf drei brachte; und Lope folgte ihm darin, ob er schon die ersten Stücke seiner Jugend, oder vielmehr seiner Kindheit, ebenfalls in vieren gemacht hatte.

Rein. Muere entre el pecho, y la voz.
Cond. Muere entre el alma y los labios.

Wir lernen dieses aus einer Stelle in des letztern „neuen Kunst, Komödien zu machen;“ *) mit der ich aber eine Stelle des Cervantes in Widerspruch finde, **) wo sich dieser den Ruhm anmaßt, die spanische Kömödie von fünf Akten, aus welchen sie sonst bestanden, auf drei gebracht zu haben. Der spanische Litterator mag diesen Widerspruch entscheiden; ich will mich dabei nicht aufhalten.

No. LXIII.

Den 8ten December 1767.

Die Königin ist von dem Landgute zurückgekommen; und Essex gleichfalls. Sobald er in London angelangt ist, eilt er nach Hofe, um sich keinen Augenblick vermissen zu lassen. Er eröffnet mit

---

*) Arte nuevo de hazer Comedias, die sich hinter des Lope Rimas befindet.

El Capitan Virves insigne ingenio,
Puso en tres actos la Comedia, que antes
Andava en quatro, como pies de niño,
Que eran entonces niñas las Comedias,
Y yo las escrivi de onze, y doza años,
De à quatro actos, y de à quatro pliegos,
Porque cada acto un pliego contenia.

**) In der Vorrede zu seinen Komödien: Donde me atrevi a reducir las Comedias a tres Jornadas, de cinco que tenian.

seinem Cosme den zweiten Akt, der in dem königlichen Schlosse spielt. Cosme hat, auf Befehl des Grafen, sich mit Pistolen versehen müssen; der Graf hat heimliche Feinde; er besorgt, wenn er des Nachts spät vom Schlosse geht, überfallen zu werden. Er heißt den Cosme, die Pistolen nur indeß in das Zimmer der Blanka zu tragen, und sie von Floren aufheben zu lassen. Zugleich bindet er die Schärpe los, weil er zur Blanka gehen will. Blanka ist eifersüchtig; die Schärpe könnte ihr Gedanken machen; sie könnte sie haben wollen; und er würde sie ihr abschlagen müssen. Indem er sie dem Cosme zur Verwahrung übergiebt, kommt Blanka dazu. Cosme will sie geschwind verstecken; aber es kann so geschwind nicht geschehen, daß es Blanka nicht merken sollte. Blanka nimmt den Grafen mit sich zur Königin; und Essex ermahnt im Abgehen den Cosme, wegen der Schärpe reinen Mund zu halten, und sie niemanden zu zeigen.

Cosme hat, unter seinen anderen guten Eigenschaften, auch diese, daß er ein Erzplauderer ist. Er kann kein Geheimniß eine Stunde bewahren; er fürchtet, ein Geschwür im Leibe davon zu bekommen; und das Verbot des Grafen hat ihn zur rechten Zeit erinnert, daß er sich dieser Gefahr bereits sechs und dreißig Stunden ausgesetzt habe.*) Er

*) — — Yo no me acordaba
De decirlo y lo callaba,

giebt Floren die Pistolen, und hat den Mund schon auf, ihr auch die ganze Geschichte, von der maskirten Dame und der Schärpe, zu erzählen. Doch eben besinnt er sich, daß es wohl eine würdigere Person seyn müsse, der er sein Geheimniß zuerst mittheile. Es würde nicht lassen, wenn sich Flora rühmen könnte, ihn dessen deflorirt zu haben.*) (Ich muß von allerlei Art des spanischen Witzes eine kleine Probe einzuflechten suchen.)

Cosme darf auf diese würdigere Person nicht lange warten. Blanka wird von ihrer Neugierde viel zu sehr gequält, daß sie sich nicht, sobald als möglich, von dem Grafen losmachen sollte, um zu erfahren, was Cosme vorhin so hastig vor ihr zu verbergen gesucht hat. Sie kommt also sogleich zurück, und nachdem sie ihn zuerst gefragt, warum er nicht schon nach Schottland abgegangen, wohin ihn der Graf schicken wollen, und er ihr geantwortet, daß er mit anbrechendem Tage abreisen werde: verlangt sie zu wissen, was er da versteckt halte?

Y como me lo entrego,
Ya por decirlo rebiento,
Que tengo tal propriedad,
Que en un hora, ò la mitad.
Se me hace postema un cuento.

*) Alla Flora; mas no
Sera persona mas grave —
No es bien que Flora se alabe
Que el cuento me desfloró.

Sie dringt in ihn; doch Cosme läßt nicht lange in sich dringen. Er sagt ihr alles, was er von der Schärpe weiß; und Blanka nimmt sie ihm ab. Die Art, mit der er sich seines Geheimnisses entledigt, ist äußerst ekelhaft. Sein Magen will es nicht länger bei sich behalten; es stößt ihm auf; es kneipt ihn; er steckt den Finger in den Hals; er giebt es von sich; und um einen bessern Geschmack wieder in den Mund zu bekommen, läuft er geschwind ab, eine Quitte oder Olive darauf zu kauen.*) Blanka kann aus seinem verwirrten Geschwätze zwar nicht recht klug werden; sie versteht aber doch so viel daraus, daß die Schärpe das Geschenk einer Dame ist, in die Essex verliebt werden könnte, wenn er es nicht schon sey. „Denn er ist doch nur ein Mann, sagt sie. Und Wehe der, die ihre Ehre einem

---

*) Ya se me viene a la boca
La purga — — —
O que regueldos tan secos
Me vienen! terrible aprieto. — —
Mi estomago no lo lleva;
Protesto que es gran trabajo,
Meto los dedos. — —
Y pues la purga he trocado,
Y el secreto he vomitado
Desde el principio hasta el fin;
Y fin dexar cosa alguna,
Tal asco me dio al decillo,
Voi à probar de un membrillo,
O a mordar de una azeituna.

Manne anvertraut hat! Der beste ist noch so schlimm!"*) — Um seiner Untreue also zuvorzukommen, will sie ihn je eher je lieber heirathen.

Die Königin tritt herein und ist äußerst niedergeschlagen. Blanka fragt, ob sie die übrigen Hofdamen rufen soll: aber die Königin will lieber allein seyn; nur Irene soll kommen, und vor dem Zimmer singen. Blanka geht auf der einen Seite nach Irenen ab, und von der andern kommt der Graf.

Essex liebt Blanka; aber er ist ehrgeizig genug, auch der Liebhaber der Königin seyn zu wollen. Er wirft sich diesen Ehrgeiz selbst vor; er bestraft sich deßwegen; sein Herz gehört der Blanka; eigennützige Absichten müssen es ihr nicht entziehen wollen; unächte Convenienz muß keinen ächten Affekt besiegen.**) Er will sich also lieber wieder entfer-

---

*) Es hombre al fin, y ay de aquella
Que a un hobre fio su honor,
Siendo tan malo el mejot.

**) Abate, Abate las alas,
No subas tanto, busquemos
Mas proporcionada esfera
A tan limitado vuelo.
Blanca me quiere, y a Blanca
Adoro yo ya en mi dueño;
Pues como de amor tan noble
Por una ambicion me alexo?
No conveniencia bastarda
Venza un legitimo afecto.

nen, als er die Königin gewahr wird; und die Königin, als sie ihn erblickt, will ihm gleichfalls ausweichen. Aber sie bleiben beide. Indem fängt Irene vor dem Zimmer an zu singen. Sie singt eine Redondilla, ein kleines Lied von vier Zeilen, dessen Sinn dieser ist: „Sollten meine verliebten Klagen zu deiner Kenntniß gelangen; o so laß das Mitleid, welches sie verdienen, den Unwillen überwältigen, den du darüber empfindest, daß ich es bin, der sie führet." Der Königin gefällt das Lied, und Essex findet es bequem, ihr durch dasselbe, auf eine versteckte Weise seine Liebe zu erklären. Er sagt, er habe es glossirt,*) und bittet um Erlaub-

*) Die Spanier haben eine Art von Gedichten, welche sie Glossas nennen. Sie nehmen eine oder mehrere Zeilen gleichsam zum Texte, und erklären oder umschreiben diesen Text so, daß sie die Zeilen selbst in diese Erklärung oder Umschreibung wiederum einflechten. Den Text heißen sie Mote oder Letra, und die Auslegung insbesondere Glossa, welches denn aber auch der Name des Gedichts überhaupt ist. Hier läßt der Dichter den Essex das Lied der Irene zum Mote machen, das aus vier Zeilen besteht, deren jede er in einer besondern Stanze umschreibt, die sich mit der umschriebenen Zeile schließen. Das Ganze sieht so aus:

MOTE.

Si acaso mis desvarios
Llegaren a tus umbrales,
La lastima de ser males
Quite el horror de ser mios.

niß, ihr seine Glosse vorsagen zu dürfen. In dieser Glosse beschreibt er sich als den zärtlichsten Liebhaber, dem es aber die Ehrfurcht verbiete, sich dem

---

GLOSSA.

Aunque el dolor me provoca
De mis quexas, y no puedo,
Que es mi osadia tan poca,
Que entre el respeto, y el miedo
Se me mueren en la boca;
Y assi non llegan tan mios.
Mis males a tus orejas,
Porque no han de ser oidos
Si acaso digno mis quexas,
Si acaso mis desvarios.
El ser tan mal explicados
Sea su mayor indicio.
Que trocando en mis cuidados
En silenceo, y vos su oficio,
Quedaran mis ponderados:
Desde oy pot estas señales
Sean di ti conocidos,
Que sin duda son mis males
Si algunos mas repetidos
Llegaren a tus umbrales.
Mas ay Duos! que mis cuidados
De tu crueldad conocidos,
Aunque mas acreditados,
Seran menos adquiridos,
Que con los otros mezclados:
Porque no sabiendo a quales
Mas tu ingratitud se deba
Viendolos todos inguales
Fuerza es que en commun te mueva
La lastima de ser males.

geliebten Gegenstande zu entdecken. Die Königin lobt seine Poesie; aber sie mißbilligt seine Art zu lieben. „Eine Liebe," sagt sie unter andern, „die man verschweigt, kann nicht groß seyn; denn Liebe wächst nur durch Gegenliebe, und der Gegenliebe macht man sich durch das Schweigen muthwillig verlustig."

En mi este afecto violento
Tu hermoso desden la causa;
Tuyo, y mio es mi tormento;
Tuyo, porque eres la causa
Y mio, porque yo siento:
Sepan, Laura, tus desvios
Que mis males son tan tuyos,
Y en mis cuerdos desvarios
Estos que tienen de tuyos
Quite el horror de ser mios.

Es müssen aber eben nicht alle Glossen so symmetrisch seyn, als diese. Man hat alle Freiheit, die Stanzen, die man mit den Zeilen des Mote schließt, so ungleich zu machen, als man will. Man braucht auch nicht alle Zeilen einzuflechten; man kann sich auf eine einzige einschränken, und diese mehr als einmal wiederholen. Übrigens gehören diese Glossen unter die älteren Gattungen der spanischen Poesie, die nach dem Boscan und Garcilasso ziemlich aus der Mode gekommen.

No. LXIV.

Den 11ten December 1767.

Der Graf versetzt, daß die vollkommenste Liebe die sey, welche keine Belohnung erwarte; und Gegenliebe sey Belohnung. Sein Stillschweigen selbst mache sein Glück; denn so lange er seine Liebe verschweige, sey sie noch unverworfen, könne er sich noch von der süßen Vorstellung täuschen lassen, daß sie vielleicht dürfe genehmigt werden. Der Unglückliche sey glücklich, so lange er noch nicht wisse, wie unglücklich er sey.*) Die Königin widerlegt diese Sophistereien als eine Person, der selbst daran

---

*) El mas verdadero amor
Es el que en si mismo quieto
Descansa, sin atender
A mas paga, o mas intento:
La correspondencia es paga,
Y tener por blanco el precio
Es querer por grangeria. —
— — — — — — — —
Dentro esta del silencio, y del respeto
Mi amor, y assi mi dicha esta segura.
Presumiendo tal voz (dulce locura!)
Què es admitido del mayot sugeto.
Dexandome enganar de este concepto,
Dura mi bien, porque mi engaño dura;
Necio sera la lengua, si aventura
Un bien que esta seguro en el secreto. —
Que es feliz quien no siendo venturoso
Nauca llega a saber, que es desdichado.

gelegen ist, daß Essex nicht länger darnach handle; und Essex, durch diese Widerlegung erdreistet, ist im Begriff, das Bekenntniß zu wagen, von welchem die Königin behauptet, daß es ein Liebhaber auf alle Weise wagen müsse, als Blanka hereintritt, den Herzog anzumelden. Diese Erscheinung der Blanka bewirkt einen von den sonderbarsten Theaterstreichen. Denn Blanka hat die Schärpe um, die sie dem Cosme abgenommen, welches zwar die Königin, aber nicht Essex gewahr wird.*)

---

*) Por no morir de mal, quando
Puedo morir de remedio,
Digo pues, ea, ossadia,
Ella me alento, que temo?
Que sera bien pue a tu Alreza —
(Sale Blanca con la vanda puesta.)
Bl. Senora, el duque — *Con.* A mal tiempo
Viene Blanca. *Bl.* Esta aguardando
En la antecamara — *Rein.* Ay, cielo!
Bl. Para entrar — *Rein.* Que es lo que miro!
Bl. Licencia. *Rein.* Decid; — que veo! —
Decid que espere; — estoi loca! —
Dicid, andad. *Bl.* Ya obedezco.
Rein. Venid aca, volved. *Bl.* Que manda
Vuestra Alteza? *Rein.* El daño es cierto. —
Decidle — no ay que dudar —
Entretenedle un momento —
Ay de mi! — miantras yo salgo —
Y dexadme. *Bl.* Que es aquesto?
Ya yoi. *Con.* Ya Blanca se fue.
Quero pues volver — *Rein.* Ha zelos
Con. A declararme atrevido,

Essex. So sey es gewagt! — Frisch! Sie ermuntert mich selbst. Warum will ich an der Krankheit sterben, wenn ich an den Hülfsmitteln sterben kann? was fürchte ich noch? — Königin, wenn denn also, —

Blanka. Der Herzog, Ihro Majestät —

Essex. Blanka könnte nicht ungelegener kommen.

Blanka. Wartet in dem Vorzimmer —

Die Königin. Ah! Himmel!

Blanka. Auf Erlaubniß, —

Die Königin. Was erblicke ich?

Blanka. Hereintreten zu dürfen.

Die Königin. Sag' ihm — Was seh' ich! —

Pues si me atrevo, me atrevo
En sè de sus pretensiones.
Rein. Mi prenda en poder ageno?
Vive dios, pero es verguenza,
Que pueda tanto un afecto
En mi. *Con.* Segun lo que dixo
Vuestra Alteza aqui, y supuesto,
Que cuesta cara la dicha,
Que se compra con el miedo,
Quiero morir nobelmente.
Rein. Porque lo decis? *Con.* Que espero
Si a vuestra Alteza (que dudo!)
Le declarasse mi afecto.
Algun amor — *Rein.* Que decis?
A mi? como, loco, necio,
Conoccisme? Quien soi yo?
Decid, quien soi? que sospecho,
Que se os huyo la memoria. —

Sag' ihm, er soll warten. — Ich komme von Sinnen! — Geh, sag' ihm das.

Blanka. Ich gehorche.

Die Königin. Bleib! Komm her! näher! —

Blanka. Was befehlen Ihro Majestät? —

Die Königin. O ganz gewiß! — Sage ihm — Es ist kein Zweifel mehr! — Geh, unterhalte ihn einen Augenblick. — Weh mir! — Bis ich selbst zu ihm hinauskomme. Geh! laß mich!

Blanka. Was ist das? — Ich gehe.

Essex. Blanka ist weg. Ich kann nun wieder fortfahren, —

Die Königin. Ha, Eifersucht!

Essex. Mich zu erklären. — Was ich wage, wage ich auf ihre eigene Unterredung.

Die Königin. Mein Geschenk in fremden Händen! Bei Gott! — Aber ich muß mich schämen, daß eine Leidenschaft so viel über mich vermag!

Essex. Wenn denn also — wie Ihre Majestät gesagt, — und wie ich einräumen muß, — das Glück, welches man durch Furcht erkauft, — sehr theuer zu stehen kommt; — wenn man viel edler stirbt; so will auch ich, —

Die Königin. Warum sagen Sie das, Graf?

Essex. Weil ich hoffe, daß, wenn ich — Warum fürchte ich mich noch? — wenn ich Ihro

Majestät meine Leidenschaft bekenne, — daß innige Liebe —

Die Königin. Was sagen Sie da, Graf? An mich richtet sich das? Wie? Thor! Unsinniger! Kennen Sie mich auch? Wissen Sie, wer ich bin? Und wer Sie sind? Ich muß glauben, daß Sie den Verstand verloren haben. —

Und so fahren Ihro Majestät fort, den armen Grafen auszufenstern, daß es eine Art hat. Sie fragt ihn, ob er nicht wisse, wie weit der Himmel über alle menschliche Erfrechungen erhaben sey? Ob er nicht wisse, daß der Sturmwind, der in den Olymp dringen wolle, auf halbem Wege zurückbrausen müsse? Ob er nicht wisse, daß die Dünste, welche sich zur Sonne erhüben, von ihren Strahlen zerstreut würden? — Wer vom Himmel gefallen zu seyn glaubt, ist Essex. Er zieht sich beschämt zurück, und bittet um Verzeihung. Die Königin befiehlt ihm, ihr Angesicht zu meiden, nie ihren Pallast wieder zu betreten, und sich glücklich zu schätzen, daß sie ihm den Kopf lasse, in welchem sich so eitle Gedanken erzeugen können.*) Er entfernt sich; und die Königin geht gleichfalls ab, nicht ohne uns merken zu lassen, wie wenig ihr Herz mit ihren Reden übereinstimme.

---

*) — — — — No me veais,
Y agradeced el que os dexo
Cabeza, en que se engendraron
Tan livianos pensamientos.

Blanka und der Herzog kommen an ihrer Statt, die Bühne zu füllen. Blanka hat dem Herzoge es frei gestanden, auf welchem Fuße sie mit dem Grafen stehe; daß er nothwendig ihr Gemahl werden müsse, oder ihre Ehre sey verloren. Der Herzog faßt den Entschluß, den er wohl fassen muß: er will sich seiner Liebe entschlagen; und ihr Vertrauen zu vergelten, verspricht er sogar, sich bei der Königin ihrer anzunehmen, wenn sie ihr die Verbindlichkeit, die der Graf gegen sie habe, entdecken wolle.

Die Königin kommt bald, in tiefen Gedanken, wieder zurück. Sie ist mit sich selbst in Streit, ob der Graf auch wohl so schuldig sey, als er scheine. Vielleicht, daß es eine andere Schärpe war, die der ihrigen nur so ähnlich ist. — Der Herzog tritt sie an. Er sagt, er komme, sie um eine Gnade zu bitten, um welche sie auch zugleich Blanka bitte. Blanka werde sich näher darüber erklären; er wolle sie zusammen allein lassen; und so läßt er sie.

Die Königin wird neugierig, und Blanka verwirrt. Endlich entschließt sich Blanka, zu reden. Sie will nicht länger von dem veränderlichen Willen eines Mannes abhängen; sie will es seiner Rechtschaffenheit nicht länger anheim stellen, was sie durch Gewalt erhalten kann. Sie fleht Elisabeth um Mitleid an: Elisabeth, die Frau; nicht die Königin. Denn da sie eine Schwachheit ihres Ge=

schlechts bekennen müsse: so suche sie in ihr nicht die Königin, sondern nur die Frau. *)

No. LXV.

Den 15ten December 1767.

Du? mir eine Schwachheit? fragt die Königin. Blanka. Schmeicheleien, Seufzer, Liebkosungen, und besonders Thränen, sind vermögend,

---

*) — — — Ya estoi resuelta;
No a voluntad mudable
De un hombre resté yo sujeta,
Que aunque no sè que mi olvide,
Es necedad, que yo quiera
Dexar a su cortesia
Lo que puede hacer la fuerza.
Gran Isabela, escuchadme,
Y al escucharme tu Alteza,
Ponga a un mas que la atencion,
La piedad con los orejas.
Isabella os he llamado
En esta ocasion, no Reina,
Que quando vengo a deciros
Del honor una flaqueza,
Que he hecho como muger,
Porque mejor os parezca,
No Reina, muger os busco,
Solo muger os quisiera. —

auch die reinste Tugend zu untergraben. Wie theuer kommt mir diese Erfahrung zu stehen! Der Graf —

Die Königin. Der Graf? Was für ein Graf? —

Blanka. Von Essex.

Die Königin. Was höre ich?

Blanka. Seine verführerische Zärtlichkeit —

Die Königin. Der Graf von Essex?

Blanka. Er selbst, Königin. —

Die Königin. (bei Seite) Ich bin des Todes! — Nun? weiter!

Blanka. Ich zittere. — Nein, ich darf es nicht wagen —

Die Königin macht ihr Muth, und lockt ihr nach und nach mehr ab, als Blanka zu sagen brauchte; weit mehr, als sie selbst zu hören wünscht. Sie hört, wo und wie der Graf glücklich gewesen;*) und als sie endlich auch hört, daß er ihr die Ehe versprochen, und daß Blanka auf die Erfüllung dieses Versprechens dringe: so bricht der so lange zurückgehaltene Sturm auf einmal aus. Sie verhöhnt

---

*) *Bl.* Le llamè una noche obscura — —
Rein. Y vino a verte? *Bl.* Pluguiera
A dios, que no fuera tanta
Mi disdicha, y su fineza.
Vino mas galan que nunca,
Y yo que dos veces ciega,
Por mi mal, estaba entonces
Del amor, y las tinieblas — —

das leichtgläubige Mädchen auf das empfindlichste, und verbietet ihr schlechterdings, an den Grafen weiter zu denken. Blanka erräth ohne Mühe, daß dieser Eifer der Königin Eifersucht seyn müsse, und giebt es ihr zu verstehen.

Die Königin. Eifersucht? — Nein; bloß deine Aufführung entrüstet mich. — Und gesetzt, — ja gesetzt, ich liebte den Grafen. Wenn ich, — Ich ihn liebte, und eine Andere wäre so vermessen, so thöricht, ihn neben mir zu lieben, — was sage ich, zu lieben? — ihn nur anzusehen, — was sage ich, anzusehen? — sich nur einen Gedanken von ihm in den Sinn kommen zu lassen: das sollte dieser Andern nicht das Leben kosten? — Du siehst, wie sehr mich eine bloß vorausgesetzte, erdichtete Eifersucht aufbringt: urtheile daraus, was ich bei einer wahren thun würde. Jetzt stelle ich mich nur eifersüchtig; hüte dich, mich es wirklich zu machen!*)

---

*) *Rein.* Este es zelo, Blanca. *Bl.* Zelos,
Añadiendose una letra,
Rein. Que decis? *Bl.* Senora, que
Si acaso possible fuera,
A no ser vos la que dice
Essas palabras, dixera,
Que eran zelos. *Rein.* Que son zelos?
No son zelos, es ofensa
Que me estais haciendo vos.
Supongamos, que quisiera
A el Conde en esta ocasion:
Pues si yo a el Conde quisiera

Mit dieser Drohung geht die Königin ab, und läßt Blanka'n in der äußersten Verzweiflung. Dieses fehlte noch zu den Beleidigungen, über die sich Blanka bereits zu beklagen hatte. Die Königin hat ihr Vater und Bruder und Vermögen genommen, und nun will sie ihr auch den Grafen nehmen. Die Rache war schon beschlossen; aber warum soll Blanka noch erst warten, bis sie ein Anderer für sie vollzieht? Sie will sie selbst bewerkstelligen, und noch diesen Abend. Als Kammerfrau der Königin, muß sie sie auskleiden helfen; da ist sie mit ihr allein; und es kann ihr an Gelegenheit nicht fehlen. — Sie sieht die Königin mit dem Kanzler wiederkommen, und geht, sich zu ihrem Vorhaben gefaßt zu machen.

Y alguna atrevida, loca
Presumida, descompuesta
Le quisiera, que es querer?
Que le mirara, o le viera;
Que es verle? No sè que diga,
No hai cosa que menos sea — —
No la quitara la vida?
La sangre no la bebiera? — —
Los zelos, aunque fingidos,
Me arrebataron la lengua,
Y dispararon mi enojo — —
Mirad que no me deis zelos,
Que si fingidos se altera
Tanto mi enojo, ved vos,
Si fuera verdad, qui hiciera — —
Escarmentad en las burlas,
No me deis zelos de veras.

Der Kanzler hält verschiedene Briefschaften, die ihm die Königin nur auf einen Tisch zu legen befiehlt; sie will sie vor Schlafengehen noch durchsehen. Der Kanzler erhebt die außerordentliche Wachsamkeit, mit der sie ihren Reichsgeschäften obliege; die Königin erkennt es für ihre Pflicht, und beurlaubt den Kanzler. Nun ist sie allein und setzt sich zu den Papieren. Sie will sich ihres verliebten Kummers entschlagen und anständigeren Sorgen überlassen. Aber das erste Papier, was sie in die Hände nimmt, ist die Bittschrift eines Grafen Felix. Eines Grafen! „Muß es denn eben," sagt sie, „von einem Grafen seyn, was mir zuerst vorkommt!" Dieser Zug ist vortrefflich. Auf einmal ist sie wieder mit ihrer ganzen Seele bei demjenigen Grafen, an den sie jetzt nicht denken wollte. Seine Liebe zur Blanka ist ein Stachel in ihrem Herzen, der ihr das Leben zur Last macht. Bis sie der Tod von dieser Marter befreie, will sie bei dem Bruder des Todes Linderung suchen: und so fällt sie in Schlaf.

Indem tritt Blanka herein, und hat eine von den Pistolen des Grafen, die sie in ihrem Zimmer gefunden. (Der Dichter hatte sie, zu Anfange dieses Akts, nicht vergebens dahin tragen lassen.) Sie findet die Königin allein und entschlafen: was für einen bequemern Augenblick könnte sie sich wünschen? Aber eben hat der Graf Blanka'n gesucht, und sie in ihrem Zimmer nicht getroffen. Ohne Zweifel erräth man, was nun geschieht. Er kommt also, sie

hier zu suchen, und kommt eben noch zu recht, der Blanka in den mörderischen Arm zu fallen, und ihr die Pistole, die sie auf die Königin schon gespannt hat, zu entreißen. Indem er aber mit ihr ringt, geht der Schuß los: die Königin erwacht, und alles kommt aus dem Schlosse herzu gelaufen.

Die Königin. (im Erwachen) Ha! Was ist das?

Der Kanzler. Herbei, herbei! Was war das für ein Knall in dem Zimmer der Königin? Was geschieht hier?

Essex. (mit der Pistole in der Hand) Grausamer Zufall!

Die Königin. Was ist das, Graf?

Essex. Was soll ich thun?

Die Königin. Blanka, was ist das?

Blanka. Mein Tod ist gewiß!

Essex. In welcher Verwirrung befinde ich mich!

Der Kanzler. Wie? der Graf ein Verräther?

Essex. (bei Seite) Wozu soll ich mich entschließen? Schweige ich, so fällt das Verbrechen auf mich. Sage ich die Wahrheit, so werde ich der nichtswürdige Verkläger meiner Geliebten, meiner Blanka, meiner theuersten Blanka.

Die Königin. Sind Sie der Verräther, Graf? Bist du es, Blanka? Wer von euch war mein Retter? wer mein Mörder? Mich dünkt, ich hörte im Schlafe euch beide rufen: Verrätherin!

Verräther! Und doch kann nur eins von euch diesen Namen verdienen. Wenn eins von euch mein Leben suchte, so bin ich es dem andern schuldig. Wem bin ich es schuldig, Graf? Wer suchte es, Blanka? Ihr schweigt? — Wohl, schweigt nur! Ich will in dieser Ungewißheit bleiben; ich will den Unschuldigen nicht wissen, um den Schuldigen nicht zu kennen. Vielleicht dürfte es mich eben so sehr schmerzen, meinen Beschützer zu erfahren, als meinen Feind. Ich will Blanka'n gern ihre Verrätherei vergeben, ich will sie ihr verdanken, wenn dafür der Graf nur unschuldig war. *)

---

*) Conde, vos traidor? Vos, Blanca?
El juicio esta indiferente,
Qual me libra, qual me mata.
Conde, Blanca, respondedme!
Tu a la Reina? tu a la Reina?
Oid, aunque confusamente,
Ha, traidora, dixo el Conde;
Blanca dixo: Traidor eres.
Estas razones de entrambos
A entrambas cosas convienen:
Uno de los dos me libra,
Otro de los dos me ofende,
Conde, qual me daba vida?
Blanca, qual me daba muerte?
Decidme! — no lo digais,
Que neutral mi valor quiere,
Por no saber el traidor,
No saber el innocente.
Mejor es quedar confusa,
En duda mi juicio quede,

Aber der Kanzler sagt, wenn es die Königin schon hierbei wolle bewenden lassen, so dürfe er es doch nicht; das Verbrechen sey zu groß; sein Amt erfordere, es zu ergründen; besonders da aller Anschein sich wider den Grafen erkläre.

Die Königin. Der Kanzler hat Recht; man muß es untersuchen. — Graf, —

Essex. Königin! —

Die Königin. Bekennen Sie die Wahrheit — (bei Seite) Aber wie sehr fürchtet meine Liebe, sie zu hören? — War es Blanka?

Essex. Ich Unglücklicher!

Die Königin. War es Blanka, die meinen Tod wollte?

Essex. Nein, Königin; Blanka war es nicht.

Die Königin. Sie waren es also?

Essex. Schreckliches Schicksal! — Ich weiß nicht.

Die Königin. Sie wissen es nicht? — Und wie kommt dieses mörderische Werkzeug in Ihre Hand? —

Porque quando mire a alguno,
Y de la traicion me acuerde.
A pensar, que es el traidor,
Que es el leal tambien piense.
Yo le agradeciera à Blanca,
Que ella la traidora fuesse,
Solo à truque de que el Conde
Fuera el, que estaba innocente. — —

Der Graf schweigt, und die Königin befiehlt, ihn nach dem Tower zu bringen. Blanka, bis sich die Sache mehr aufhellt, soll in ihrem Zimmer bewacht werden. Sie werden abgeführt, und der zweite Aufzug schließt.

No. LXVI.

Den 18ten December 1767.

Der dritte Aufzug fängt sich mit einem langen Monolog der Königin an, die allen Scharfsinn der Liebe aufbietet, den Grafen unschuldig zu finden. Die Vielleicht werden nicht gespart, um ihn weder als ihren Mörder, noch als den Liebhaber Blanka's denken zu dürfen. Besonders geht sie mit den Voraussetzungen wider Blanka ein wenig sehr weit; sie denkt über diesen Punkt überhaupt lange so zärtlich und sittsam nicht, als wir es wohl wünschen möchten, und als sie auf unseren Theatern denken müßte. *)

---

*) No pudo ser que mintiera!
Blanca en lo que me conto
De gozarla el Conde? No,
Que Blanca no lo fingiera:
No pudo haverla gozado.
Sin estar enamorado.

Es kommen der Herzog und der Kanzler: jener, ihr seine Freude über die glückliche Erhaltung ihres Lebens zu bezeigen; dieser, ihr einen neuen Beweis, der sich wider Essex äußert, vorzulegen. Auf der Pistole, die man ihm aus der Hand genommen, steht sein Name; sie gehört ihm; und wem sie gehört, der hat sie unstreitig auch brauchen wollen.

Doch nichts scheint Essex unwidersprechlicher zu verdammen, als was nun erfolgt. Cosme hat, bei anbrechendem Tage, mit dem bewußten Briefe nach Schottland abgehen wollen, und ist angehalten worden. Seine Reise sieht einer Flucht sehr ähnlich, und eine solche Flucht läßt vermuthen, daß er an dem Verbrechen seines Herrn Antheil könne gehabt haben. Er wird also vor den Kanzler gebracht, und die Königin befiehlt, ihn in ihrer Gegenwart zu verhören. Den Ton, in welchem sich Cosme rechtfertigt, kann man leicht errathen. Er weiß von nichts; und als er sagen soll, wo er hingewollt, läßt er sich um die Wahrheit nicht lange nöthigen. Er zeigt den Brief, den ihm sein Graf, an einen andern Grafen nach Schottland zu überbringen befohlen: und man weiß, was dieser Brief enthält. Er wird gelesen, und Cosme erstaunt nicht wenig, als er hört, worauf es damit abgesehen gewesen. Aber noch mehr erstaunt er über den Schluß desselben, worin der Überbringer ein Vertrauter heißt, durch den Roberto seine Antwort sicher bestellen könne. „Was höre ich? ruft Cosme. Ich ein Vertrauter?

Bei diesem und jenem! ich bin kein Vertrauter; ich bin niemals einer gewesen, und will auch in meinem Leben keiner seyn. — Habe ich wohl das Ansehn zu einem Vertrauten? Ich möchte doch wissen, was mein Herr an mir gefunden hätte, um mich dafür zu nehmen. Ich, ein Vertrauter, ich, dem das geringste Geheimniß zur Last wird? Ich weiß, zum Exempel, daß Blanka und mein Herr einander lieben, und daß sie heimlich mit einander verheirathet sind: es hat mir schon lange das Herz abdrücken wollen; und nun will ich es nur sagen, damit sie hübsch sehen, meine Herren, was für ein Vertrauter ich bin. Schade, daß es nicht etwas viel Wichtigeres ist: ich würde es eben so wohl sagen." *)

---

*) Que escucho? Señores mios?
Dos mil demonios me lleven,
Si yo confidente soi,
Si lo he sido, o si lo fuere;
Ni tengo intencion de serlo.
— — — — Tengo yo
Cara de ser confidente?
Yo no sè que ha visto en mi
Mi amo para tenerme
En esta opinion; y à fe,
Que me holgara de que fuesse
Cosa de mas importancia
Un secretillo mui leve,
Que rabio ya por decirlo,
Que es que el Conde a Blanca quiere,
Que estan casados los dos
En secreto — — —

Diese Nachricht schmerzt die Königin nicht weniger, als die Überzeugung, zu der sie durch den unglücklichen Brief von der Verrätherei des Grafen gelangt. Der Herzog glaubt, nun auch sein Stillschweigen brechen, und der Königin nicht länger verbergen zu müssen, was er in dem Zimmer der Blanka zufälliger Weise angehört habe. Der Kanzler dringt auf die Bestrafung des Verräthers, und sobald die Königin wieder allein ist, reizen sie sowohl beleidigte Majestät, als gekränkte Liebe, des Grafen Tod zu beschließen.

Nunmehr bringt uns der Dichter zu ihm, in das Gefängniß. Der Kanzler kommt und eröffnet dem Grafen, daß ihn das Parlament für schuldig erkannt, und zum Tode verurtheilt habe, welches Urtheil morgenden Tages vollzogen werden solle. Der Graf betheuert seine Unschuld.

Der Kanzler. Ihre Unschuld, Mylord, wollte ich gern glauben; aber so viele Beweise wider Sie! — Haben Sie den Brief an Roberto nicht geschrieben? Ist es nicht Ihr eigenhändiger Name?

Essex. Allerdings ist er es.

Der Kanzler. Hat der Herzog von Alanzon Sie, in dem Zimmer der Blanka, nicht ausdrücklich den Tod der Königin beschließen hören?

Essex. Was er gehört hat, hat er freilich gehört.

Der Kanzler. Sah die Königin, als sie erwachte, nicht die Pistole in Ihrer Hand? Gehört

die Pistole, auf der Ihr Name gestochen ist, nicht Ihnen?

Essex. Ich kann es nicht leugnen.

Der Kanzler. So sind Sie ja schuldig.

Essex. Das leugne ich.

Der Kanzler. Nun, wie kamen Sie denn dazu, daß Sie den Brief an Roberto schrieben?

Essex. Ich weiß nicht.

Der Kanzler. Wie kam es denn, daß der Herzog den verrätherischen Vorsatz aus Ihrem eigenen Munde vernehmen mußte?

Essex. Weil es der Himmel so wollte.

Der Kanzler. Wie kam es denn, daß sich das mörderische Werkzeug in Ihren Händen fand?

Essex. Weil ich viel Unglück habe.

Der Kanzler. Wenn alles das Unglück, und nicht Schuld ist: wahrlich, Freund, so spielt Ihnen Ihr Schicksal einen harten Streich. Sie werden ihn mit Ihrem Kopfe bezahlen müssen.

Essex. Schlimm genug!*)

---

*) *Cond.* Solo el descargo que tengo
Es el estar inuocente.
Senescal. Aunque yo quiera creerlo
No me dexan los indicios,
Y advertid, que ya no es tiempo
De dilacion, que mañana
Haveis de morir. *Cond.* Yo muero
Innocente. *Sen.* Pues decid
No escribisteis a Roberto

Wissen Ihro Gnaden nicht, fragt Cosme, der dabei ist, ob sie mich etwa mit hängen werden? Der Kanzler antwortete Nein, weil ihn sein Herr

---

Este carta? Aquesta firma
No es la vuestra? *Cond.* No lo niego.
Sen. El gran Duque de Alanzon
No os oyo en el aposento
De Blanca trazar la muerte
De la Reina? *Cond.* Aquesso es cierto.
Sen. Quando desbertò la Reina
No os hallò, Conde, a vos mesmo
Con la pistola en la mano
Y la pistola que vemos
Vuestro nombre allí gravado
No es vuestro? *Cond.* Os lo concedo.
Sen. Luego vos estais culpado.
Cond. Esso solamente niego.
Sen. Pues como escribisteis, Conde,
La carta al traidor Roberto?
Cond. No lo sè. *Sen.* Pues como el Duque
Que escucho vuestros intentos,
Os convence en la traicion?
Cond. Porque assi lo quiso el cielo.
Sen. Como hallando en vuestra mano
Os culpa el vil instrumento?
Cond. Porque tengo poca dicha. —
Sen. Pues sabed, que si es desdicha
Y no culpa, en tanto aprieto
Os pone vuestra fortuna,
Conde amigo, que supuesto
Que no dais otro descargo,
En fe de indicios tan ciertos,
Mañana vuestra cabeza,
Ha de pagar.

hinlänglich gerechtfertigt habe; und der Graf ersucht den Kanzler, zu verstatten, daß er die Blanka noch vor seinem Tode sprechen dürfe. Der Kanzler bedauert, daß er, als Ritter, ihm diese Bitte versagen müsse; weil beschlossen worden, seine Hinrichtung so heimlich, als möglich, geschehen zu lassen, aus Furcht vor den Mitverschwornen, die er vielleicht sowohl unter den Großen, als unter dem Pöbel, in Menge haben möchte. Er ermahnt ihn, sich zum Tode zu bereiten, und geht ab. Der Graf wünschte bloß deßwegen Blanka noch einmal zu sprechen, um sie zu ermahnen, von ihrem Vorhaben abzustehen. Da er es nicht mündlich thun dürfen, so will er es schriftlich thun. Ehre und Liebe verbinden ihn, sein Leben für sie hinzugeben; bei diesem Opfer, das die Verliebten alle auf der Zunge führen, das aber nur bei ihm zur Wirklichkeit gelangt, will er sie beschwören, es nicht fruchtlos bleiben zu lassen. Es ist Nacht; er setzt sich nieder zu schreiben, und befiehlt Cosmen, den Brief, den er ihm hernach geben werde, sogleich nach seinem Tode Blanka'n einzuhändigen. Cosme geht ab, um indeß erst auszuschlafen.

No. LXVII.

Den 22sten December 1767.

Nun folgt eine Scene, die man wohl schwerlich erwartet hätte. Alles ist ruhig und stille, als auf einmal eben die Dame, welcher Essex in dem ersten Akte das Leben rettete, in eben dem Anzuge, die halbe Maske auf dem Gesichte, mit einem Lichte in der Hand, zu dem Grafen in das Gefängniß tritt. Es ist die Königin. „Der Graf," sagt sie vor sich im Hereintreten, „hat mir das Leben erhalten: ich bin ihm dafür verpflichtet. Der Graf hat mir das Leben nehmen wollen: das schreit um Rache. Durch seine Verurtheilung ist der Gerechtigkeit ein Genüge geschehen: nun geschehe es auch der Dankbarkeit und Liebe!"*) Indem sie näher kommt, wird sie gewahr, daß der Graf schreibt. „Ohne Zweifel," sagt sie, „an seine Blanka! Was schadet das? Ich komme aus Liebe, aus der feurigsten, uneigennützigsten Liebe: jetzt schweige die Eifersucht! — Graf!" — Der Graf hört sich rufen,

---

*) El Conde me diò la vida
Y assi obligada me veo;
El Conde me daba muerte,
Y assi ofendida me quexo,
Pues ya que con la sentencia
Esta parte se satisfecho,
Pues cumpli con la justicia,
Con el amor cumplir quiero. —

sieht hinter sich, und springt voller Erstaunen auf. „Was seh ich!“ — „Keinen Traum,“ fährt die Königin fort, „sondern die Wahrheit. Eilen Sie, sich davon zu überzeugen, und lassen Sie uns kostbare Augenblicke nicht mit Zweifeln verlieren. — Sie erinnern sich doch meiner? Ich bin die, der Sie das Leben gerettet. Ich höre, daß Sie morgen sterben sollen, und ich komme, Ihnen meine Schuld abzutragen, Ihnen Leben für Leben zu geben. Ich habe den Schlüssel des Gefängnisses zu bekommen gewußt. Fragen Sie mich nicht, wie? Hier ist er; nehmen Sie; er wird Ihnen die Pforte in den Park eröffnen; fliehen Sie, Graf, und erhalten Sie ein Leben, das mir so theuer ist.“ —

Essex. Theuer? Ihnen, Madame?

Die Königin. Würde ich sonst so viel gewagt haben, als ich wage?

Essex. Wie sinnreich ist das Schicksal, das mich verfolgt! Es findet einen Weg, mich durch mein Glück selbst unglücklich zu machen. Ich scheine glücklich, weil die mich zu befreien kommt, die meinen Tod will; aber ich bin um so viel unglücklicher, weil die meinen Tod will, die meine Freiheit mir anbietet. *) —

---

*) Ingeniosa mi fórtuna
Halló en la dicha mas nuevo
Modo de hacerme infeliz,
Pues quando dichoso veo,
Que me libra quien me mata,
Tambien desdichado advierto
Qui me mata quien me libra.

Die Königin versteht hieraus genugsam, daß sie Essex kennt. Er verweigert sich der Gnade, die sie ihm angetragen, gänzlich; aber er bittet, sie mit einer andern zu vertauschen.

Die Königin. Und mit welcher?

Essex. Mit der, Madame, von der ich weiß, daß sie in Ihrem Vermögen steht, — mit der Gnade, mich das Angesicht meiner Königin sehen zu lassen. Es ist die einzige, um die ich es nicht zu klein halte, Sie an das zu erinnern, was ich für Sie gethan habe. Bei dem Leben, das ich Ihnen gerettet, beschwöre ich Sie, Madame, mir diese Gnade zu erzeigen.

Die Königin. (vor sich) Was soll ich thun? Vielleicht, wenn er mich sieht, daß er sich rechtfertigt! Das wünsche ich ja nur.

Essex. Verzögern Sie mein Glück nicht, Madame.

Die Königin. Wenn Sie es denn durchaus wollen, Graf; wohl: aber nehmen Sie erst diesen Schlüssel; von ihm hängt Ihr Leben ab. Was ich jetzt für Sie thun darf, könnte ich hernach vielleicht nicht dürfen. Nehmen Sie; ich will Sie gesichert wissen. *)

---

*) Pues si esto ha de ser, primero
Tomad, Conde, aquesta llave,
Que si ha de ser instrumento
De vuestra vida, quiza
Tan otra, quitando el velo,

Essex. (indem er den Schlüssel nimmt) Ich erkenne diese Vorsicht mit Dank. — Und nun, Madame, — ich brenne, mein Schicksal auf dem Angesichte der Königin, oder dem Ihrigen zu lesen.

Die Königin. Graf, ob beide gleich eins sind, so gehört doch nur das, welches Sie noch sehen, mir ganz allein; denn das, welches Sie nun erblicken, (indem sie die Maske abnimmt) ist der Königin. Jenes, mit welchem ich Sie erst sprach, ist nicht mehr.

Essex. Nun sterbe ich zufrieden! Zwar ist es das Vorrecht des königlichen Antlitzes, daß es jeden Schuldigen begnadigen muß, der es erblickt; und auch mir müßte diese Wohlthat des Gesetzes zu Statten kommen. Doch ich will weniger hierzu, als zu mir selbst, meine Zuflucht nehmen. Ich will es wagen, meine Königin an die Dienste zu erinnern, die ich ihr und dem Staate geleistet. —*)

Serè, que no pueda entonces
Hager lo que ahora puedo.
Y como a daros la daros la vida
Me empañè, por lo que os debo,
Por si no puedo despues,
De esta suerte me prevengo.

*) Morirè yo consolado,
Aunque si par privilegio
En viendo la cara al Rey
Queda perdonado el reo;
Yo de este indulta, Senora,
Vida por ley me prometo;

Die Königin. An diese habe ich mich schon selbst erinnert. Aber Ihr Verbrechen, Graf, ist größer, als Ihre Dienste.

Essex. Und ich habe mir nichts von der Huld meiner Königin zu versprechen?

Die Königin. Nichts.

Essex. Wenn die Königin so strenge ist, so rufe ich die Dame an, der ich das Leben gerettet. Diese wird doch wohl gütiger mit mir verfahren?

Die Königin. Diese hat schon mehr gethan, als sie sollte: sie hat Ihnen den Weg geöffnet, der Gerechtigkeit zu entfliehen.

Essex. Und mehr habe ich um Sie nicht verdient, um Sie, die mir Ihr Leben schuldig ist?

Die Königin. Sie haben schon gehört, daß ich diese Dame nicht bin. Aber gesetzt, ich wäre es: gebe ich Ihnen nicht eben so viel wieder, als ich von Ihnen empfangen habe?

Essex. Wie das? Dadurch doch wohl nicht, daß Sie mir den Schlüssel geben?

Die Königin. Dadurch allerdings.

Esto es en comun, que es
Lo que a rodos da el derecho;
Pero si en particular
Merecer el perdon quiero,
Oid, vereis, que me ayuda
Major indulto en mis hechos,
Mis hazanas — — —

Essex. Der Weg, den mir dieser Schlüssel eröffnen kann, ist weniger der Weg zum Leben, als zur Schande. Was meine Freiheit bewirken soll, muß nicht meiner Furchtsamkeit zu dienen scheinen. Und doch glaubt die Königin, mich mit diesem Schlüssel für die Reiche, die ich ihr erfochten, für das Blut, das ich um sie vergossen, für das Leben, das ich ihr erhalten, mich mit diesem elenden Schlüssel für alles das abzulohnen?*) Ich will mein Leben einem anständigern Mittel zu danken haben, oder sterben. (indem er nach dem Fenster geht.)

Die Königin. Wo gehen Sie hin?

Essex. Nichtswürdiges Werkzeug meines Lebens, und meiner Entehrung! Wenn auf dich alle meine Hoffnung beruht, so empfange die Fluth in ihrem tiefsten Abgrunde alle meine Hoffnung! — (Er eröffnet das Fenster, und wirft den Schlüssel durch

---

*) Luego esta, que assi camino
Abrirà a mi vida, abriendō,
Tambien la abrira a mi infamia;
Luego esta, que instrumento
De mi libertad, tambien
Lo havrà de ser de mi miedo.
Esta, que solo me sirve
De huir, es e desempeño
De Reinos, que os he ganado,
De servicios, que os he hecho,
Y en fin, de essa vida, de essa,
Que teneis oy por mi esfuerzo
En esta se cifra tanto? — —

das Gitter in den Kanal). Durch die Flucht wäre mein Leben viel zu theuer erkauft.*)

Die Königin. Was haben Sie gethan, Graf? — Sie haben sehr übel gethan.

Essex. Wenn ich sterbe: so darf ich wenigstens laut sagen, daß ich eine undankbare Königin hinterlasse. — Will sie aber diesen Vorwurf nicht: so denke sie auf ein anderes Mittel, mich zu retten. Dieses unanständigere habe ich ihr genommen. Ich berufe mich nochmals auf meine Dienste: es steht bei ihr, sie zu belohnen, oder mit dem Andenken derselben ihren Undank zu verewigen.

Die Königin. Ich muß das letztere Gefahr laufen. — Denn wahrlich, mehr konnte ich, ohne Nachtheil meiner Würde, für Sie nicht thun.

Essex. So muß ich denn sterben?

Die Königin. Unfehlbar. Die Frau wollte Sie retten; die Königin muß dem Rechte seinen Lauf lassen. Morgen müssen Sie sterben; und es ist schon morgen. Sie haben mein ganzes Mitleid;

---

*) Vil instrumento
De mi vida, y de mi infamia,
Por esta rexa cayendo
Del parque, que bate el rio,
Entre sus crystales quiero,
Si sois me esperanza, hundiros,
Caed al humedo centro,
Donde el Tamasis sepulte
Mi esperanza, y mi remedio.

die Wehmuth bricht mir das Herz; aber es ist nun einmal das Schicksal der Könige, daß sie viel weniger nach ihren Empfindungen handeln können, als Andere. — Graf, ich empfehle Sie der Vorsicht!" —

No. LXVIII.

Den 25sten December 1767.

Noch einiger Wortwechsel zum Abschiede, noch einige Ausrufungen in der Stille: und beide, der Graf und die Königin, gehen ab; jedes von einer besondern Seite. Im Herausgehen, muß man sich einbilden, hat Essex Cosmen den Brief gegeben, den er an Blanka geschrieben. Denn den Augenblick darauf kommt dieser damit herein, und sagt, daß man seinen Herrn zum Tode führe; sobald es damit vorbei sey, wolle er den Brief, so wie er es versprochen, übergeben. Indem er ihn aber ansieht, erwacht seine Neugierde. „Was mag dieser Brief wohl enthalten? Eine Eheverschreibung? die käme ein wenig zu spät. Die Abschrift von seinem Urtheile? die wird er doch nicht der schicken, die es zur Wittwe macht. Sein Testament? auch wohl nicht. Nun was denn?" Er wird immer begieriger; zugleich fällt ihm ein, wie es ihm schon einmal fast das Leben gekostet hätte, daß er nicht ge-

wußt, was in dem Briefe seines Herrn stände. „Wäre ich nicht," sagt er, „bei einem Haare zum Vertrauten darüber geworden? Hole der Geier die Vertrautschaft! Nein, das muß mir nicht wieder begegnen!" Kurz, Cosme beschließt, den Brief zu erbrechen; und erbricht ihn. Natürlich, daß ihn der Inhalt äußerst betroffen macht: er glaubt, ein Papier, das so wichtige und gefährliche Dinge enthält, nicht geschwind genug los werden zu können; er zittert über den bloßen Gedanken, daß man es in seinen Händen finden könne, ehe er es freiwillig abgeliefert; und eilt, es geraden Weges der Königin zu bringen.

Eben kommt die Königin mit dem Kanzler heraus. Cosme will sie den Kanzler nur erst abfertigen lassen; und tritt bei Seite. Die Königin ertheilt dem Kanzler den letzten Befehl zur Hinrichtung des Grafen; sie soll sogleich, und ganz in der Stille vollzogen werden; das Volk soll nichts davon erfahren, bis der geköpfte Leichnam ihm mit stummer Zunge Treue und Gehorsam zurufe.*) Den Kopf soll der Kanzler in den Saal bringen, und, nebst dem blutigen Beile, unter einen Teppich legen lassen; hierauf die Großen des Reichs versammeln, um ihnen mit eins Verbrechen und Strafe zu zeigen, zugleich sie an diesem Beispiele ihrer Pflicht zu er=

---

*) Hasta que el tronco cadaver
Le sirva de muda lengua.

innern, und ihnen einzuschärfen, daß ihre Königin eben so strenge zu seyn wisse, als sie gnädig seyn zu können wünsche: und das alles, wie der Dichter sagen läßt, nach Gebrauch und Sitte des Landes.*)

Der Kanzler geht mit diesen Befehlen ab, und Cosme tritt die Königin an. „Diesen Brief," sagt er, „hat mir mein Herr gegeben, ihn nach seinem Tode Blanka'n einzuhändigen. Ich habe ihn aufgemacht, ich weiß selbst nicht warum; und da ich Dinge darin finde, die Ihro Majestät wissen müssen, und die dem Grafen vielleicht noch zu Statten kommen können: so bringe ich ihn Ihro Majestät und nicht der Blanka." Die Königin nimmt den

*) Y assi al salon de palacio
Hareis que llamados vengan
Los Grandes y los Milordes,
Y para que alli le vean,
Debaxo de una cortina
Hareis poner la cabeza
Con el sangriento cuchillo,
Que amenaza junto a ella,
Por symbolo de justicia,
Costumbre de Inglaterra
Y en estando todos juntos,
Monstrandome justiciera,
Ezhortandolos primero
Con amor a la obediencia,
Les monstrarè luego al Conde,
Para que todos atiendan,
Que en mi ay rigor que los rinda,
Si ay piedad que los atreva.

Brief, und liest: „Blanka, ich nahe mich meinem letzten Augenblicke; man will mir nicht vergönnen, mit dir zu sprechen: empfange also meine Ermahnung schriftlich. Aber fürs erste lerne mich kennen; ich bin nie der Verräther gewesen, der ich dir vielleicht geschienen; ich versprach dir in der bewußten Sache behülflich zu seyn, bloß um der Königin desto nachdrücklicher zu dienen, und Roberto, nebst seinen Anhängern, nach London zu locken. Urtheile, wie groß meine Liebe ist, da ich dessenungeachtet eher selbst sterben, als dein Leben in Gefahr setzen will. Und nun die Ermahnung: stehe von dem Vorhaben ab, zu welchem dich Roberto anreizt; du hast mich nun nicht mehr; und es möchte sich nicht alle Tage einer finden, der dich so sehr liebte, daß er den Tod des Verräthers für dich sterben wollte." *) —

---

*) Blanca en el ulfimo trance,
Porque hablarte no me dexan,
He de escribirte un consejo,
Y tambien una advertencia;
La advertencia es, que yo nunca
Fui traidor, que la promessa
De ayudar en lo que sabes,
Fue por servir a la Reina,
Cogiendo a Roberto en Londres,
Y a los que seguirle intentan
Para aquesto fue la carta:
Estó he querido que sepas,
Porque adviertas el prodigio
De mi amor, que assi se dexa
Morir, por guardar tu vida.

Mensch! ruft die bestürzte Königin, was hast du mir da gebracht? Nun? sagt Cosme, bin ich noch ein Vertrauter? — „Eile, fliege, deinen Herrn zu retten! Sage dem Kanzler, einzuhalten! — Holla, Wache! bringt ihn augenblicklich vor mir, — den Grafen, — geschwind!“ — und eben wird er gebracht: sein Leichnam nämlich. So groß die Freude war, welche die Königin auf einmal überströmte, ihren Grafen unschuldig zu wissen: so groß sind nunmehr Schmerz und Wuth, ihn hingerichtet zu sehen. Sie verflucht die Eilfertigkeit, mit der man ihren Befehl vollzogen: und Blanka mag zittern.

So schließt sich dieses Stück, bei welchem ich meine Leser vielleicht zu lange aufgehalten habe. Vielleicht auch nicht. Wir sind mit den dramatischen Werken der Spanier so wenig bekannt; ich wüßte kein einziges, welches man uns übersetzt, oder auch nur auszugsweise mitgetheilt hätte. Denn die Virginia des Augustino de Montiano y Luyando

---

Este ha sido la advertencia:
(Valgame dios!) el consejo
Es, que desistas la empressa
A que Roberto te incita.
Mira que sin mi te quedas,
Y no ha de haver cada dia
Quien por mucho que te quiera,
Por conservarte la vida
Por traidor la suya pierda. — —

ist zwar spanisch geschrieben; aber kein spanisches Stück: ein bloßer Versuch in der korrekten Manier der Franzosen, regelmäßig, aber frostig. Ich bekenne sehr gern, daß ich bei weitem so vortheilhaft nicht mehr davon denke, als ich wohl ehedem muß gedacht haben.*) Wenn das zweite Stück des nämlichen Verfassers nicht besser gerathen ist; wenn die neueren Dichter der Nation, welche eben diesen Weg betreten wollen, ihn nicht glücklicher betreten haben: so mögen sie mir es nicht übel nehmen, wenn ich noch immer lieber nach ihrem alten Lope und Calderon greife, als nach ihnen.

Die ächten spanischen Stücke sind vollkommen nach der Art dieses Essex. In allen einerlei Fehler, und einerlei Schönheiten: mehr oder weniger; das versteht sich. Die Fehler springen in die Augen; aber nach den Schönheiten dürfte man nicht fragen. — Eine ganz eigene Fabel; eine sehr sinnreiche Verwickelung; sehr viele, und sonderbare, und immer neue Theaterstreiche; die ausgespartesten Situationen; meistens sehr wohl angelegte und bis ans Ende erhaltene Charaktere; nicht selten viel Würde und Stärke im Ausdrucke. —

Das sind allerdings Schönheiten: ich sage nicht, daß es die höchsten sind; ich leugne nicht, daß sie

---

*) Vergl. den Aufsatz: über das Trauerspiel Virginia, in der Abtheilung dieser Ausgabe zur Geschichte, Litteratur und Kritik.

zum Theil sehr leicht bis in das Romanenhafte, Abenteuerliche, Unnatürliche können getrieben werden, daß sie bei den Spaniern von dieser Übertreibung selten frei sind. Aber man nehme den meisten französischen Stücken ihre mechanische Regelmäßigkeit: und sage mir, ob ihnen andere, als Schönheiten solcher Art, übrig bleiben? Was haben sie sonst noch viel Gutes, als Verwickelung, und Theaterstreiche und Situationen?

Anständigkeit: wird man sagen. — Nun ja; Anständigkeit. Alle ihre Verwickelungen sind anständiger, und einförmiger; alle ihre Theaterstreiche anständiger, und abgedroschener; alle ihre Situationen anständiger, und gezwungener. Das kommt von der Anständigkeit!

Aber Cosme, dieser spanische Hanswurst; diese ungeheure Verbindung der pöbelhaftesten Possen mit dem feierlichen Ernste; diese Vermischung des Komischen und Tragischen, durch die das spanische Theater so berüchtigt ist? Ich bin weit entfernt, diese zu vertheidigen. Wenn sie zwar bloß mit der Anständigkeit stritte, — man versteht schon, welche Anständigkeit ich meine; — wenn sie weiter keinen Fehler hätte, als daß sie die Ehrfurcht beleidigte, welche die Großen verlangen, daß sie der Lebensart, der Etikette, dem Ceremoniel, und allen den Gaukeleien zuwiderliefe, durch die man den größern Theil der Menschen bereden will, daß es einen kleinern gebe, der von weit besserm Stoffe sey, als er: so

würde mir die unsinnigste Abwechselung von Niedrig auf Groß, von Aberwitz auf Ernst, von Schwarz auf Weiß, willkommener seyn, als die kalte Einförmigkeit, durch die mich der gute Ton, die feine Welt, die Hofmanier, und wie dergleichen Armseligkeiten mehr heißen, unfehlbar einschläfern. Doch es kommen ganz andere Dinge hier in Betrachtung.

No. LXIX.

Den 29sten December 1767.

Lope de Vega, ob er schon als der Schöpfer des spanischen Theaters betrachtet wird, war es indeß nicht, der jenen Zwitterton einführte. Das Volk war bereits so daran gewöhnt, daß er ihn wider Willen mit anstimmen mußte. In seinem Lehrgedichte, über die Kunst, neue Komödien zu machen, dessen ich oben schon gedacht, jammert er genug darüber. Da er sah, daß es nicht möglich sey, nach den Regeln und Mustern der Alten für seine Zeitgenossen mit Beifall zu arbeiten: so suchte er der Regellosigkeit wenigstens Grenzen zu setzen; das war die Absicht dieses Gedichts. Er dachte, so wild und barbarisch auch der Geschmack der Nation sey, so müsse er doch seine Grundsätze haben; und es sey besser, auch nur nach diesen mit einer beständi-

gen Gleichförmigkeit zu handeln, als nach gar keinen. Stücke, welche die klassischen Regeln nicht beobachten, können doch noch immer Regeln beobachten, und müssen dergleichen beobachten, wenn sie gefallen wollen. Diese also, aus dem bloßen Nationalgeschmacke hergenommen, wollte er festsetzen; und so ward die Verbindung des Ernsthaften und Lächerlichen die erste.

„Auch Könige," sagt er, „könnt ihr in euren Komödien auftreten lassen. Ich höre zwar, daß unser weise Monarch (Philipp der Zweite) darin nicht gewilligt; es sey nun, weil er einsah, daß es wider die Regeln laufe, oder weil er es der Würde eines Königs zuwider glaubte, so mit unter den Pöbel gemengt zu werden. Ich gebe auch gern zu, daß dieses wieder zur ältesten Komödie zurückkehren heißt, die selbst Götter einführte; wie unter andern in dem Amphitruo des Plautus zu sehen: und ich weiß gar wohl, daß Plutarch, wenn er von Menandern redet, die älteste Komödie nicht sehr lobt. Es fällt mir also freilich schwer, unsere Mode zu billigen. Aber da wir uns nun einmal in Spanien so weit von der Kunst entfernen: so müssen die Gelehrten schon auch hierüber schweigen. Es ist wahr, das Komische mit dem Tragischen vermischt, Seneka mit dem Terenz zusammengeschmolzen, giebt kein geringeres Ungeheuer, als der Minotaurus der Pasiphae war. Doch diese Abwechselung gefällt nun einmal; man will nun einmal keine anderen Stücke

sehen, als die halb ernsthaft und halb lustig sind; die Natur selbst lehrt uns diese Mannigfaltigkeit, von der sie einen Theil ihrer Schönheit entlehnt."*)

Die letzten Worte sind es, weßwegen ich diese Stelle anführe. Ist es wahr, daß uns die Natur selbst, in dieser Vermengung des Gemeinen und Erhabenen, des Possierlichen und Ernsthaften, des Lustigen und Traurigen, zum Muster dient? Es

---

*) Eligese el sujeto, y no se mire
(Pardonen los preceptos), si es de Reyes,
Aunque por esto entiendo, que el prudente,
Filipo Rey de Espana, y Señor nuestro,
En viendo un Rey en ellos se enfadaya.
O fuesse el ver, que al arte contradize,
O que la autoridad real no deve
Andar fingida entre la humilde plebe,
Este es bolver a la Comedia antigua,
Donde vemos, que Plauto puso Dioses,
Como en su Anfitrion lo muestra Jupiter.
Sabe Dios, que me pesa de aprovarlo,
Porque Plutarco hablando de Menandro,
No siente bien de la Comedia antigua,
Mas pues del arte vamos tan remotos,
Y en España le hazemos mil agravios,
Cierren los Doctos esta vez los labios.
Lo Tragico, y lo Comico mezclado,
Y Terencio con Seneca, aunque sea,
Como otro Minotauro de Pasife,
Haran grave una parte, otra ridicula,
Que aquesta variedad deleyta mucho,
Buen exemplo nos da naturaleza,
Que por tal variedad tiene belleza.

scheint so. Aber wenn es wahr ist, so hat Lope mehr gethan, als er sich vornahm: er hat nicht bloß die Fehler seiner Bühne beschönigt; er hat eigentlich erwiesen, daß wenigstens dieser Fehler keiner ist: denn nichts kann ein Fehler seyn, was eine Nachahmung der Natur ist.

„Man tadelt," sagt einer von unseren neuesten Scribenten, „an Shakespeare, — demjenigen unter allen Dichtern seit Homer, der die Menschen, vom Könige bis zum Bettler, und von Julius Cäsar bis zu Jac Fallstaff, am besten gekannt, und mit einer Art von unbegreiflicher Intuition durch und durch gesehen hat, — daß seine Stücke keinen, oder doch nur einen sehr fehlerhaften unregelmäßigen und schlecht ausgesonnenen Plan haben; daß Komisches und Tragisches darin auf die seltsamste Art durch einander geworfen ist, und oft eben dieselbe Person, die uns durch die rührende Sprache der Natur Thränen in die Augen gelockt hat, in wenigen Augenblicken darauf uns durch irgend einen seltsamen Einfall oder baroken Ausdruck ihrer Empfindungen, wo nicht zu lachen macht, doch dergestalt abkühlt, daß es ihm hernach sehr schwer wird, uns wieder in die Fassung zu setzen, worin er uns haben möchte. — Man tadelt das, und denkt nicht daran, daß seine Stücke eben darin natürliche Abbildungen des menschlichen Lebens sind."

„Das Leben der meisten Menschen, und (wenn wir es sagen dürfen) der Lebenslauf der großen

Staatskörper selbst, insofern wir sie als eben so viel moralische Wesen betrachten, gleicht den Haupt- und Staatsaktionen, im alten gothischen Geschmacke, in so vielen Punkten, daß man beinahe auf die Gedanken kommen möchte, die Erfinder dieser letztern wären klüger gewesen, als man gemeiniglich denkt, und hätten, wofern sie nicht gar die heimliche Absicht gehabt, das menschliche Leben lächerlich zu machen, wenigstens die Natur eben so getreu nachahmen wollen, als die Griechen sich angelegen seyn ließen, sie zu verschönern. Um jetzt nichts von der zufälligen Ähnlichkeit zu sagen, daß in diesen Stükken, so wie im Leben, die wichtigsten Rollen sehr oft gerade durch die schlechtesten Akteurs gespielt werden, — was kann ähnlicher seyn, als es beide Arten der Haupt- und Staatsaktionen einander in der Anlage, in der Abtheilung und Disposition der Scenen, im Knoten und in der Entwickelung zu seyn pflegen? Wie selten fragen die Urheber der einen und der andern sich selbst, warum sie dieses oder jenes gerade so und nicht anders gemacht haben? Wie oft überraschen sie uns durch Begebenheiten, zu denen wir nicht im mindesten vorbereitet waren? Wie oft sehen wir Personen kommen und wieder abtreten, ohne daß sich begreifen läßt, warum sie kamen, oder warum sie wieder verschwinden? Wie viel wird in beiden dem Zufall überlassen? Wie oft sehen wir die größesten Wirkungen durch die armseligsten Ursachen hervorgebracht? Wie oft

das Ernsthafte und Wichtige mit einer leichtsinnigen Art, und das Nichtsbedeutende mit einer lächerlichen Gravität behandelt? Und wenn in beiden endlich alles so kläglich verworren und durch einander geschlungen ist, daß man an der Möglichkeit der Entwickelung zu verzweifeln anfängt: wie glücklich sehen wir durch irgend einen unter Blitz und Donner aus papiernen Wolken herabspringenden Gott, oder durch einen frischen Degenhieb, den Knoten auf einmal zwar nicht aufgelöst, aber doch aufgeschnitten, welches insofern auf eins hinausläuft, daß auf die eine oder die andere Art das Stück ein Ende hat, und die Zuschauer klatschen oder zischen können, wie sie wollen oder — dürfen. Übrigens weiß man, was für eine wichtige Person in den komischen Tragödien, wovon wir reden, der edle Hanswurst vorstellt, der sich, vermuthlich zum ewigen Denkmal des Geschmacks unserer Voreltern, auf dem Theater der Hauptstadt des deutschen Reiches erhalten zu wollen scheint. Wollte Gott, daß er seine Person allein auf dem Theater vorstellte! Aber wie viele große Aufzüge auf dem Schauplatze der Welt hat man nicht in allen Zeiten mit Hanswurst — oder, welches noch ein wenig ärger ist, durch Hanswurst — aufführen gesehen? Wie oft haben die größesten Männer, dazu geboren, die schützenden Genien eines Throns, die Wohlthäter ganzer Völker und Zeitalter zu seyn, alle ihre Weisheit und Tapferkeit durch einen kleinen schnakischen Streich von Hans=

wurst, oder solchen Leuten vereitelt sehen müssen, welche, ohne eben sein Wamms und seine gelben Hosen zu tragen, doch gewiß seinen ganzen Charakter an sich trugen? Wie oft entsteht in beiden Arten der Tragikomödien die Verwickelung selbst lediglich daher, daß Hanswurst durch irgend ein dummes und schelmisches Stückchen von seiner Arbeit den gescheidten Leuten, ehe sie sich's versehen können, ihr Spiel verderbt?" —

Wenn in dieser Vergleichung des großen und kleinen, des ursprünglichen und nachgebildeten, heroischen Possenspiels — (die ich mit Vergnügen aus einem Werke abgeschrieben, welches unstreitig unter die vortrefflichsten unsers Jahrhunderts gehört, aber für das deutsche Publikum noch viel zu früh geschrieben zu seyn scheint. In Frankreich und England würde es das äußerste Aufsehn gemacht haben; der Name seines Verfassers würde auf aller Zungen seyn. Aber bei uns? Wir haben es, und damit gut. Unsere Großen lernen für's Erste an den *** kauen; und freilich ist der Saft aus einem französischen Roman lieblicher und verdaulicher. Wenn ihr Gebiß schärfer und ihr Magen stärker geworden, wenn sie indeß Deutsch gelernt haben, so kommen sie auch wohl einmal über den — Agathon.*) Dieses ist das Werk, von welchem ich rede, von welchem ich es lieber nicht an dem schicklichsten Orte,

---

*) Zweiter Theil, S. 192.

lieber hier als gar nicht, sagen will, wie sehr ich es bewundere: da ich mit der äußersten Befremdung wahrnehme, welches tiefe Stillschweigen unsere Kunstrichter darüber beobachten, oder in welchem kalten und gleichgültigen Tone sie davon sprechen. Es ist der erste und einzige Roman für den denkenden Kopf, von klassischem Geschmacke. Roman? Wir wollen ihm diesen Titel nur geben; vielleicht, daß es einige Leser mehr dadurch bekommt. Die wenigen, die es darüber verlieren möchte, an denen ist ohnedies nichts gelegen.)

No. LXX.

Den 1sten Januar 1768.

Wenn in dieser Vergleichung, sage ich, die satyrische Laune nicht zu sehr vorstäche: so würde man sie für die beste Schutzschrift des komisch-tragischen, oder tragisch-komischen Drama (Mischspiel habe ich es einmal auf irgend einem Titel genannt gefunden), für die geflissentlichste Ausführung des Gedankens beim Lope halten dürfen. Aber zugleich würde sie auch die Widerlegung desselben seyn. Denn sie würde zeigen, daß eben das Beispiel der Natur, welches die Verbindung des feierlichen Ernstes mit der possenhaften Lustigkeit rechtfertigen soll, eben so

gut jedes dramatische Ungeheuer, das weder Plan, noch Verbindung, noch Menschenverstand hat, rechtfertigen könne. Die Nachahmung der Natur müßte folglich entweder gar kein Grundsatz der Kunst seyn; oder, wenn sie es doch bliebe, würde durch ihn selbst die Kunst, Kunst zu seyn aufhören; wenigstens keine höhere Kunst seyn, als etwa die Kunst, die bunten Adern des Marmors in Gyps nachzuahmen; ihr Zug und Lauf mag gerathen, wie er will, der seltsamste kann so seltsam nicht seyn, daß er nicht natürlich scheinen könnte; bloß und allein der scheint es nicht, bei welchem sich zu viel Symmetrie, zu viel Ebenmaaß und Verhältniß, zu viel von dem zeigt, was in jeder andern Kunst die Kunst ausmacht; der künstlichste in diesem Verstande ist hier der schlechteste, und der wildeste der beste.

Als Kritiker dürfte unser Verfasser ganz anders sprechen. Was er hier so sinnreich aufstützen zu wollen scheint, würde er ohne Zweifel als eine Mißgeburt des barbarischen Geschmacks verdammen, wenigstens als die ersten Versuche der unter ungeschlachten Völkern wieder auflebenden Kunst vorstellen, an deren Form irgend ein Zusammenfluß gewisser äußerlicher Ursachen, oder das Ungefähr, den meisten, Vernunft und Überlegung aber den wenigsten, auch wohl ganz und gar keinen Antheil hatte. Er würde schwerlich sagen, daß die ersten Erfinder des Mischspiels (da das Wort einmal da ist, warum soll ich es nicht brauchen?) „die Natur

eben so getreu nachahmen wollen, als die Griechen sich angelegen seyn lassen, sie zu verschönern."

Die Worte getreu und verschönert, von der Nachahmung und der Natur, als dem Gegenstande der Nachahmung, gebraucht, sind vielen Mißdeutungen unterworfen. Es giebt Leute, die von keiner Natur wissen wollen, welche man zu getreu nachahmen könne; selbst was uns in der Natur mißfalle, gefalle in der getreuen Nachahmung, vermöge der Nachahmung. Es giebt andere, welche die Verschönerung der Natur für eine Grille halten; eine Natur, die schöner seyn wolle, als die Natur, sey eben darum nicht Natur. Beide erklären sich für Verehrer der einzigen Natur, so wie sie ist; jene finden in ihr nichts zu vermeiden; diese nichts hinzuzusetzen. Jenen also müßte nothwendig das gothische Mischspiel gefallen; so wie diese Mühe haben würden, an den Meisterstücken der Alten Geschmack zu finden.

Wenn dieses nun aber nicht erfolgte? Wenn jene, so große Bewunderer sie auch von der gemeinsten und alltäglichsten Natur sind, sich dennoch wider die Vermischung des Possenhaften und Interessanten erklärten? Wenn diese, so ungeheuer sie auch alles finden, was besser und schöner seyn will, als die Natur, dennoch das ganze griechische Theater, ohne den geringsten Anstoß von dieser Seite, durchwandelten? Wie wollten wir diesen Widerspruch erklären?

Wir würden nothwendig zurückkommen, und das, was wir von beiden Gattungen erst behauptet, widerrufen müssen. Aber wie müßten wir widerrufen, ohne uns in neue Schwierigkeiten zu verwickeln? Die Vergleichung einer solchen Haupt- und Staatsaktion, über deren Güte wir streiten, mit dem menschlichen Leben, mit dem gemeinen Laufe der Welt, ist doch so richtig!

Ich will einige Gedanken herwerfen, die, wenn sie nicht gründlich genug sind, doch gründlichere veranlassen können. — Der Hauptgedanke ist dieser: es ist wahr, und auch nicht wahr, daß die komische Tragödie, gothischer Erfindung, die Natur getreu nachahmt; sie ahmt sie nur in einer Hälfte getreu nach, und vernachlässigt die andere Hälfte gänzlich; sie ahmt die Natur der Erscheinungen nach, ohne im Geringsten auf die Natur unserer Empfindungen und Seelenkräfte dabei zu achten.

In der Natur ist alles mit allem verbunden; alles durchkreuzt sich, alles wechselt mit allem, alles verändert sich eins in das andere. Aber nach dieser unendlichen Mannigfaltigkeit ist sie nur ein Schauspiel für einen unendlichen Geist. Um endliche Geister an dem Genusse desselben Antheil nehmen zu lassen, mußten diese das Vermögen erhalten, ihr Schranken zu geben, die sie nicht hat; das Vermögen, abzusondern, und ihre Aufmerksamkeit nach Gutdünken lenken zu können.

Dieses Vermögen üben wir in allen Augenblicken

des Lebens; ohne dasselbe würde es für uns gar kein Leben geben; wir würden vor allzu verschiedenen Empfindungen nichts empfinden; wir würden ein beständiger Raub des gegenwärtigen Eindrucks seyn; wir würden träumen, ohne zu wissen, was wir träumten.

Die Bestimmung der Kunst ist, uns in dem Reiche des Schönen dieser Absonderung zu überheben, uns die Fixirung unserer Aufmerksamkeit zu erleichtern. Alles, was wir in der Natur von einem Gegenstande, oder einer Verbindung verschiedener Gegenstände, es sey der Zeit oder dem Raume nach, in unseren Gedanken absondern, oder absondern zu können wünschen, sondert sie wirklich ab, und gewährt uns diesen Gegenstand, oder diese Verbindung verschiedener Gegenstände, so lauter und bündig, als es nur immer die Empfindung, die sie erregen sollen, verstattet.

Wenn wir Zeugen einer wichtigen und rührenden Begebenheit sind, und eine andere von nichtigem Belage läuft queer ein: so suchen wir der Zerstreuung, die diese uns droht, möglichst auszuweichen. Wir abstrahiren von ihr; und es muß uns nothwendig ekeln, in der Kunst das wieder zu finden, was wir aus der Natur wegwünschen.

Nur wenn eben dieselbe Begebenheit in ihrem Fortgange alle Schattirungen des Interesse annimmt, und eine nicht bloß auf die andere folgt, sondern so nothwendig aus der andern entspringt; wenn der

Ernst das Lachen, die Traurigkeit die Freude, oder umgekehrt, so unmittelbar erzeugt, daß uns die Abstraktion des einen oder des andern unmöglich fällt: nur alsdann verlangen wir sie auch in der Kunst nicht, und die Kunst weiß aus dieser Unmöglichkeit selbst Vortheil zu ziehen. —

Aber genug hiervon; man sieht schon, wo ich hinaus will. —

Den fünf und vierzigsten Abend (Freitags, den 12ten Julius) wurden die Brüder des Herrn Romanus, und das Orakel von Saint-Foix gespielt.

Das erstere Stück kann für ein deutsches Original gelten, ob es schon, größtentheils, aus den Brüdern des Terenz genommen ist. Man hat gesagt, daß auch Moliere aus dieser Quelle geschöpft habe; und zwar seine Männerschule. Der Herr von Voltaire macht seine Anmerkung über dieses Vorgeben: und ich führe Anmerkungen von dem Herrn von Voltaire so gern an! Aus seinen geringsten ist noch immer etwas zu lernen: wenn schon nicht allezeit das, was er darin sagt; wenigstens das, was er hätte sagen sollen. Primus sapientiae gradus est, falsa intelligere (wo dieses Sprüchelchen steht, will mir nicht gleich beifallen), und ich wüßte keinen Schriftsteller in der Welt, an dem man es so gut versuchen könnte, ob man auf dieser ersten Stufe der Weisheit stehe, als an dem Herrn von Voltaire; aber daher auch keinen, der uns,

die zweite zu ersteigen, weniger behülflich seyn könnte; secundus, vera cognoscere. Ein kritischer Schriftsteller, dünkt mich, richtet seine Methode auch am besten nach diesem Sprüchelchen ein. Er suche sich nur erst jemanden, mit dem er streiten kann, so kommt er nach und nach in die Materie, und das Übrige findet sich. Hierzu habe ich mir in diesem Werke, ich bekenne es aufrichtig, nun einmal die französischen Skribenten vornehmlich erwählt, und unter diesen besonders den Herrn von Voltaire. Also auch jetzt, nach einer kleinen Verbeugung, nur darauf zu! Wem diese Methode aber etwa mehr muthwillig, als gründlich scheinen wollte: der soll wissen, daß selbst der gründliche Aristoteles sich ihrer fast immer bedient hat. Solet Aristoteles, sagt einer von seinen Auslegern, der mir eben zur Hand liegt, quaerere pugnam in suis libris. Atque hoc facit non temere, et casu, sed certa ratione atque consilio: nam labefactatis aliorum opinionibus, u. s. w. O des Pedanten! würde Herr von Voltaire rufen. — Ich bin es bloß aus Mißtrauen in mich selbst.

„Die Brüder des Terenz," sagt Herr von Voltaire, „können höchstens die Idee zu der Männerschule gegeben haben. In den Brüdern sind zwei Alte von verschiedener Gemüthsart, die ihre Söhne ganz verschieden erziehen; eben so sind in der Männerschule zwei Vormünder, ein sehr strenger und ein sehr nachsehender: das ist die ganze Ähnlichkeit

In den Brüdern ist fast ganz und gar keine Intrigue: die Intrigue in der Männerschule hingegen ist fein und unterhaltend und komisch. Eins von den Frauenzimmern des Terenz, welches eigentlich die interessanteste Rolle spielen müßte, erscheint bloß auf dem Theater, um niederzukommen. Die Isabelle des Moliere ist fast immer auf der Scene und zeigt sich immer witzig und reizend, und verbindet sogar die Streiche, die sie ihrem Vormunde spielt, noch mit Anstand. Die Entwickelung in den Brüdern ist ganz unwahrscheinlich; es ist wider die Natur, daß ein Alter, der sechzig Jahre ärgerlich und strenge und geizig gewesen, auf einmal lustig und höflich und freigebig werden sollte. Die Entwickelung in der Männerschule aber, ist die beste von allen Entwickelungen des Moliere: wahrscheinlich, natürlich, aus der Intrigue selbst hergenommen, und, was unstreitig nicht das Schlechteste daran ist, äußerst komisch."

No. LXXI.

Den 5ten Januar 1768.

Es scheint nicht, daß der Herr von Voltaire, seitdem er aus der Klasse bei den Jesuiten gekommen, den Terenz viel wieder gelesen habe. Er

spricht ganz so davon, als von einem alten Traume; es schwebt ihm nur noch so was davon im Gedächtnisse; und das schreibt er auf gut Glück so hin, unbekümmert, ob es gehauen oder gestochen ist. Ich will ihm nicht aufmutzen, was er von der Pamphila des Stücks sagt, „daß sie bloß auf dem Theater erscheine, um niederzukommen." Sie erscheint gar nicht auf dem Theater; sie kommt nicht auf dem Theater nieder; man vernimmt bloß ihre Stimme aus dem Hause; und warum sie eigentlich die interessanteste Rolle spielen müßte, das läßt sich auch gar nicht absehen. Den Griechen und Römern war nicht alles interessant, was es den Franzosen ist. Ein gutes Mädchen, das mit ihrem Liebhaber zu tief ins Wasser gegangen, und Gefahr läuft, von ihm verlassen zu werden, war zu einer Hauptrolle ehedem sehr ungeschickt. —

Der eigentliche und grobe Fehler, den der Herr von Voltaire macht, betrifft die Entwickelung und den Charakter des Demea. Demea ist der mürrische strenge Vater, und dieser soll seinen Charakter auf einmal völlig verändern. Das ist, mit Erlaubniß des Herrn von Voltaire, nicht wahr. Demea behauptet seinen Charakter bis ans Ende. Donatus sagt: Servatur autem per totam fabulam mitis Micio, saevus Demea, Leno avarus, u. s. w. Was geht mich Donatus an? dürfte Herr von Voltaire sagen. Nach Belieben; wenn wir Deutschen nur glauben dürfen, daß Donatus den Terenz

fleißiger gelesen und besser verstanden habe, als Voltaire. Doch es ist ja von keinem verlorenen Stücke die Rede; es ist noch da; man lese selbst.

Nachdem Micio den Demea durch die triftigsten Vorstellungen zu besänftigen gesucht, bittet er ihn, wenigstens auf heute sich seines Ärgernisses zu entschlagen, wenigstens heute lustig zu seyn. Endlich bringt er ihn auch so weit: heute will Demea alles gut seyn lassen; aber morgen, bei früher Tageszeit, muß der Sohn wieder mit ihm aufs Land; da will er ihn nicht gelinder halten, da will er es wieder mit ihm anfangen, wo er es heute gelassen hat; die Sängerin, die diesem der Vetter gekauft, will er zwar mitnehmen, denn es ist doch immer eine Sklavin mehr, und eine, die ihm nichts kostet; aber zu singen wird sie nicht viel bekommen, sie soll kochen und backen. In der darauf folgenden vierten Scene des fünften Akts, wo Demea allein ist, scheint es zwar, wenn man seine Worte nur so obenhin nimmt, als ob er völlig von seiner alten Denkungsart abgehen, und nach den Grundsätzen des Micio zu handeln anfangen wolle.*) Doch die Folge zeigt es, daß man alles das nur von dem heutigen Zwange, den er sich anthun soll, verstehen muß. Denn auch diesen Zwang weiß er hernach so zu nutzen, daß er zu der förmlichsten hämischsten Verspottung

*) — — Nam ego vitam duram, quam vixi usque adhuc,
Prope jam excurso spatio mitto —

seines gefälligen Bruders ausschlägt. Er stellt sich lustig, um die Anderen wahre Ausschweifungen und Tollheiten begehen zu lassen; er macht in dem verbindlichsten Tone die bittersten Vorwürfe; er wird nicht freigebig, sondern er spielt den Verschwender: und wohl zu merken, weder von dem Seinigen, noch in einer andern Absicht, als um alles, was er Verschwenden nennt, lächerlich zu machen. Dieses erhellt unwidersprechlich aus dem, was er dem Micio antwortet, der sich durch den Anschein betrügen läßt, und ihn wirklich verändert glaubt.*) Hic ostendit Terentius, sagt **Donatus**, magis Demeam simulasse mutatos mores, quam mutavisse.

Ich will aber nicht hoffen, daß Herr von Voltaire meint, selbst diese Verstellung laufe wider den Charakter des Demea, der vorher nichts als

---

*) *Mic.* Quid istuc? Quae res tam repente mores mutavit tuos?
Quod prolubium, quae istaec subita est largitas? *Dem.* Dicam tibi:
Ut id ostenderem, quod te isti facilem et festivum putant,
Id non fieri ex vera vita, neque adeo ex aequo et bono,
Sed ex assentando, indulgendo, et largiendo, Micio.
Nunc adeo, si ob eam rem vobis mea vita invisa est, Aeschine,
Quia non justa injusta prorsus omnia, omnino obsequor;
Missa facio; effundite, emite, facite quod vobis lubet!

geschmählt und gepoltert habe: denn eine solche Verstellung erfordere mehr Gelassenheit und Kälte, als man dem Demea zutrauen dürfe. Auch hierin ist Terenz ohne Tadel und er hat alles so vortrefflich motivirt, bei jedem Schritte Natur und Wahrheit so genau beobachtet, bei dem geringsten Übergange so feine Schattirungen in Acht genommen, daß man nicht aufhören kann, ihn zu bewundern.

Nur ist öfters, um hinter alle Feinheiten des Terenz zu kommen, die Gabe sehr nöthig, sich das Spiel des Akteurs dabei zu denken; denn dieses schrieben die alten Dichter nicht bei. Die Deklamation hatte ihre eigenen Künstler und in dem Übrigen konnten sie sich ohne Zweifel auf die Einsicht der Spieler verlassen, die aus ihrem Geschäfte ein sehr ernstliches Studium machten. Nicht selten befanden sich unter diesen die Dichter selbst; sie sagten, wie sie es haben wollten; und da sie ihre Stücke überhaupt nicht eher bekannt werden ließen, als bis sie gespielt waren, als bis man sie gesehen und gehört hatte: so konnten sie es um so mehr überhoben seyn, den geschriebenen Dialog durch Einschiebsel zu unterbrechen, in welchen sich der beschreibende Dichter gewissermaßen mit unter die handelnden Personen zu mischen scheint. Wenn man sich aber einbildet, daß die alten Dichter, um sich diese Einschiebsel zu ersparen, in den Reden selbst, jede Bewegung, jede Geberde, jede Miene, jede besondere Abänderung der Stimme, die dabei zu beobachten, mit anzu-

deuten gesucht: so irrt man sich. In dem Terenz allein kommen unzählige Stellen vor, in welchen von einer solchen Andeutung sich nicht die geringste Spur zeigt, und wo gleichwohl der wahre Verstand nur durch Errathung der wahren Aktion kann getroffen werden; ja, in vielen scheinen die Worte gerade das Gegentheil von dem zu sagen, was der Schauspieler durch jene ausdrücken muß.

Selbst in der Scene, in welcher die vermeinte Sinnesänderung des Demea vorgeht, finden sich dergleichen Stellen, die ich anführen will, weil auf ihnen gewissermaßen die Mißdeutung beruht, die ich bestreite. — Demea weiß nunmehr alles; er hat es mit seinen eigenen Augen gesehen, daß es sein ehrbarer frommer Sohn ist, für den die Sängerin entführt worden, und stürzt mit dem unbändigsten Geschrei heraus. Er klagt es dem Himmel und der Erde und dem Meere; und eben bekommt er den Micio zu Gesicht.

Demea. Ha! da ist er, der mir sie beide verdirbt — meine Söhne, mir sie beide zu Grunde richtet!

Micio. O, so mäßige dich, und komm wieder zu dir!

Demea. Gut, ich mäßige mich, ich bin bei mir, es soll mir kein hartes Wort entfahren. Laß uns bloß bei der Sache bleiben. Sind wir nicht eins geworden, warest du es nicht selbst, der es zuerst auf die Bahn brachte, daß sich ein Jeder

nur um den seinigen bekümmern sollte? Antworte.*) u. s. w."

Wer sich hier nur an die Worte hält, und kein so richtiger Beobachter ist, als es der Dichter war, kann leicht glauben, daß Demea viel zu geschwind austobe, viel zu geschwind diesen gelassenern Ton anstimme. Nach einiger Überlegung wird ihm zwar vielleicht beifallen, daß jeder Affekt, wenn er aufs Äußerste gekommen, nothwendig wieder sinken muß; daß Demea, auf den Verweis seines Bruders, sich des ungestümen Jachzorns nicht anders als schämen könne: das alles ist auch ganz gut; aber es ist doch noch nicht das rechte. Dieses lasse er sich also vom Donatus lehren, der hier zwei vortreffliche Anmerkungen hat. Videtur, sagt er, paulo citius destomachatus, quam res etiam incertae poscebant. Sed et hoc morale: nam juste irati, omissa saevitia, ad ratiocinationes saepe festinant. Wenn der Zornige ganz offenbar Recht zu haben glaubt; wenn er sich einbildet, daß sich gegen seine Beschwerden durchaus nichts einwenden lasse: so

---

*) — — — — — — *Dem.* Eccum adest
Communis corruptela nostrum liberum.
Mic. Tandem reprime iracundiam, atque ad te redi.
Dem. Repressi, redii, mitto maledicta omnia:
Rem ipsam putemus. Dictum hoc inter nos fuit,
At ex te adeo est ortum, ne te curares meum,
Neve ego tuum? responde. —

wird er sich bei dem Schelten gerade am wenigsten aufhalten, sondern zu den Beweisen eilen, um seinen Gegner durch eine so sonnenklare Überzeugung zu demüthigen. Doch da er über die Wallungen seines kochenden Geblüts nicht so unmittelbar gebieten kann; da der Zorn, der überführen will, doch immer Zorn bleibt: so macht Donatus die zweite Anmerkung: non quod dicatur, sed quo gestu dicatur, specta; et videbis, neque adhuc repressisse iracundiam, neque ad se rediisse Demeam. Demea sagt zwar: ich mäßige mich, ich bin wieder bei mir; aber Gesicht und Geberde und Stimme verrathen genugsam, daß er sich noch nicht gemäßigt hat, daß er noch nicht wieder bei sich ist. Er bestürmt den Micio mit einer Frage über die andere, und Micio hat alle seine Kälte und gute Laune nöthig, um nur zum Worte zu kommen.

No. LXXII.

Den 8ten Januar 1768.

Als er endlich dazu kommt, wird Demea zwar eingetrieben, aber im Geringsten nicht überzeugt. Aller Vorwand, über die Lebensart seiner Kinder unwillig zu seyn, ist ihm benommen: und doch fängt er wieder von vorne an zu nergeln. Micio muß auch nur abbrechen, und sich begnügen, daß ihm

die mürrische Laune, die er nicht ändern kann, wenigstens auf heute Frieden lassen will. Die Wendungen, die ihn Terenz dabei nehmen läßt, sind meisterhaft.*)

Demea. Nun gieb nur Acht, Micio, wie wir mit diesen schönen Grundsätzen, mit dieser deiner lieben Nachsicht, am Ende fahren werden.

Micio. Schweig doch! Besser, als du glaubst. — Und nun genug davon! Heute schenke dich mir. Komm, kläre dich auf.

---

*) — — — — — — *Dem.* Ne nimium modo
Bonae tuae istae nos rationes, Micio,
Et tuus iste animus aequus subvertat. *Mic.* Tace;
Non fiet. Mitte jam istaec; da te hodie mihi:
Exporge frontem. *Dem.* Scilicet ita tempus fert,
Faciendum est: ceterum rus cras cum filio
Cum primo lucu ibo hinc. *Mic.* De nocte censeo
Hodie modo hilarum fac te. *Dem.* Et istam psaltriam.
Una illuc mecum hinc abstraham. *Mic.* Pugnaveris.
Eo pacto prorsum illic alligaris filium
Modo facito, ut illam serves. *Dem.* Ego istuc videro.
Atque ibi favillae plena, fumi, ac pollinis,
Coquendo sit faxo et molendo; praeter haec
Meridie ipso faciam, ut stipulam colligat:
Tam excoctam reddam atque atram, quam carbo est. *Mic.* Placet.
Nunc mihi videre sapere. Atque equidem filium,
Tum etiam si nolit, cogam, ut cum illa una cubet.
Dem. Derides? fortunatus, qui istoc animo fies:
Ego sentio. *Mic.* Ah, pergisne? *Dem.* Jam jam desino.

Demea. Mag's doch nur heute seyn! Was ich muß, das muß ich. — Aber morgen, sobald es Tag wird, geh' ich wieder aufs Dorf, und der Bursche geht mit. —

Micio. Lieber, noch ehe es Tag wird, dächte ich. Sey nur heute lustig.

Demea. Auch das Mensch von einer Sängerin muß mit hinaus.

Micio. Vortrefflich! So wird sich der Sohn gewiß nicht wegwünschen. Nur halte sie auch gut.

Demea. Dafür laß mich sorgen! Sie soll, in der Mühle und vor dem Ofenloche, Mehlstaubs und Kohlenstaubs und Rauchs genug kriegen. Dazu soll sie mir am heißen Mittage stoppeln gehen, bis sie so trocken, so schwarz geworden, als ein Löschbrand.

Micio. Das gefällt mir! Nun bist du auf dem rechten Wege! — Und alsdann, wenn ich wie du wäre, müßte mir der Sohn bei ihr schlafen, er möchte wollen oder nicht.

Demea. Lachst du mich aus? — Bei so einer Gemüthsart, freilich, kannst du wohl glücklich seyn. Ich fühl' es, leider —

Micio. Du fängst doch wieder an?

Demea. Nu, nu; ich höre ja auch schon wieder auf.

Bei dem „Lachst du mich aus?" des Demea, merkt Donatus an: Hoc verbum vultu Demeae sic profertur, ut subrisisse videatur invitus. Sed rursus *ego sentio*, amare severeque dicit.

Unvergleichlich! Demea, dessen voller Ernst es war, daß er die Sängerin, nicht als Sängerin, sondern als eine gemeine Sklavin halten und nutzen wollte, muß über den Einfall des Micio lachen. Micio selbst braucht nicht zu lachen: je ernsthafter er sich stellt, desto besser. Demea kann darum doch sagen: Lachst du mich aus? und muß sich zwingen wollen, sein eigenes Lachen zu verbeißen. Er verbeißt es auch bald; denn das „Ich fühl' es leider." sagt er wieder in einem ärgerlichen und bittern Tone. Aber so ungern, so kurz das Lachen auch ist: so große Wirkung hat es gleichwohl. Denn einen Mann, wie Demea, hat man wirklich für's Erste gewonnen, wenn man ihn nur zu lachen machen kann. Je seltener ihm diese wohlthätige Erschütterung ist, desto länger hält sie innerlich an; nachdem er längst alle Spur derselben auf seinem Gesichte vertilgt, dauert sie noch fort, ohne daß er es selbst weiß, und hat auf sein nächstfolgendes Betragen einen gewissen Einfluß. —

Aber wer hätte wohl bei einem Grammatiker so feine Kenntnisse gesucht? Die alten Grammatiker waren nicht das, was wir jetzt bei dem Namen denken. Es waren Leute von vieler Einsicht; das ganze weite Feld der Kritik war ihr Gebiet. Was von ihren Auslegungen klassischer Schriften auf uns gekommen, verdient daher nicht bloß wegen der Sprache studirt zu werden. Nur muß man die neueren Interpolationen zu unterscheiden wissen.

Daß aber dieser Donatus (Älius) so vorzüglich reich an Bemerkungen ist, die unsern Geschmack bilden können; daß er die versteckesten Schönheiten seines Autors mehr als irgend ein Anderer zu enthüllen weiß: das kommt vielleicht weniger von seinen größeren Gaben, als von der Beschaffenheit seines Autors selbst. Das römische Theater war, zur Zeit des Donatus, noch nicht gänzlich verfallen; die Stücke des Terenz wurden noch gespielt, und ohne Zweifel noch mit vielen von den Überlieferungen gespielt, die sich aus den besseren Zeiten des römischen Geschmacks herschrieben; er durfte also nur anmerken, was er sah und hörte; er brauchte also nur Aufmerksamkeit und Treue, um sich das Verdienst zu machen, daß ihm die Nachwelt Feinheiten zu verdanken hat, die er selbst schwerlich dürfte ausgegrübelt haben. Ich wüßte daher auch kein Werk, aus welchem ein angehender Schauspieler mehr lernen könnte, als diesen Kommentar des Donatus über den Terenz: und bis das Latein unter unseren Schauspielern üblicher wird, wünschte ich sehr, daß man ihnen eine gute Übersetzung davon in die Hände geben wollte. Es versteht sich, daß der Dichter dabei seyn, und aus dem Kommentar alles wegbleiben müßte, was die bloße Worterklärung betrifft. Die Dacier hat in dieser Absicht den Donatus nur schlecht genutzt, und ihre Übersetzung des Textes ist wässerig und steif. Eine neuere deutsche, die wir haben, hat das Verdienst der Richtig=

keit so so; aber das Verdienst der komischen Sprache fehlt ihr gänzlich;*) und Donatus ist auch nicht

---

*) Halle 1753. Wunders halben erlaube man mir, die Stelle daraus anzuführen, die ich eben jetzt übersetzt habe. Was mir hier aus der Feder geflossen, ist weit entfernt, so zu seyn, wie es seyn sollte; aber man wird doch ungefähr daraus sehen können, worin das Verdienst besteht, das ich dieser Übersetzung absprechen muß.

Demea. Aber, mein lieber Bruder, daß uns nur nicht deine schönen Gründe, und dein gleichgültiges Gemüth sie ganz und gar ins Verderben stürzen.

Micio. Ach, schweig doch nur, das wird nicht geschehen. Laß das immer seyn. Überlaß dich heute einmal mir. Weg mit den Runzeln von der Stirne.

Demea. Ja, ja, die Zeit bringt es so mit sich, ich muß es wohl thun. Aber mit anbrechendem Tage gehe ich wieder mit meinem Sohne aufs Land.

Micio. Ich werde dich nicht aufhalten, und wenn du die Nacht wieder gehen willst; sey doch heute nur einmal fröhlich.

Demea. Die Sängerin will ich zugleich mit herausschleppen.

Micio. Da thust du wohl; dadurch wirst du machen, daß dein Sohn ohne sie nicht wird leben können. Aber sorge auch, daß du sie gut verhältst.

Demea. Dafür werde ich schon sorgen. Sie soll mir kochen, und Rauch, Asche und Mehl sollen sie schon kenntlich machen. Außerdem soll sie mir in der größten Mittagshitze gehen und Ähren lesen, und dann will ich sie ihm so verbrannt und so schwarz, wie eine Kohle, überliefern.

Micio. Das gefällt mir; nun seh' ich recht ein, daß du weislich handelst; aber dann kannst du auch

weiter gebraucht, als ihn die Dacier zu brauchen für gut befunden. Es wäre also keine gethane Arbeit, was ich vorschlage: aber wer soll sie thun? Die nichts Besseres thun könnten, können auch dieses nicht: und die etwas Besseres thun könnten, werden sich bedanken.

Doch endlich vom Terenz auf unsern Nachahmer zu kommen. — Es ist doch sonderbar, daß auch Herr Romanus den falschen Gedanken des Voltaire gehabt zu haben scheint. Auch er hat geglaubt, daß am Ende mit dem Charakter des Demea eine gänzliche Veränderung vorgehe; wenigstens läßt er sie mit dem Charakter seines Lysimons vorgehen. „Je Kinder," läßt er ihn rufen, „schweigt doch! Ihr überhäuft mich ja mit Liebkosungen. Sohn, Bruder, Vetter, Diener, alles schmeichelt mir, bloß weil ich einmal ein Bißchen freundlich aussehe. Bin ich's denn, oder bin ich's nicht? Ich werde wieder recht jung, Bruder! Es ist doch hübsch, wenn man geliebt wird. Ich will auch gewiß so bleiben. Ich wüßte nicht, wann ich so eine vergnügte Stunde gehabt hätte!" Und Frontin sagt:

---

deinen Sohn mit Gewalt zwingen, daß er sie mit zu Bette nimmt.

Demea. Lachst du mich etwa aus? Du bist glücklich, daß du ein solches Gemüth hast; aber ich fühle —

Micio. Ach! hältst du noch nicht inne?

Demea. Ich schweige schon.

„Nun, unser Alter stirbt gewiß bald.*) Die Veränderung ist gar zu plötzlich." Ja wohl; aber das Sprichwort, und der gemeine Glaube von den unvermutheten Veränderungen, die einen nahen Tod vorbedeuten, soll doch wohl nicht im Ernste hier etwas rechtfertigen?

No. LXXIII.

Den 12ten Januar 1768.

Die Schlußrede des Demea bei dem Terenz geht aus einem ganz andern Tone. „Wenn euch nur das gefällt: nun so macht, was ihr wollt; ich will mich um nichts mehr bekümmern!" Er ist ganz und gar nicht, der sich nach der Weise der Anderen, sondern die Anderen sind es, die sich nach seiner Weise künftig zu bequemen versprechen. — Aber wie kommt es, dürfte man fragen, daß die letzten Scenen mit dem Lysimon in unseren deutschen Brüdern, bei der Vorstellung gleichwohl immer so wohl aufgenommen werden? Der beständige Rückfall des Lysimon in seinen alten Charakter macht sie

*) So soll es ohne Zweifel heißen, und nicht: stirbt unmöglich bald. Für viele von unseren Schauspielern ist es nöthig, auch solche Druckfehler anzumerken.

komisch; aber bei diesem hätte es auch bleiben müssen. — Ich verspare das Weitere bis zu einer zweiten Vorstellung dieses Stücks.

Das Orakel von Saint-Foix, welches diesen Abend den Beschluß machte, ist allgemein bekannt, und allgemein beliebt.

Den sechs und vierzigsten Abend (Montags, den 20sten Julius) ward Miß Sara,*) und den sieben und vierzigsten, Tags darauf, Nanine**) wiederholt. Auf die Nanine folgte der unvermuthete Ausgang, von Marivaux, in einem Akte.

Oder, wie es wörtlicher und besser heißen würde: die unvermuthete Entwickelung. Denn es ist einer von den Titeln, die nicht sowohl den Inhalt anzeigen, als vielmehr gleich Anfangs gewissen Einwendungen vorbauen sollen, die der Dichter gegen seinen Stoff, oder dessen Behandlung, vorher sieht. Ein Vater will seine Tochter an einen jungen Menschen verheirathen, den sie nie gesehen hat. Sie ist mit einem andern schon halb richtig, aber dieses auch schon seit so langer Zeit, daß es fast gar nicht mehr richtig ist. Unterdessen möchte sie ihn doch noch lieber, als einen ganz Unbekannten, und spielt sogar, auf sein Angeben, die Rolle einer

---

*) S. d. 11ten Abend, Thl. I. S. 101.

**) S. d. 27sten, 33sten und 37sten Abend, Theil I. S. 152, 201 u. 261.

Wahnwitzigen, um den neuen Freier abzuschrecken. Dieser kommt; aber zum Glück ist es ein so schöner, liebenswürdiger Mann, daß sie gar bald ihre Verstellung vergißt, und in aller Geschwindigkeit mit ihm einig wird. Man gebe dem Stücke einen andern Titel, und alle Leser und Zuschauer werden ausrufen: das ist auch sehr unerwartet! Einen Knoten, den man in zehn Scenen so mühsam geschürzt hat, in einer einzigen nicht zu lösen, sondern mit eins zu zerhauen! Nun aber ist dieser Fehler in dem Titel selbst angekündigt und durch diese Ankündigung gewissermaßen gerechtfertigt. Denn, wenn es nun wirklich einmal so einen Fall gegeben hat: warum soll er nicht auch vorgestellt werden können? Er sah ja in der Wirklichkeit einer Komödie so ähnlich: und sollte er denn eben deßwegen um so unschicklicher zur Komödie seyn? — Nach der Strenge, allerdings: denn alle Begebenheiten, die man im gemeinen Leben wahre Komödien nennt, findet man in der Komödie wahren Begebenheiten nicht sehr gleich; und darauf käme es doch eigentlich an.

Aber Ausgang und Entwickelung, laufen beide Worte nicht auf eins hinaus? Nicht völlig. Der Ausgang ist, daß Jungfer Argante den Erast, und nicht den Dorant heirathet, und dieser ist hinlänglich vorbereitet. Denn ihre Liebe gegen Dorant ist so lau, so wetterlaunisch; sie liebt ihn, weil sie seit vier Jahren niemanden gesehen hat, als ihn;

manchmal liebt sie ihn mehr, manchmal weniger, manchmal gar nicht, so wie es kommt; hat sie ihn lange nicht gesehen, so kommt er ihr liebenswürdig genug vor; sieht sie ihn alle Tage, so macht er ihr Langeweile; besonders stoßen ihr dann und wann Gesichter auf, gegen welche sie Dorant's Gesicht so kahl, so unschmackhaft, so ekelhaft findet! Was brauchte es also weiter, um sie ganz von ihm abzubringen, als daß Crast, den ihr ihr Vater bestimmte, ein solches Gesicht ist? Daß sie diesen also nimmt, ist so wenig unerwartet, daß es vielmehr sehr unerwartet seyn würde, wenn sie bei jenem bliebe. Entwickelung hingegen ist ein mehr relatives Wort; und eine unerwartete Entwickelung involvirt eine Verwickelung, die ohne Folgen bleibt, von der der Dichter auf einmal abspringt, ohne sich um die Verlegenheit zu bekümmern, in der er einen Theil seiner Personen läßt. Und so ist es hier: Peter wird es mit Doranten schon ausmachen; der Dichter empfiehlt sich ihm.

Den acht und vierzigsten Abend (Mittwochs, den 22sten Julius) ward das Trauerspiel des Herrn Weiße, Richard der Dritte, aufgeführt; zum Beschlusse, Herzog Michel.

Das erstere Stück ist unstreitig eins von unseren beträchtlichsten Originalen; reich an großen Schönheiten, die genugsam zeigen, daß, die Fehler, mit welchen sie verwebt sind, zu vermeiden, im geringsten nicht über die Kräfte des Dichters gewesen

wäre, wenn er sich diese Kräfte nur selbst hätte zutrauen wollen.

Schon Shakespeare hatte das Leben und den Tod des dritten Richard auf die Bühne gebracht; aber Herr Weiße erinnerte sich dessen nicht eher, als bis sein Werk bereits fertig war. „Sollte ich also," sagt er, „bei der Vergleichung schon viel verlieren: so wird man doch wenigstens finden, daß ich kein Plagium begangen habe; — aber vielleicht wäre es ein Verdienst gewesen, an Shakespeare'n ein Plagium zu begehen."

Vorausgesetzt, daß man eins an ihm begehen kann. Aber was man von Homer gesagt hat: es lasse sich dem Herkules eher die Keule, als ihm ein Vers abringen, das läßt sich vollkommen auch von Shakespeare sagen. Auf die geringste von seinen Schönheiten ist ein Stempel gedrückt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakespeare's! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, sich neben sie zu stellen!

Shakespeare will studirt, nicht geplündert seyn. Haben wir Genie, so muß uns Shakespeare das seyn, was dem Landschaftsmaler die Camera obscura ist: er sehe fleißig hinein, um zu lernen, wie sich die Natur in allen Fällen auf Eine Fläche projektirt; aber er borge nichts daraus.

Ich wüßte auch wirklich in dem ganzen Stücke Shakespeare's keine einzige Scene, sogar keine einzige Tirade, die Herr Weiße so hätte brauchen

können, wie sie dort ist. Alle, auch die kleinsten Theile bei Shakespeare, sind nach den großen Maaßen des historischen Schauspiels zugeschnitten, und dieses verhält sich zu der Tragödie französischen Geschmacks, ungefähr wie ein weitläuftiges Freskogemälde gegen ein Miniaturbildchen für einen Ring. Was kann man zu diesem aus jenem nehmen, als etwa ein Gesicht, eine einzelne Figur, höchstens eine kleine Gruppe, die man sodann als ein eigenes Ganze ausführen muß? Eben so würden aus einzelnen Gedanken bei Shakespeare ganze Scenen, und aus einzelnen Scenen ganze Aufzüge werden müssen. Denn wenn man den Ärmel aus dem Kleide eines Riesen für einen Zwerg recht nutzen will, so muß man ihm nicht wieder einen Ärmel, sondern einen ganzen Rock daraus machen.

Thut man aber auch dieses, so kann man wegen der Beschuldigung des Plagiums ganz ruhig seyn. Die meisten werden in dem Faden die Flocke nicht erkennen, woraus er gesponnen ist. Die wenigen, welche die Kunst verstehen, verrathen den Meister nicht, und wissen, daß ein Goldkorn so künstlich kann getrieben seyn, daß der Werth der Form den Werth der Materie bei weitem übersteigt.

Ich für mein Theil bedaure es also wirklich, daß unserm Dichter Shakespeare's Richard so spät beigefallen. Er hätte ihn können gekannt haben, und doch eben so original geblieben seyn, als er jetzt ist;

er hätte ihn können genutzt haben, ohne daß ein einziger übertragener Gedanke davon gezeugt hätte.

Wäre mir indeß eben das begegnet, so würde ich Shakespeare's Werk wenigstens nachher als einen Spiegel genutzt haben, um meinem Werke alle die Flecken abzuwischen, die mein Auge unmittelbar darin zu erkennen, nicht vermögend gewesen wäre. — Aber woher weiß ich, daß Herr Weiße dieses nicht gethan? Und warum sollte er es nicht gethan haben?

Kann es nicht eben sowohl seyn, daß er das, was ich für dergleichen Flecken halte, für keine hält? Und ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß er mehr Recht hat, als ich? Ich bin überzeugt, daß das Auge des Künstlers größtentheils viel scharfsichtiger ist, als das scharfsichtigste seiner Betrachter. Unter zwanzig Einwürfen, die ihm diese machen, wird er sich von neunzehn erinnern, sie während der Arbeit sich selbst gemacht, und sie auch schon sich selbst beantwortet zu haben.

Gleichwohl wird er nicht ungehalten seyn, sie auch von Anderen machen zu hören; denn er hat es gern, daß man über sein Werk urtheilt; schal oder gründlich, links oder rechts, gutartig oder hämisch, alles gilt ihm gleich; und auch das schalste, linkste, hämischste Urtheil, ist ihm lieber, als kalte Bewunderung. Jenes wird er auf die eine oder die andere Art in seinen Nutzen zu verwenden wissen: aber was fängt er mit dieser an? Verachten möchte er die guten ehrlichen Leute nicht gern, die ihn für so

etwas Außerordentliches halten, und doch muß er die Achseln über sie zucken. Er ist nicht eitel, aber er ist gemeiniglich stolz; und aus Stolz möchte er zehnmal lieber einen unverdienten Tadel, als ein unverdientes Lob auf sich sitzen lassen. —

Man wird glauben, welche Kritik ich hiermit vorbereiten will. — Wenigstens nicht bei dem Verfasser, — höchstens nur bei einem oder dem andern Mitsprecher. Ich weiß nicht, wo ich es jüngst gedruckt lesen mußte, daß ich die Amalia meines Freundes auf Unkosten seiner übrigen Lustspiele gelobt hätte. *) — Auf Unkosten? aber doch wenigstens der früheren? Ich gönne es Ihnen, mein Herr, daß man niemals Ihre älteren Werke so möge tadeln können. Der Himmel bewahre Sie vor dem tückischen Lobe: daß Ihr letztes immer Ihr bestes ist! —

No. LXXIV.

Den 15ten Januar 1768.

Zur Sache. — Es ist vornehmlich der Charakter des Richard, worüber ich mir die Erklärung des Dichters wünschte.

---

*) Eben erinnere ich mich noch: in Hrn. Schmid's Zusätzen zu seiner Theorie der Poesie, S. 45.

Aristoteles würde ihn schlechterdings verworfen haben; zwar mit dem Ansehn des Aristoteles wollte ich bald fertig werden, wenn ich es nur auch mit seinen Gründen zu werden wüßte.

Die Tragödie, nimmt er an, soll Mitleid und Schrecken erregen; und daraus folgert er, daß der Held derselben weder ein ganz tugendhafter Mann, noch ein völliger Bösewicht seyn müsse. Denn weder mit des Einen, noch mit des Andern Unglück, lasse sich jener Zweck erreichen.

Räume ich dieses ein: so ist Richard der Dritte eine Tragödie, die ihres Zwecks verfehlt. Räume ich es nicht ein: so weiß ich gar nicht mehr, was eine Tragödie ist.

Denn Richard der Dritte, so wie ihn Herr Weiße geschildert hat, ist unstreitig das größte abscheulichste Ungeheuer, das jemals die Bühne getragen. Ich sage, die Bühne: daß es die Erde wirklich getragen habe, daran zweifle ich.

Was für Mitleid kann der Untergang dieses Ungeheuers erwecken? Doch, das soll er auch nicht; der Dichter hat es darauf nicht angelegt; und es sind ganz andere Personen in seinem Werke, die er zu Gegenständen unseres Mitleids gemacht hat.

Aber Schrecken? — Sollte dieser Bösewicht, der die Kluft, die sich zwischen ihm und dem Throne befunden, mit lauter Leichen gefüllt, mit den Leichen derer, die ihm das Liebste in der Welt hätten seyn müssen: sollte dieser blutdürstige, seines Blutdurstes

sich rühmende, über seine Verbrechen sich kitzelnde Teufel, nicht Schrecken in vollem Maaße erwecken?

Wohl erweckt er Schrecken: wenn unter Schrekken das Erstaunen über unbegreifliche Missethaten, das Entsetzen über Bosheiten, die unsern Begriff übersteigen; wenn darunter der Schauder zu verstehen ist, der uns bei Erblickung vorsetzlicher Greuel, die mit Lust begangen werden, überfällt. Von diesem Schrecken hat mich Richard der Dritte mein gutes Theil empfinden lassen.

Aber dieses Schrecken ist so wenig eine von den Absichten des Trauerspiels, daß es vielmehr die alten Dichter auf alle Weise zu mindern suchten, wenn ihre Personen irgend ein großes Verbrechen begehen mußten. Sie schoben öfters lieber die Schuld auf das Schicksal, machten das Verbrechen lieber zu einem Verhängnisse einer rächenden Gottheit, verwandelten lieber den freien Menschen in eine Maschine: ehe sie uns bei der gräßlichen Idee wollten verweilen lassen, daß der Mensch von Natur einer solchen Verderbniß fähig sey.

Bei den Franzosen führt Crebillon den Beinamen des Schrecklichen. Ich fürchte sehr, mehr von diesem Schrecken, welches in der Tragödie nicht seyn sollte, als von dem ächten, das der Philosoph zu dem Wesen der Tragödie rechnet.

Und dieses — hätte man gar nicht Schrecken nennen sollen. Das Wort, welches Aristoteles braucht, heißt Furcht: Mitleid und Furcht, sagt

er, soll die Tragödie erregen; nicht, Mitleid und Schrecken. Es ist wahr, das Schrecken ist eine Gattung der Furcht; es ist eine plötzliche, überraschende Furcht. Aber eben dieses Plötzliche, dieses Überraschende, welches die Idee desselben einschließt, zeigt deutlich, daß die, von welchen sich hier die Einführung des Wortes Schrecken, anstatt des Wortes Furcht, herschreibt, nicht eingesehen haben, was für eine Furcht Aristoteles meine. Ich möchte dieses Weges sobald nicht wieder kommen; man erlaube mir also eine kleine Ausschweifung.

„Das Mitleid," sagt Aristoteles, „verlangt einen, der unverdient leidet, und die Furcht einen unseres Gleichen. Der Bösewicht ist weder dieses, noch jenes; folglich kann auch sein Unglück weder das erste noch das andere erregen."*)

Diese Furcht, sage ich, nennen die neueren Ausleger und Übersetzer Schrecken, und es gelingt ihnen, mit Hülfe dieses Worttausches, dem Philosophen die seltsamsten Händel von der Welt zu machen.

„Man hat sich," sagt Einer aus der Menge,**) „über die Erklärung des Schreckens nicht vereinigen können; und in der That enthält sie in jeder Betrachtung ein Glied zu viel, welches sie an ihrer Allgemeinheit hindert und sie allzusehr einschränkt.

---

*) Im 13ten Kapitel der Dichtkunst.

**) Hr. S. in der Vorrede zu s. komischen Theater, S. 35.

Wenn Aristoteles durch den Zusatz: unseres Gleichen, nur bloß die Ähnlichkeit der Menschheit verstanden hat, weil nämlich der Zuschauer und die handelnde Person beide Menschen sind, gesetzt auch, daß sich unter ihrem Charakter, ihrer Würde und ihrem Range ein unendlicher Abstand befände: so war dieser Zusatz überflüssig, denn er verstand sich von selbst. Wenn er aber die Meinung hatte, daß nur tugendhafte Personen, oder solche, die einen vorgeblichen Fehler an sich hätten, Schrecken erregen könnten: so hatte er Unrecht; denn die Vernunft und die Erfahrung ist ihm sodann entgegen. Das Schrecken entspringt unstreitig aus einem Gefühle der Menschlichkeit: denn jeder Mensch ist ihm unterworfen, und jeder Mensch erschüttert sich, vermöge dieses Gefühls, bei dem widrigen Zufalle eines andern Menschen. Es ist wohl möglich, daß irgend jemand einfallen könnte, dieses von sich zu leugnen; allein dieses würde allemal eine Verleugnung seiner natürlichen Empfindungen, und also eine bloße Prahlerei aus verderbten Grundsätzen, und kein Einwurf seyn. — Wenn nun auch einer lasterhaften Person, auf die wir eben unsere Aufmerksamkeit wenden, unvermuthet ein widriger Zufall zustößt, so verlieren wir den Lasterhaften aus dem Gesichte, und sehen bloß den Menschen. Der Anblick des menschlichen Elends überhaupt macht uns traurig, und die plötzliche traurige Empfindung, die wir sodann haben, ist das Schrecken."

Ganz recht; aber nur nicht an der rechten Stelle! Denn was sagt das wider den Aristoteles? Nichts. Aristoteles denkt an dieses Schrecken nicht, wenn er von der Furcht redet, in die uns das Unglück unseres Gleichen setzen könne. Dieses Schrecken, welches uns bei der plötzlichen Erblickung eines Leidens befällt, das einem andern bevorsteht, ist ein mitleidiges Schrecken, und also schon unter dem Mitleide begriffen. Aristoteles würde nicht sagen, Mitleid und Furcht, wenn er unter der Furcht weiter nichts, als eine bloße Modifikation des Mitleids verstände.

„Das Mitleid," sagt der Verf. der Briefe über die Empfindungen,*) ist eine vermischte Empfindung, die aus der Liebe zu einem Gegenstande, und aus der Unlust über dessen Unglück zusammengesetzt ist. Die Bewegungen, durch welche sich das Mitleid zu erkennen giebt, sind von den einfachen Symptomen der Liebe sowohl, als der Unlust, unterschieden; denn das Mitleid ist eine Erscheinung. Aber wie vielerlei kann diese Erscheinung werden! Man ändere nur in dem bedauerten Unglück die einzige Bestimmung der Zeit: so wird sich das Mitleid durch ganz andere Kennzeichen zu erkennen geben. Mit der Elektra, die über die Urne ihres Bruders weint, empfinden wir ein mitleidiges

*) Philosophische Schriften des Herrn Moses Mendelssohn, zweiter Theil, S. 4.

Trauern; denn sie hält das Unglück für geschehen, und bejammert ihren gehabten Verlust. Was wir bei den Schmerzen des Philoktet fühlen, ist gleichfalls Mitleiden, aber von einer etwas andern Natur; denn die Qual, die dieser Tugendhafte auszustehen hat, ist gegenwärtig und überfällt ihn vor unseren Augen. Wenn aber Ödip sich entsetzt, indem das große Geheimniß sich plötzlich entwickelt; wenn Monime erschrickt, als sie den eifersüchtigen Mithridates sich entfärben sieht; wenn die tugendhafte Desdemona sich fürchtet, da sie ihren sonst zärtlichen Othello so drohend mit ihr reden hört: was empfinden wir da? Immer noch Mitleiden! Aber mitleidiges Entsetzen, mitleidige Furcht, mitleidiges Schrecken. Die Bewegungen sind verschieden, allein das Wesen der Empfindungen ist in allen diesen Fällen einerlei. Denn, da jede Liebe mit der Bereitwilligkeit verbunden ist, uns an die Stelle des Geliebten zu setzen: so müssen wir alle Arten von Leiden mit der geliebten Person theilen, welches man sehr nachdrücklich Mitleiden nennt. Warum sollten also nicht auch Furcht, Schrecken, Zorn, Eifersucht, Rachbegier, und überhaupt alle Arten von unangenehmen Empfindungen, sogar den Neid nicht ausgenommen, aus Mitleiden entstehen können? — Man sieht hieraus, wie gar ungeschickt der größte Theil der Kunstrichter die tragischen Leidenschaften in Schrecken und Mitleiden eintheilt. Schrecken und Mitleiden! Ist denn das theatralische

Schrecken kein Mitleiden? Für wen erschrickt der Zuschauer, wenn Merope auf ihren eigenen Sohn den Dolch zieht? Gewiß nicht für sich, sondern für den Ägisth, dessen Erhaltung man so sehr wünscht, und für die betrogene Königin, die ihn für den Mörder ihres Sohnes ansieht. Wollen wir aber nur die Unlust über das gegenwärtige Übel eines Andern, Mitleiden nennen: so müssen wir nicht nur das Schrecken, sondern alle übrigen Leidenschaften, die uns von einem Andern mitgetheilt werden, von dem eigentlichen Mitleiden unterscheiden." —

No. LXXV.

Den 19ten Januar 1768.

Diese Gedanken sind so richtig, so klar, so einleuchtend, daß uns dünkt, ein Jeder hätte sie haben können, und haben müssen. Gleichwohl will ich die scharfsinnigen Bemerkungen des neuen Philosophen dem alten nicht unterschieben; ich kenne Jenes Verdienste um die Lehre von den vermischten Empfindungen zu wohl; die wahre Theorie derselben haben wir nur ihm zu danken. Aber was er so vortrefflich aus einander gesetzt hat, das kann doch Aristoteles im Ganzen ungefähr empfunden haben: wenigstens ist es unleugbar, daß Aristoteles ent=

weder muß geglaubt haben, die Tragödie könne und solle nichts als das eigentliche Mitleid, nichts als die Unlust über das gegenwärtige Übel eines Andern, erwecken, welches ihm schwerlich zuzutrauen; oder er hat alle Leidenschaften überhaupt, die uns von einem Andern mitgetheilt werden, unter dem Worte Mitleiden begriffen.

Denn er, Aristoteles, ist es gewiß nicht, der die mit Recht getadelte Eintheilung der tragischen Leidenschaften in Mitleid und Schrecken gemacht hat. Man hat ihn falsch verstanden, falsch übersetzt. Er spricht von Mitleid und Furcht, nicht von Mitleid und Schrecken; und seine Furcht ist durchaus nicht die Furcht, welche uns das bevorstehende Übel eines Andern, für diesen Andern, erweckt, sondern es ist die Furcht, welche aus unserer Ähnlichkeit mit der leidenden Person für uns selbst entspringt; es ist die Furcht, daß die Unglücksfälle, die wir über diese verhängt sehen, uns selbst treffen können; es ist die Furcht, daß wir der bemitleidete Gegenstand selbst werden können. Mit Einem Worte: diese Furcht ist das auf uns selbst bezogene Mitleid.

Aristoteles will überall aus sich selbst erklärt werden. Wer uns einen neuen Kommentar über seine Dichtkunst liefern will, welcher den Dacierschen weit hinter sich läßt, dem rathe ich, vor allen Dingen die Werke des Philosophen vom Anfange bis zum Ende zu lesen. Er wird Aufschlüsse für die

Dichtkunst finden, wo er sich deren am wenigsten vermuthet; besonders muß er die Bücher der Rhetorik und Moral studiren. Man sollte zwar denken, diese Aufschlüsse müßten die Scholastiker, welche die Schriften des Aristoteles an den Fingern wußten, längst gefunden haben. Doch die Dichtkunst war gerade diejenige von seinen Schriften, um die sie sich am wenigsten bekümmerten. Dabei fehlen ihnen andere Kenntnisse, ohne welche jene Aufschlüsse wenigstens nicht fruchtbar werden konnten; sie kannten das Theater und die Meisterstücke desselben nicht.

Die authentische Erklärung dieser Furcht, welche Aristoteles dem tragischen Mitleid beifügt, findet sich in dem fünften und achten Kapitel des zweiten Buchs seiner Rhetorik. Es war gar nicht schwer, sich dieser Kapitel zu erinnern; gleichwohl hat sich vielleicht keiner seiner Ausleger ihrer erinnert, wenigstens hat keiner den Gebrauch davon gemacht, der sich davon machen läßt. Denn auch die, welche ohne sie einsahen, daß diese Furcht nicht das mitleidige Schrecken sey, hätten noch ein wichtiges Stück aus ihnen zu lernen gehabt: die Ursache nämlich, warum der Stagirit dem Mitleid hier die Furcht, und warum nur die Furcht, warum keine andere Leidenschaft, und warum nicht mehrere Leidenschaften, beigesellt habe. Von dieser Ursache wissen sie nichts, und ich möchte wohl hören, was sie aus ihrem Kopfe antworten würden, wenn man sie fragte: warum z. E. die Tragödie nicht eben

sowohl Mitleid und Bewunderung, als Mitleid und Furcht, erregen könne und dürfe?

Es beruht aber alles auf dem Begriffe, den sich Aristoteles von dem Mitleiden gemacht hat. Er glaubte nämlich, daß das Übel, welches der Gegenstand unseres Mitleidens werden solle, nothwendig von der Beschaffenheit seyn müsse, daß wir es auch für uns selbst, oder für eins von den Unsrigen, zu befürchten hätten. Wo diese Furcht nicht sey, könne auch kein Mitleiden Statt finden. Denn weder der, den das Unglück so tief herabgedrückt habe, daß er weiter nichts für sich zu fürchten sähe, noch der, welcher sich so vollkommen glücklich glaube, daß er gar nicht begreife, woher ihm ein Unglück zustoßen könne, weder der Verzweifelnde noch der Übermüthige, pflege mit Anderen Mitleid zu haben. Er erklärt daher auch das Fürchterliche und das Mitleidenswürdige, eins durch das andere. Alles das, sagt er, ist uns fürchterlich, was, wenn es einem Andern begegnet wäre, oder begegnen sollte, unser Mitleid erwecken würde:*)

*) Ὡς δ᾽ ἁπλως ειπειν, φοβερα ἐστιν ὁσα ἐφ᾽ ἑτερων γιγνομενα, ἠ μελλοντα, ἐλεεινα ἐστιν. Ich weiß nicht, was dem Ämilius Portus (in seiner Ausg. der Rhet. Spirae 1598) eingekommen ist, dieses zu übersetzen: Denique ut simpliciter loquar, formidabilia sunt, quaecunque, simulac in aliorum potestatem venerunt, vel ventura sunt, miseranda sunt. Es muß schlechtweg heißen: quaecunque aliis evenerunt, vel eventura sunt.

und alles das finden wir mitleidswürdig, was wir fürchten würden, wenn es uns selbst bevorstände. Nicht genug also, daß der Unglückliche, mit dem wir Mitleiden haben sollen, sein Unglück nicht verdiene, ob er es sich schon durch irgend eine Schwachheit zugezogen: seine gequälte Unschuld, oder vielmehr seine zu hart heimgesuchte Schuld, sey für uns verloren, sey nicht vermögend, unser Mitleid zu erregen, wenn wir keine Möglichkeit sähen, daß uns sein Leiden auch treffen könne. Diese Möglichkeit aber finde sich alsdann, und könne zu einer großen Wahrscheinlichkeit erwachsen, wenn ihn der Dichter nicht schlimmer mache, als wir gemeiniglich zu seyn pflegen, wenn er ihn vollkommen so denken und handeln lasse, als wir in seinen Umständen würden gedacht und gehandelt haben, oder wenigstens glauben, daß wir hätten denken und handeln müssen: kurz, wenn er ihn mit uns von gleichem Schrot und Korne schildere. Aus dieser Gleichheit entstehe die Furcht, daß unser Schicksal gar leicht dem seinigen eben so ähnlich werden könne, als wir ihm zu seyn uns selbst fühlen: und diese Furcht sey es, welche das Mitleid gleichsam zur Reife bringe.

So dachte Aristoteles von dem Mitleiden, und nur hieraus wird die wahre Ursache begreiflich, warum er in der Erklärung der Tragödie, nächst dem Mitleiden, nur die einzige Furcht nannte. Nicht, als ob diese Furcht hier eine besondere, von dem Mitleiden unabhängige Leidenschaft sey, welche bald

mit, bald ohne das Mitleid, so wie das Mitleid bald mit, bald ohne sie, erregt werden könne; welches die Mißdeutung des Corneille war: sondern weil, nach seiner Erklärung des Mitleids, dieses die Furcht nothwendig einschließt; weil nichts unser Mitleid erregt, als was zugleich unsere Furcht erwecken kann.

Corneille hatte seine Stücke schon alle geschrieben, als er sich hinsetzte, über die Dichtkunst des Aristoteles zu kommentiren.*) Er hatte funfzig Jahre für das Theater gearbeitet; und nach dieser Erfahrung würde er uns unstreitig vortreffliche Dinge über den alten dramatischen Kodex haben sagen können, wenn er ihn nur auch während der Zeit seiner Arbeit fleißiger zu Rathe gezogen hätte. Allein dieses scheint er, höchstens nur in Absicht auf die mechanischen Regeln der Kunst, gethan zu haben. In den wesentlicheren ließ er sich um ihn unbekümmert, und als er am Ende fand, daß er wider ihn verstoßen, gleichwohl nicht wider ihn verstoßen haben wollte; so suchte er sich durch Auslegungen zu helfen, und ließ seinen vorgeblichen Lehr=

---

*) Je hazarderai quelque chose sur cinquante ans de travail pour la scène, sagt er in seiner Abhandlung über das Drama. Sein erstes Stück, Melite, war von 1625, und sein letztes, Surena, von 1675: welches gerade die funfzig Jahre ausmacht, so daß es gewiß ist, daß er bei den Auslegungen des Aristoteles auf alle seine Stücke ein Auge haben konnte, und hatte.

meister Dinge sagen, an die er offenbar nie gedacht hatte.

Corneille hatte Märtyrer auf die Bühne gebracht, und sie als die vollkommensten untadelhaftesten Personen geschildert; er hatte die abscheulichsten Ungeheuer in dem Prusias, in dem Phokas, in der Cleopatra aufgeführt: und von beiden Gattungen behauptet Aristoteles, daß sie zur Tragödie unschicklich wären, weil beide weder Mitleid noch Furcht erwecken könnten. Was antwortet Corneille hierauf? Wie fängt er es an, damit bei diesem Widerspruche weder sein Ansehn, noch das Ansehn des Aristoteles leiden möge? „O," sagt er, „mit dem Aristoteles können wir uns hier leicht vergleichen.*) Wir dürfen nur annehmen, er habe eben nicht behaupten wollen, daß beide Mittel zugleich, sowohl Furcht als Mitleid, nöthig wären, um die Reinigung der Leidenschaften zu bewirken, die er zu dem letzten Endzwecke der Tragödie macht: sondern nach seiner Meinung sey auch eins zureichend. — „Wir können diese Erklärung," fährt er fort, „aus ihm selbst bekräftigen, wenn wir die Gründe recht erwägen, welche er von der Ausschließung derjenigen Begebenheiten, die er in den Trauerspielen mißbilligt, giebt. Er sagt niemals: dieses oder jenes schickt sich in die Tragödie nicht, weil es bloß Mitleiden und keine Furcht erweckt; oder dieses

*) Il est aisé de nous accommoder avec Aristote, etc.

ist daselbst unerträglich, weil es bloß die Furcht erweckt, ohne das Mitleid zu erregen. Nein; sondern er verwirft sie deßwegen, weil sie, wie er sagt, weder Mitleid noch Furcht zuwege bringen, und giebt uns dadurch zu erkennen, daß sie ihm deßwegen nicht gefallen, weil ihnen sowohl das eine, als das andere fehlt, und daß er ihnen seinen Beifall nicht versagen würde, wenn sie nur eins von beiden wirkten."

No. LXXVI.

Den 22sten Januar 1768.

Aber das ist grundfalsch! — Ich kann mich nicht genug wundern, wie Dacier, der doch sonst auf die Verdrehungen ziemlich aufmerksam war, welche Corneille von dem Texte des Aristoteles zu seinem Besten zu machen suchte, diese größte von allen hat übersehen können. Zwar, wie konnte er sie nicht übersehen, da es ihm nie einkam, des Philosophen Erklärung vom Mitleid zu Rathe zu ziehen? — Wie gesagt, es ist grundfalsch, was sich Corneille einbildet. Aristoteles kann das nicht gemeint haben; oder man müßte glauben, daß er seine eigenen Erklärungen habe vergessen können; man müßte glauben, daß er sich auf die handgreif-

lichste Weise widersprechen können. Wenn, nach seiner Lehre, kein Übel eines Andern unser Mitleid erregt, was wir nicht für uns selbst fürchten, so konnte er mit keiner Handlung in der Tragödie zufrieden seyn, welche nur Mitleid und keine Furcht erregt; denn er hielt die Sache selbst für unmöglich; dergleichen Handlungen existirten ihm nicht: sondern sobald sie unser Mitleid zu erwecken fähig wären, glaubte er, müßten sie auch Furcht für uns erwecken; oder vielmehr, nur durch diese Furcht erweckten sie Mitleid. Noch weniger konnte er sich die Handlungen einer Tragödie vorstellen, welche Furcht für uns erregen könne, ohne zugleich unser Mitleid zu erwecken: denn er war überzeugt, daß alles, was uns Furcht für uns selbst errege, auch unser Mitleid erwecken müsse, sobald wir Andere damit bedroht oder betroffen erblickten; und das ist eben der Fall der Tragödie, wo wir alles das Übel, welches wir fürchten, nicht uns, sondern Anderen begegnen sehen.

Es ist wahr, wenn Aristoteles von den Handlungen spricht, die sich in die Tragödie nicht schikken, so bedient er sich mehrmalen des Ausdrucks von ihnen, daß sie weder Mitleid noch Furcht erwekken. Aber desto schlimmer, wenn sich Corneille durch dieses weder — noch verführen lassen. Diese disjunktiven Partikeln involviren nicht immer, was er sie involviren läßt. Denn wenn wir zwei oder mehr Dinge von einer Sache durch sie verneinen, so

kommt es darauf an, ob sich diese Dinge eben so= wohl in der Natur von einander trennen lassen, als wir sie in der Abstraktion und durch den symboli= schen Ausdruck trennen können, wenn die Sache dessenungeachtet noch bestehen soll, ob ihr schon das eine oder das andere von diesen Dingen fehlt. Wenn wir z. E. von einem Frauenzimmer sagen, sie sey weder schön noch witzig: so wollen wir allerdings sagen, wir würden zufrieden seyn, wenn sie auch nur eins von beiden wäre; denn Witz und Schön= heit lassen sich nicht bloß in Gedanken trennen, son= dern sie sind wirklich getrennt. Aber wenn wir sa= gen, dieser Mensch glaubt weder Himmel noch Hölle: wollen wir damit auch sagen, daß wir zufrieden seyn würden, wenn er nur eins von beiden glaubte, wenn er nur den Himmel und keine Hölle, oder nur die Hölle und keinen Himmel glaubte? Gewiß nicht: denn wer das Eine glaubt, muß nothwendig auch das Andere glauben; Himmel und Hölle, Strafe und Belohnung sind relativ; wenn das Eine ist, ist auch das Andere. Oder, um mein Exempel aus einer verwandten Kunst zu nehmen: wenn wir sa= gen, dieses Gemälde taugt nichts, denn es hat we= der Zeichnung noch Kolorit; wollen wir damit sa= gen, daß ein gutes Gemälde sich mit einem von beiden begnügen könne? — Das ist so klar!

Allein; wie wenn die Erklärung, welche Ari= stoteles von dem Mitleiden giebt, falsch wäre? Wie, wenn wir auch mit Übeln und Unglücksfällen

Mitleid fühlen könnten, die wir für uns selbst auf keine Weise zu besorgen haben?

Es ist wahr: es braucht unserer Furcht nicht, um Unlust über das physische Übel eines Gegenstandes zu empfinden, den wir lieben. Diese Unlust entsteht bloß aus der Vorstellung der Unvollkommenheit, so wie unsere Liebe aus der Vorstellung der Vollkommenheiten desselben; und aus dem Zusammenflusse dieser Lust und Unlust entspringt die vermischte Empfindung, welche wir Mitleid nennen.

Jedoch auch sonach glaube ich nicht, die Sache des Aristoteles nothwendig aufgeben zu müssen.

Denn wenn wir auch schon, ohne Furcht für uns selbst, Mitleid für Andere empfinden können; so ist es doch unstreitig, daß unser Mitleid, wenn jene Furcht dazu kommt, weit lebhafter und stärker und anziehender wird, als es ohne sie seyn kann. Und was hindert uns, anzunehmen, daß die vermischte Empfindung über das physische Übel eines geliebten Gegenstandes, nur allein durch die dazu kommende Furcht für uns, zu dem Grade erwächst, in welchem sie Affekt genannt zu werden verdient?

Aristoteles hat es wirklich angenommen. Er betrachtet das Mitleid nicht nach seinen primitiven Regungen; er betrachtet es bloß als Affekt. Ohne jene zu verkennen, verweigert er nur dem Funken den Namen der Flamme. Mitleidige Regungen, ohne Furcht für uns selbst, nennt er Philanthropie: und nur den stärkeren Regungen dieser Art, welche

mit Furcht für uns selbst verknüpft sind, giebt er den Namen des Mitleids. Also behauptet er zwar, daß das Unglück eines Bösewichts weder unser Mitleid, noch unsere Furcht erregt; aber er spricht ihm darum nicht alle Rührung ab. Auch der Bösewicht ist noch Mensch, ist noch ein Wesen, das bei allen seinen moralischen Unvollkommenheiten, Vollkommenheiten genug behält, um sein Verderben, seine Zernichtung lieber nicht zu wollen, um bei dieser etwas Mitleidsähnliches, die Elemente des Mitleids gleichsam, zu empfinden. Aber, wie schon gesagt, diese mitleidsähnliche Empfindung nennt er nicht Mitleid, sondern Philanthropie. „Man muß," sagt er, „keinen Bösewicht aus unglücklichen in glückliche Umstände gelangen lassen; denn das ist das Untragischste, was nur seyn kann; es hat nichts von allem, was es haben sollte; es erweckt weder Philanthropie, noch Mitleid, noch Furcht. Auch muß es kein völliger Bösewicht seyn, der aus glücklichen Umständen in unglückliche verfällt; denn eine dergleichen Begebenheit kann zwar Philanthropie, aber weder Mitleid noch Furcht erwecken." Ich kenne nichts Kahleres und Abgeschmackteres, als die gewöhnlichen Übersetzungen dieses Wortes Philanthropie. Sie geben nämlich das Adjektivum davon im Lateinischen durch hominibus gratum; im Französischen durch ce que peut faire quelque plaisir; und im Deutschen durch „was Vergnügen machen kann." Der einzige Goulston, so viel ich finde,

scheint den Sinn des Philosophen nicht verfehlt zu haben, indem er das φιλανθρωπον durch quod humanitatis sensu tangat übersetzt. Denn allerdings ist unter dieser Philanthropie, auf welche das Unglück auch eines Bösewichts Anspruch macht, nicht die Freude über seine verdiente Bestrafung, sondern das sympathetische Gefühl der Menschlichkeit zu verstehen, welches, troß der Vorstellung, daß sein Leiden nichts als Verdienst sey, dennoch in dem Augenblicke des Leidens, in uns sich für ihn regt. Herr Curtius will zwar diese mitleidigen Regungen für einen unglücklichen Bösewicht, nur auf eine gewisse Gattung der ihn treffenden Übel einschränken. „Solche Zufälle des Lasterhaften," sagt er, „die weder Schrecken noch Mitleid in uns wirken, müssen Folgen seines Lasters seyn: denn treffen sie ihn zufällig, oder wohl gar unschuldig, so behält er in dem Herzen der Zuschauer die Vorrechte der Menschlichkeit, als welche auch einem unschuldig leidenden Gottlosen ihr Mitleid nicht versagt." – Aber er scheint dieses nicht genug überlegt zu haben. Denn auch dann noch, wenn das Unglück, welches den Bösewicht befällt, eine unmittelbare Folge seines Verbrechens ist, können wir uns nicht erwehren, bei dem Anblicke dieses Unglücks mit ihm zu leiden.

„Seht jene Menge," sagt der Verfasser der Briefe über die Empfindungen, „die sich um einen Verurtheilten in dichte Haufen drängt. Sie haben

alle Greuel vernommen, die der Lasterhafte begangen; sie haben seinen Wandel, und vielleicht ihn selbst, verabscheuet. Jetzt schleppt man ihn entstellt und ohnmächtig auf das entsetzliche Schaugerüste. Man arbeitet sich durch das Gewühl, man stellt sich auf die Zehen, man klettert die Dächer hinan, um die Züge des Todes sein Gesicht entstellen zu sehen. Sein Urtheil ist gesprochen: sein Henker naht sich ihm; ein Augenblick wird sein Schicksal entscheiden. Wie sehnlich wünschen jetzt Aller Herzen, daß ihm verziehen würde! Ihm? dem Gegenstande ihres Abscheues, den sie einen Augenblick vorher selbst zum Tode verurtheilt haben würden? Wodurch wird jetzt ein Strahl der Menschenliebe wiederum bei ihnen rege? Ist es nicht die Annäherung der Strafe, der Anblick der entsetzlichsten physischen Übel, die uns sogar mit einem Ruchlosen gleichsam aussöhnen, und ihm unsere Liebe erwerben? Ohne Liebe könnten wir unmöglich mitleidig mit seinem Schicksale seyn."

Und eben diese Liebe, sage ich, die wir gegen unsern Nebenmenschen unter keinerlei Umständen ganz verlieren können, die unter der Asche, mit welcher sie andere stärkere Empfindungen überdekken, unverlöschlich fortglimmt, und gleichsam nur einen günstigen Windstoß von Unglück und Schmerz und Verderben erwartet, um in die Flamme des Mitleids auszubrechen: eben diese Liebe ist es, welche Aristoteles unter dem Namen der Philan=

thropie versteht. Wir haben Recht, wenn wir sie mit unter dem Namen des Mitleids begreifen. Aber Aristoteles hatte auch nicht Unrecht, wenn er ihr einen eigenen Namen gab, um sie, wie gesagt, von dem höchsten Grade der mitleidigen Empfindungen, in welchem sie, durch die Dazukunft einer wahrscheinlichen Furcht für uns selbst, Affekt werden, zu unterscheiden.

No. LXXVII.

Den 26sten Januar 1768.

Einem Einwurfe ist hier noch vorzukommen. Wenn Aristoteles diesen Begriff von dem Affekte des Mitleids hatte, daß er nothwendig mit der Furcht für uns selbst verknüpft seyn müsse: was war es nöthig, der Furcht noch insbesondere zu erwähnen? Das Wort Mitleid schloß sie schon in sich, und es wäre genug gewesen, wenn er bloß gesagt hätte: die Tragödie soll durch Erregung des Mitleids die Reinigung unserer Leidenschaft bewirken. Denn der Zusatz der Furcht sagt nichts mehr, und macht das, was er sagen soll, noch dazu schwankend und ungewiß.

Ich antworte: wenn Aristoteles uns bloß hätte lehren wollen, welche Leidenschaften die Tragödie

erregen könne und solle, so würde er sich den Zusatz der Furcht allerdings haben ersparen können und ohne Zweifel sich wirklich erspart haben; denn nie war ein Philosoph ein größerer Wortsparer, als er. Aber er wollte uns zugleich lehren, welche Leidenschaften, durch die in der Tragödie erregten, in uns gereinigt werden sollten; und in dieser Absicht mußte er der Furcht insbesondere gedenken. Denn obschon, nach ihm, der Affekt des Mitleids, weder in, noch außer dem Theater, ohne Furcht für uns selbst seyn kann, ob sie schon ein nothwendiges Ingredienz des Mitleids ist; so gilt dieses doch nicht auch umgekehrt, und das Mitleid für Andere ist kein Ingredienz der Furcht für uns selbst. Sobald die Tragödie aus ist, hört unser Mitleid auf, und nichts bleibt von allen den empfundenen Regungen in uns zurück, als die wahrscheinliche Furcht, die uns das bemitleidete Übel für uns selbst hat schöpfen lassen. Diese nehmen wir mit; und so wie sie, als Ingredienz des Mitleids, das Mitleid reinigen helfen, so hilft sie nun auch, als eine für sich fortdauernde Leidenschaft, sich selbst reinigen. Folglich, um anzuzeigen, daß sie dieses thun könne und wirklich thue, fand es Aristoteles für nöthig, ihrer insbesondere zu gedenken.

Es ist unstreitig, daß Aristoteles überhaupt keine strenge logische Definition von der Tragödie geben wollen. Denn ohne sich auf die bloß wesentlichen Eigenschaften derselben einzuschränken, hat er

verschiedene zufällige hineingezogen, weil sie der damalige Gebrauch nothwendig gemacht hatte. Diese indeß abgerechnet, und die übrigen Merkmale in einander reducirt, bleibt eine vollkommen genaue Erklärung übrig: die nämlich, daß die Tragödie, mit Einem Worte, ein Gedicht ist, welches Mitleid erregt. Ihrem Geschlechte nach, ist sie die Nachahmung einer Handlung, so wie die Epopöe und die Komödie; ihrer Gattung nach aber, die Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung. Aus diesen beiden Begriffen lassen sich vollkommen alle ihre Regeln herleiten, und sogar ihre dramatische Form ist daraus zu bestimmen.

An dem letztern dürfte man vielleicht zweifeln. Wenigstens wüßte ich keinen Kunstrichter zu nennen, dem es nur eingekommen wäre, es zu versuchen. Sie nehmen alle die dramatische Form der Tragödie als etwas Hergebrachtes an, das nun so ist, weil es einmal so ist, und das man so läßt, weil man es gut findet. Der einzige Aristoteles hat die Ursache ergründet, aber sie bei seiner Erklärung mehr vorausgesetzt, als deutlich angegeben. „Die Tragödie," sagt er, „ist die Nachahmung einer Handlung, — die nicht vermittelst der Erzählung, sondern vermittelst des Mitleids und der Furcht, die Reinigung dieser und dergleichen Leidenschaften bewirkt." So drückt er sich von Wort zu Wort aus. Wen sollte hier nicht der sonderbare Gegensatz: „nicht vermittelst der Erzählung, sondern vermittelst des

Mitleids und der Furcht," befremden? Mitleid und Furcht sind die Mittel, welche die Tragödie braucht, um ihre Absicht zu erreichen; und die Erzählung kann sich nur auf die Art und Weise beziehen, sich dieser Mittel zu bedienen, oder nicht zu bedienen. Scheint hier also Aristoteles nicht einen Sprung zu machen? Scheint hier nicht offenbar der eigentliche Gegensatz der Erzählung, welches die dramatische Form ist, zu fehlen? Was thun aber die Übersetzer bei dieser Lücke? Der eine umgeht sie ganz behutsam und der andere füllt sie, aber nur mit Worten. Alle finden weiter nichts darin, als eine vernachlässigte Wortfügung, an die sie sich nicht halten zu dürfen glauben, wenn sie nur den Sinn des Philosophen liefern. Dacier übersetzt: d'une action — qui, sans le secours de la narration, par le moyen de la compassion et de la terreur u. s. w.; und Curtius: „einer Handlung, welche nicht durch die Erzählung des Dichters, sondern (durch Vorstellung der Handlung selbst) uns, vermittelst des Schreckens und Mitleids, von den Fehlern der vorgestellten Leidenschaften reinigt." O, sehr recht! Beide sagen, was Aristoteles sagen will, nur daß sie es nicht so sagen, wie er es sagt. Gleichwohl ist auch an diesem „wie" gelegen; denn es ist wirklich keine bloß vernachlässigte Wortfügung. Kurz: die Sache ist diese: Aristoteles bemerkte, daß das Mittel nothwendig ein vorhandenes Übel erfordere; daß wir

längst vergangene oder fern in der Zukunft bevorstehende Übel entweder gar nicht, oder doch bei weitem nicht so stark bemitleiden können, als ein anwesendes; daß es folglich nothwendig sey, die Handlung, durch welche wir Mitleid erregen wollen, nicht als vergangen, das ist, nicht in der erzählenden Form, sondern als gegenwärtig, das ist, in der dramatischen Form, nachzuahmen. Und nur dieses, daß unser Mitleid durch die Erzählung wenig oder gar nicht, sondern fast einzig und allein durch die gegenwärtige Anschauung erregt wird, nur dieses berechtigte ihn, in der Erklärung, statt der Form der Sache, die Sache gleich selbst zu setzen, weil diese Sache nur dieser einzigen Form fähig ist. Hätte er es für möglich gehalten, daß unser Mitleid auch durch die Erzählung erregt werden könne: so würde es allerdings ein sehr fehlerhafter Sprung gewesen seyn, wenn er gesagt hätte: „nicht durch die Erzählung, sondern durch Mitleid und Furcht." Da er aber überzeugt war, daß Mitleid und Furcht in der Nachahmung nur durch die einzige dramatische Form zu erregen sey: so konnte er sich diesen Sprung, der Kürze wegen, erlauben. — Ich verweise deßfalls auf das nämliche neunte Kapitel des zweiten Buchs seiner Rhetorik.*)

---

*) *'Επει δ' ἐγγυς φαινομενα τα παθη, ἐλεεινα εἰσι. τα δε μυριοστον ἐτος γενομενα, ἡ ἐσομενα, οὐτ' ἐλπιζοντες, οὐτε μεμνημενοι, ἡ*

Was endlich den moralischen Endzweck anbelangt, welchen Aristoteles der Tragödie giebt, und den er mit in die Erklärung derselben bringen zu müssen glaubte: so ist bekannt, wie sehr, besonders in den neueren Zeiten, darüber gestritten worden. Ich getraue mich aber zu erweisen, daß alle, die sich dawider erklärt, den Aristoteles nicht verstanden haben. Sie haben ihm alle ihre eigenen Gedanken untergeschoben, ehe sie gewiß wußten, welches seine wären. Sie bestreiten Grillen, die sie selbst gefangen, und bilden sich ein, wie unwidersprechlich sie den Philosophen widerlegen, indem sie ihr eigenes Hirngespinnst zu Schanden machen. Ich kann mich in die nähere Erörterung dieser Sache hier nicht einlassen. Damit ich jedoch nicht ganz ohne Beweis zu sprechen scheine, will ich zwei Anmerkungen machen.

I. Sie lassen den Aristoteles sagen, „die Tragödie solle uns, vermittelst des Schreckens und Mitleids, von den Fehlern der vorgestellten Leidenschaften reinigen." Der vorgestellten? Also, wenn der Held durch Neugierde, oder Ehrgeiz, oder Liebe, oder Zorn unglücklich wird; so ist es unsere Neugierde, unser Ehrgeiz, unsere Liebe, unser Zorn,

---

ὁλως ουκ ἐλεουσιν, ἡ ουχ᾽ ὁμοιως, ἀναγκη τους συναπεργαζομενους σχημασι και φωναις, και ἐσθητι, και ὁλως τη ἀποκρισει, ἐλεεινοτερους εἰναι.

welchen die Tragödie reinigen soll? Das ist dem Aristoteles nie in den Sinn gekommen. Und so haben die Herren gut streiten; ihre Einbildung verwandelt Windmühlen in Riesen; sie jagen, in der gewissen Hoffnung des Sieges, darauf los, und kehren sich an keinen Sancho, der weiter nichts als gesunden Menschenverstand hat und ihnen auf seinem bedächtlichern Pferde hinten nach ruft, sich nicht zu übereilen, und doch nur erst die Augen recht aufzusperren. *Των τοιουτων παθηματων*, sagt Aristoteles, und das heißt nicht, der vorgestellten Leidenschaften; das hätten sie übersetzen müssen durch: dieser und dergleichen, oder: der erweckten Leidenschaften. Das *τοιουτων* bezieht sich lediglich auf das vorhergehende: Mitleid und Furcht; die Tragödie soll unser Mitleid und unsere Furcht erregen, bloß um diese und dergleichen Leidenschaften, nicht aber alle Leidenschaften ohne Unterschied, zu reinigen. Er sagt aber *τοιουτων* und nicht *τουτων*; er sagt, dieser und dergleichen, und nicht bloß, dieser: um anzuzeigen, daß er unter dem Mitleid nicht bloß das eigentlich sogenannte Mitleid, sondern überhaupt alle philanthropische Empfindungen, so wie unter der Furcht nicht bloß die Unlust über ein uns bevorstehendes Übel, sondern auch jede damit verwandte Unlust, auch die Unlust über ein gegenwärtiges, auch die Unlust über ein vergangenes Übel, Betrübniß und Gram, verstehe. In diesem ganzen Umfange soll das Mitleid und die Furcht, welche

die Tragödie erweckt, unser Mitleid und unsere Furcht reinigen; aber auch nur diese reinigen, und keine anderen Leidenschaften. Zwar können sich in der Tragödie auch zur Reinigung der anderen Leidenschaften nützliche Lehren und Beispiele finden; doch sind diese nicht ihre Absicht: diese hat sie mit der Epopöe und Komödie gemein, insofern sie ein Gedicht, die Nachahmung einer Handlung überhaupt ist, nicht aber insofern sie Tragödie, die Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung insbesondere ist. Bessern sollen uns alle Gattungen der Poesie: es ist kläglich, wenn man dieses erst beweisen muß; noch kläglicher ist es, wenn es Dichter giebt, die selbst daran zweifeln. Aber alle Gattungen können nicht alles bessern; wenigstens nicht jedes so vollkommen, wie das andere; was aber jede am vollkommensten bessern kann, worin es ihr keine andere Gattung gleich zu thun vermag, das allein ist ihre eigentliche Bestimmung.

No. LXXVIII.

Den 29sten Februar 1768.

II. Da die Gegner des Aristoteles nicht in Acht nahmen, was für Leidenschaften er eigentlich, durch das Mitleid und die Furcht der Tragödie, in

uns gereinigt haben wollte: so war es natürlich, daß sie sich auch mit der Reinigung selbst irren mußten. Aristoteles verspricht am Ende seiner Politik, wo er von der Reinigung der Leidenschaften durch die Musik redet, von dieser Reinigung in seiner Dichtkunst weitläuftiger zu handeln. „Weil man aber," sagt Corneille, „ganz und gar nichts von dieser Materie darin findet, so ist der größte Theil seiner Ausleger auf die Gedanken gerathen, daß sie nicht ganz auf uns gekommen sey." Gar nichts? Ich meines Theils glaube, auch schon in dem, was uns von seiner Dichtkunst noch übrig, es mag viel oder wenig seyn, alles zu finden, was er einem, der mit seiner Philosophie sonst nicht ganz unbekannt ist, über diese Sache zu sagen für nöthig halten konnte. Corneille selbst bemerkte eine Stelle, die uns, nach seiner Meinung, Licht genug geben könne, die Art und Weise zu entdekken, auf welche die Reinigung der Leidenschaften in der Tragödie geschehe: nämlich die, wo Aristoteles sagt, „das Mitleid verlange einen, der unverdient leide, und die Furcht einen unseres Gleichen." Diese Stelle ist auch wirklich sehr wichtig; nur daß Corneille einen falschen Gebrauch davon machte, und nicht wohl anders als machen konnte, weil er einmal die Reinigung der Leidenschaften überhaupt im Kopfe hatte. „Das Mitleid mit dem Unglücke," sagt er, „von welchem wir unseres Gleichen befallen sehen, erweckt in uns die Furcht, daß uns ein

ähnliches Unglück treffen könne; diese Furcht erweckt die Begierde, ihm auszuweichen; und diese Begierde ein Bestreben, die Leidenschaft, durch welche die Person, die wir bedauern, sich ihr Unglück vor unseren Augen zuzieht, zu reinigen, zu mäßigen, zu bessern, ja gar auszurotten; indem einem Jeden die Vernunft sagt, daß man die Ursache abschneiden müsse, wenn man die Wirkung vermeiden wolle."
Aber dieses Raisonnement, welches die Furcht bloß zum Werkzeuge macht, durch welches das Mitleid die Reinigung der Leidenschaften bewirkt, ist falsch, und kann unmöglich die Meinung des Aristoteles seyn; weil sonach die Tragödie gerade alle Leidenschaften reinigen könnte, nur nicht die zwei, die Aristoteles ausdrücklich durch sie gereinigt wissen will. Sie könnte unsern Zorn, unsere Neugierde, unsern Neid, unsern Ehrgeiz, unsern Haß und unsere Liebe reinigen, so wie es die eine oder die andere Leidenschaft ist, durch die sich die bemitleidete Person ihr Unglück zugezogen. Nur unser Mitleid und unsere Furcht müßte sie ungereinigt lassen. Denn Mitleid und Furcht sind die Leidenschaften, die in der Tragödie wir, nicht aber die handelnden Personen empfinden; sind die Leidenschaften, durch welche die handelnden Personen uns rühren, nicht aber die, durch welche sie sich selbst ihre Unfälle zuziehen. Es kann ein Stück geben, in welchem sie beides sind: das weiß ich wohl. Aber noch kenne ich kein solches Stück: ein Stück nämlich, in welchem sich die bemitleidete

Person durch ein übelverstandenes Mitleid, oder durch eine übelverstandene Furcht ins Unglück stürze. Gleichwohl würde dieses Stück das einzige seyn, in welchem, so wie es Corneille versteht, das geschähe, was Aristoteles will, daß es in allen Tragödien geschehen soll: und auch in diesem einzigen würde es nicht auf die Art geschehen, auf die es dieser verlangt. Dieses einzige Stück würde gleichsam der Punkt seyn, in welchem zwei gegen einander sich neigende gerade Linien zusammentreffen, um sich in alle Unendlichkeit nicht wieder zu begegnen. — So gar sehr konnte Dacier den Sinn des Aristoteles nicht verfehlen. Er war verbunden, auf die Worte seines Autors aufmerksamer zu seyn, und diese besagen es zu positiv, daß unser Mitleid und unsere Furcht, durch das Mitleid und die Furcht der Tragödie, gereinigt werden sollen. Weil er aber ohne Zweifel glaubte, daß der Nutzen der Tragödie sehr geringe seyn würde, wenn er bloß hierauf eingeschränkt wäre: so ließ er sich verleiten, nach der Erklärung des Corneille, ihr die ebenmäßige Reinigung auch aller übrigen Leidenschaften beizulegen. Wie nun Corneille diese für sein Theil leugnete, und in Beispielen zeigte, daß sie mehr ein schöner Gedanke, als eine Sache sey, die gewöhnlicher Weise zur Wirklichkeit gelange: so mußte er sich mit ihm in diese Beispiele selbst einlassen, wo er sich denn so in der Enge fand, daß er die gewaltsamsten Drehungen und Wendungen machen

mußte, um seinen Aristoteles mit sich durchzubringen. Ich sage, seinen Aristoteles: denn der rechte ist weit entfernt, solcher Drehungen und Wendungen zu bedürfen. Dieser, um es abermals und abermals zu sagen, hat an keine anderen Leidenschaften gedacht, welche das Mitleid und die Furcht der Tragödie reinigen solle, als an unser Mitleid und unsere Furcht selbst; und es ist ihm sehr gleichgültig, ob die Tragödie zur Reinigung der übrigen Leidenschaften viel oder wenig beiträgt. An jene Reinigung hätte sich Dacier allein halten sollen; aber freilich hätte er sodann auch einen vollständigern Begriff damit verbinden müssen. „Wie die Tragödie," sagt er, „Mitleid und Furcht errege, um Mitleid und Furcht zu reinigen, das ist nicht schwer zu erklären. Sie erregt sie, indem sie uns das Unglück vor Augen stellt, in das unseres Gleichen durch nicht vorsetzliche Fehler gefallen sind; und sie reinigt sie, indem sie uns mit diesem nämlichen Unglücke bekannt macht, und dadurch lehrt, es weder allzusehr zu fürchten, noch allzusehr davon gerührt zu werden, wenn es uns wirklich selbst treffen sollte. — Sie bereitet die Menschen, die allerwidrigsten Zufälle muthig zu ertragen, und macht die Allerelendesten geneigt, sich für glücklich zu halten, indem sie ihre Unglücksfälle mit weit größeren vergleichen, die ihnen die Tragödie vorstellt. Denn in welchen Umständen kann sich wohl ein Mensch finden, der bei Erblickung eines Ödip, eines Philok-

tet, eines Orest, nicht erkennen müßte, daß alle Übel, die er zu erdulden hat, gegen die, welche diese Männer erdulden müssen, gar nicht in Vergleichung kommen?" Nun das ist wahr; diese Erklärung kann dem Dacier nicht viel Kopfbrechens gemacht haben. Er fand sie fast mit den nämlichen Worten bei einem Stoiker, der immer ein Auge auf die Apathie hatte. Ohne ihm indeß einzuwenden, daß das Gefühl unseres eigenen Elendes nicht viel Mitleid neben sich duldet; daß folglich bei dem Elenden, dessen Mitleid nicht zu erregen ist, die Reinigung oder Linderung seiner Betrübniß durch das Mitleid nicht erfolgen kann: will ich ihm alles, so wie er es sagt, gelten lassen. Nur fragen muß ich: wie viel er nun damit gesagt? ob er im geringsten mehr damit gesagt, als daß das Mitleid unsere Furcht reinige? Gewiß nicht: und das wäre doch nur kaum der vierte Theil der Forderung des Aristoteles. Denn wenn Aristoteles behauptet, daß die Tragödie Mitleid und Furcht errege, um Mitleid und Furcht zu reinigen: wer sieht nicht, daß dieses weit mehr sagt, als Dacier zu erklären für gut befunden? Denn nach den verschiedenen Kombinationen der hier vorkommenden Begriffe, muß der, welcher den Sinn des Aristoteles ganz erschöpfen will, stückweise zeigen, 1) wie das tragische Mitleid unser Mitleid, 2) wie die tragische Furcht unsere Furcht, 3) wie das tragische Mitleid unsere Furcht, und 4) wie die tragische Furcht unser Mit-

leid reinigen könne und wirklich reinige. Dacier aber hat sich nur an den dritten Punkt gehalten, und auch diesen nur sehr schlecht, und auch diesen nur zur Hälfte erläutert. Denn wer sich um einen richtigen und vollständigen Begriff von der Aristotelischen Reinigung der Leidenschaften bemüht hat, wird finden, daß jeder von jenen vier Punkten einen doppelten Fall in sich schließt. Da nämlich, es kurz zu sagen, diese Reinigung in nichts anderm beruht, als in der Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten, bei jeder Tugend aber, nach unserm Philosophen, sich diesseits und jenseits ein Extrem findet, zwischen welchem sie inne steht: so muß die Tragödie, wenn sie unser Mitleid in Tugend verwandeln soll, uns von beiden Extremen des Mitleids zu reinigen vermögend seyn; welches auch von der Furcht zu verstehen ist. Das tragische Mitleid muß nicht allein, in Ansehung des Mitleids, die Seele desjenigen reinigen, welcher zu viel Mitleid fühlt, sondern auch desjenigen, welcher zu wenig empfindet. Die tragische Furcht muß nicht allein, in Ansehung der Furcht, die Seele desjenigen reinigen, welcher sich ganz und gar keines Unglücks befürchtet, sondern auch desjenigen, den ein jedes Unglück, auch das entfernteste, auch das unwahrscheinlichste, in Angst setzt. Gleichfalls muß das tragische Mitleid, in Ansehung der Furcht, dem was zu viel, und dem was zu wenig, steuern: so wie hinwiederum die tragische Furcht,

in Ansehung des Mitleids. Dacier aber, wie gesagt, hat nur gezeigt, wie das tragische Mitleid unsere allzu große Furcht mäßige: und noch nicht einmal, wie es dem gänzlichen Mangel derselben abhelfe, oder sie in dem, welcher allzu wenig von ihr empfindet, zu einem heilsamern Grade erhöhe; geschweige, daß er auch das Übrige sollte gezeigt haben. Die nach ihm gekommen sind, haben, was er unterlassen, auch im geringsten nicht ergänzt; aber wohl sonst, um nach ihrer Meinung den Nutzen der Tragödie völlig außer Streit zu setzen, Dinge dahin gezogen, die dem Gedichte überhaupt, aber keinesweges der Tragödie, als Tragödie, insbesondere zukommen; z. E. daß sie die Triebe der Menschlichkeit nähren und stärken; daß sie Liebe zur Tugend, und Haß gegen das Laster wirken solle, u. s. w.*) Lieber! welches Gedicht sollte das nicht? Soll es aber ein jedes, so kann es nicht das unterscheidende Kennzeichen der Tragödie seyn; so kann es nicht das seyn, was wir suchten.

---

*) Hr. Curtius in seiner Abhandlung von der Absicht des Trauerspiels, hinter der Aristotelischen Dichtkunst.

No. LXXIX.

Den 2ten Februar 1768.

Und nun wieder auf unsern Richard zu kommen. — Richard also erweckt eben so wenig Schrecken, als Mitleid: weder Schrecken in dem gemißbrauchten Verstande, für die plötzliche Überraschung des Mitleids; noch in dem eigentlichen Verstande des Aristoteles, für heilsame Furcht, daß uns ein ähnliches Unglück treffen könne. Denn wenn er diese erregte, würde er auch Mitleid erregen; so gewiß er hinwiederum Furcht erregen würde, wenn wir ihn unseres Mitleids nur im geringsten würdig fänden. Aber er ist so ein abscheulicher Kerl, so ein eingefleischter Teufel, in dem wir so völlig keinen einzigen ähnlichen Zug mit uns selbst finden, daß ich glaube, wir könnten ihn vor unseren Augen den Martern der Hölle übergeben sehen, ohne das Geringste für ihn zu empfinden, ohne im geringsten zu fürchten, daß, wenn solche Strafe nur auf solche Verbrechen folge, sie auch unser warte. Und was ist endlich das Unglück, die Strafe, die ihn trifft? Nach so vielen Missethaten, die wir mit ansehen müssen, hören wir, daß er mit dem Degen in der Faust gestorben ist. Als der Königin dieses erzählt wird, läßt sie der Dichter sagen:

„Dies ist etwas! —“

Ich habe mich nie enthalten können, bei mir nach-

zusprechen: nein, das ist gar nichts! Wie mancher gute König ist so geblieben, indem er seine Krone wider einen mächtigen Rebellen behaupten wollen? Richard stirbt doch, als ein Mann, auf dem Bette der Ehre. Und so ein Tod sollte mich für den Unwillen schadlos halten, den ich das ganze Stück durch über den Triumph seiner Bosheit empfunden? (Ich glaube, die griechische Sprache ist die einzige, welche ein eigenes Wort hat, diesen Unwillen über das Glück eines Bösewichts auszudrücken: *νεμεσις, νεμεσαω.*)*) Sein Tod selbst, welcher wenigstens meine Gerechtigkeitsliebe befriedigen sollte, unterhält noch meine Nemesis. Du bist wohlfeil weggekommen! denke ich; aber gut, daß es noch eine andere Gerechtigkeit giebt, als die poetische!

Man wird vielleicht sagen: nun wohl! wir wollen den Richard aufgeben; das Stück heißt zwar nach ihm; aber er ist darum nicht der Held desselben, nicht die Person, durch welche die Absicht der Tragödie erreicht wird; er hat nur das Mittel seyn sollen, unser Mitleid für Andere zu erregen. Die Königin, Elisabeth, die Prinzen, erregen diese nicht Mitleid? —

Um allem Wortstreite auszuweichen: ja. Aber was ist es für eine fremde, herbe Empfindung, die sich in mein Mitleid für diese Personen mischt? die da macht, daß ich mir dieses Mitleid ersparen zu

---

*) Arist. Rhet. lib. II. cap. 9.

können wünschte? Das wünsche ich mir bei dem tragischen Mitleid doch sonst nicht; ich verweile gern dabei, und danke dem Dichter für eine so süße Qual.

Aristoteles hat es wohl gesagt, und das wird es ganz gewiß seyn! Er spricht von einem *μιαρον*, von einem Gräßlichen, das sich bei dem Unglücke ganz guter, ganz unschuldiger Personen finde. Und sind nicht die Königin, Elisabeth, die Prinzen, vollkommen solche Personen? Was haben sie gethan? wodurch haben sie es sich zugezogen, daß sie in den Klauen dieser Bestie sind? Ist es ihre Schuld, daß sie ein näheres Recht auf den Thron haben, als er? Besonders die kleinen wimmernden Schlachtopfer, die noch kaum rechts und links unterscheiden können! Wer wird leugnen, daß sie unsern ganzen Jammer verdienen? Aber ist dieser Jammer, der mich mit Schaudern an die Schicksale der Menschen denken läßt, dem Murren wider die Vorsehung sich zugesellt, und Verzweiflung von weitem nachschleicht, ist dieser Jammer — ich will nicht fragen, Mitleid? — er heiße, wie er wolle — aber ist er das, was eine nachahmende Kunst erwecken sollte?

Man sage nicht: erweckt ihn doch die Geschichte; gründet er sich doch auf etwas, das wirklich geschehen ist. — Das wirklich geschehen ist? es sey: so wird es seinen guten Grund in dem ewigen unendlichen Zusammenhange aller Dinge haben. In diesem ist Weisheit und Güte, was uns in den wenigen

Gliedern, die der Dichter herausnimmt, blindes Geschick und Grausamkeit scheint. Aus diesen wenigen Gliedern sollte er ein Ganzes machen, das völlig sich rundet, wo eins aus dem andern sich völlig erklärt, wo keine Schwierigkeit aufstößt, deretwegen wir die Befriedigung nicht in seinem Plane finden, sondern sie außer ihm, in dem allgemeinen Plane der Dinge, suchen müssen; das Ganze dieses sterblichen Schöpfers sollte ein Schattenriß von dem Ganzen des ewigen Schöpfers seyn; sollte uns an den Gedanken gewöhnen, wie sich in ihm alles zum Besten auflöse, werde es auch in jenem geschehen; und er vergißt diese seine edelste Bestimmung so sehr, daß er die unbegreiflichen Wege der Vorsicht mit in seinen kleinen Zirkel flicht und geflissentlich unsern Schauder darüber erregt? — O verschont uns damit, ihr, die ihr unser Herz in eurer Gewalt habt! Wozu diese traurige Empfindung? Uns Unterwerfung zu lehren? Diese kann uns die kalte Vernunft lehren; und wenn die Lehre der Vernunft in uns bekleiben soll; wenn wir bei unserer Unterwerfung noch Vertrauen und fröhlichen Muth behalten sollen: so ist es höchst nöthig, daß wir an die verwirrenden Beispiele solcher unverdienten schrecklichen Verhängnisse so wenig, als möglich, erinnert werden. Weg mit ihnen von der Bühne! Weg, wenn es seyn könnte, aus allen Büchern mit ihnen! —

Wenn nun aber keine einzige der Personen des Richard die erforderlichen Eigenschaften hat, die sie

haben müßten, falls er wirklich das seyn sollte, was er heißt: wodurch ist er gleichwohl ein so interessantes Stück geworden, wofür ihn unser Publikum hält? Wenn er nicht Mitleid und Furcht erregt: was ist denn seine Wirkung? Wirkung muß er doch haben, und hat sie. Und wenn er Wirkung hat: ist es nicht gleichviel, ob er diese, oder ob er jene hat? Wenn er die Zuschauer beschäftigt, wenn er sie vergnügt: was will man denn mehr? Müssen sie denn nothwendig nur nach den Regeln des Aristoteles beschäftigt und vergnügt werden?

Das klingt so unrecht nicht; aber es ist darauf zu antworten. Überhaupt: wenn Richard schon keine Tragödie wäre, so bleibt er doch ein dramatisches Gedicht; wenn ihm schon die Schönheiten der Tragödie mangelten, so könnte er doch sonst Schönheiten haben. Poesie des Ausdrucks; Bilder; Tiraden; kühne Gesinnungen; einen feurigen hinreißenden Dialog; glückliche Veranlassungen für den Akteur, den ganzen Umfang seiner Stimme mit den mannigfaltigsten Abwechselungen zu durchlaufen, seine ganze Stärke in der Pantomime zu zeigen, u. s. w.

Von diesen Schönheiten hat Richard viele und auch noch andere, die den eigentlichen Schönheiten der Tragödie näher kommen.

Richard ist ein abscheulicher Bösewicht; aber auch die Beschäftigung unseres Abscheues ist nicht ganz ohne Vergnügen, besonders in der Nachahmung.

Auch das Ungeheuere in den Verbrechen participirt von den Empfindungen, welche Größe und Kühnheit in uns erwecken.

Alles, was Richard thut, ist Greuel; aber alle diese Greuel geschehen in Absicht auf etwas. Richard hat einen Plan; und überall, wo wir einen Plan wahrnehmen, wird unsere Neugierde rege; wir warten gern mit ab, ob er ausgeführt, und wie er es wird werden; wir lieben das Zweckmäßige so sehr, daß es uns, auch unabhängig von der Moralität des Zwecks, Vergnügen gewährt.

Wir wollten, daß Richard seinen Zweck erreichte; und wir wollten, daß er ihn auch nicht erreichte. Das Erreichen erspart uns das Mißvergnügen über ganz vergebens angewandte Mittel: wenn er ihn nicht erreicht, so ist so viel Blut völlig umsonst vergossen worden; da es einmal vergossen ist, möchten wir es nicht gern auch noch bloß aus langer Weile vergossen finden. Hinwiederum wäre dieses Erreichen das Frohlocken der Bosheit; nichts hören wir unlieber; die Absicht interessirte uns, als zu erreichende Absicht; wenn sie aber nun erreicht wäre, würden wir nichts als das Abscheuliche derselben erblicken; würden wir wünschen, daß sie nicht erreicht wäre; diesen Wunsch sehen wir voraus, und uns schaudert vor der Erreichung.

Die guten Personen des Stücks lieben wir; eine so zärtliche feurige Mutter, Geschwister, die so ganz eins in dem andern leben: diese Gegenstände gefallen

immer, erregen immer die süßesten sympathetischen Empfindungen, wir mögen sie finden, wo wir wollen. Sie ganz ohne Schuld leiden zu sehen, ist zwar herbe, ist zwar für unsere Ruhe, zu unserer Besserung kein sehr ersprießliches Gefühl; aber es ist doch immer Gefühl.

Und sonach beschäftigt uns das Stück durchaus, und vergnügt durch diese Beschäftigung unsere Seelenkräfte. Das ist wahr; nur die Folge ist nicht wahr, die man daraus zu ziehen meint: nämlich, daß wir also damit zufrieden seyn können.

Ein Dichter kann viel gethan, und doch noch nichts damit verthan haben. Nicht genug, daß sein Werk Wirkungen auf uns hat: es muß auch die haben, die ihm, vermöge der Gattung, zukommen; es muß diese vornehmlich haben und alle andere können den Mangel derselben auf keine Weise ersetzen; besonders wenn die Gattung von der Wichtigkeit und Schwierigkeit und Kostbarkeit ist, daß alle Mühe und aller Aufwand vergebens wäre, wenn sie weiter nichts, als solche Wirkungen hervorbringen wollte, die durch eine leichtere und weniger Anstalten erfordernde Gattung eben so wohl zu erhalten wären. Ein Bund Stroh aufzuheben, muß man keine Maschinen in Bewegung setzen; was ich mit dem Fuße umstoßen kann, muß ich nicht mit einer Mine sprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhaufen anzünden, um eine Mücke zu verbrennen.

No. LXXX.

Den 5ten Februar 1768.

Wozu die saure Arbeit der dramatischen Form? wozu ein Theater erbaut, Männer und Weiber verkleidet, Gedächtnisse gemartert, die ganze Stadt auf einen Platz geladen? wenn ich mit meinem Werke und mit der Aufführung desselben weiter nichts hervorbringen will, als einige von den Regungen, die eine gute Erzählung, von Jedem zu Hause in seinem Winkel gelesen, ungefähr auch hervorbringen würde.

Die dramatische Form ist die einzige, in welcher sich Mitleid und Furcht erregen läßt; wenigstens können in keiner andern Form diese Leidenschaften auf einen so hohen Grad erregt werden; und gleichwohl will man lieber alle andere darin erregen, als diese; gleichwohl will man sie lieber zu allem andern brauchen, als zu dem, wozu sie so vorzüglich geschickt ist.

Das Publikum nimmt vorlieb. — Das ist gut und auch nicht gut; denn man sehnt sich nicht sehr nach der Tafel, an der man immer vorlieb nehmen muß.

Es ist bekannt, wie erpicht das griechische und römische Volk auf die Schauspiele waren, besonders jenes, auf das tragische. Wie gleichgültig, wie kalt ist dagegen unser Volk für das Theater! Woher

diese Verschiedenheit, wenn sie nicht daher kommt, daß die Griechen vor ihrer Bühne sich mit so starken, so außerordentlichen Empfindungen begeistert fühlten, daß sie den Augenblick nicht erwarten konnten, sie abermals und abermals zu haben; da hingegen wir uns vor unserer Bühne so schwacher Eindrücke bewußt sind, daß wir es selten der Zeit und des Geldes werth halten, sie uns zu verschaffen? Wir gehen, fast alle, fast immer, aus Neugierde, aus Mode, aus Langeweile, aus Gesellschaft, aus Begierde zu begaffen und begafft zu werden, ins Theater; und nur Wenige, und diese Wenigen nur sparsam, aus anderer Absicht.

Ich sage: wir, unser Volk, unsere Bühne; ich meine aber nicht bloß uns Deutsche. Wir Deutschen bekennen es treuherzig genug, daß wir noch kein Theater haben. Was viele von unseren Kunstrichtern, die in dieses Bekenntniß mit einstimmen und große Verehrer des französischen Theaters sind, dabei denken: das kann ich so eigentlich nicht wissen. Aber ich weiß wohl, was ich dabei denke. Ich denke nämlich dabei, daß nicht allein wir Deutschen, sondern daß auch die, welche sich seit hundert Jahren ein Theater zu haben rühmten, ja das beste Theater von ganz Europa zu haben prahlen, — daß auch die Franzosen noch kein Theater haben.

Ein tragisches gewiß nicht! Denn auch die Eindrücke, welche die französische Tragödie macht, sind

so flach, so kalt! — Man höre einen Franzosen selbst davon sprechen.

„Bei den hervorstechendsten Schönheiten unsers Theaters," sagt Herr von Voltaire, „fand sich ein verborgener Fehler, den man nicht bemerkt hatte, weil das Publikum von selbst keine höhere Idee haben konnte, als ihm die großen Meister durch ihre großen Muster beibrachten. Der einzige Saint-Evremont hat diesen Fehler aufgemutzt; er sagt nämlich, daß unsere Stücke nicht Eindruck genug machten; daß das, was Mitleid erwecken solle, aufs höchste Zärtlichkeit errege; daß Rührung die Stelle der Erschütterung, und Erstaunen die Stelle des Schreckens vertrete: kurz, daß unsere Empfindungen nicht tief genug gingen. Es ist nicht zu leugnen: Saint-Evremont hat mit dem Finger gerade auf die heimliche Wunde des französischen Theaters getroffen. Man sage immerhin, daß Saint-Evremont der Verfasser der elenden Komödie Sir Politik Wouldbe, und noch einer andern eben so elenden, die Opern genannt, ist; daß seine kleinen gesellschaftlichen Gedichte das Kahlste und Gemeinste sind, was wir in dieser Gattung haben; daß er nichts als ein Phrasendrechsler war: man kann keinen Funken Genie haben und gleichwohl viel Witz und Geschmack besitzen. Sein Geschmack aber war unstreitig sehr fein, da er die Ursache, warum die meisten von unseren Stücken so matt und kalt sind, so genau traf. Es hat uns immer an einem

Grade von Wärme gefehlt; das Andere hatten wir Alles."

Das ist: wir hatten Alles, nur nicht das, was wir haben sollten; unsere Tragödieen waren vortrefflich, nur daß es keine Tragödieen waren. Und woher kam es, daß sie das nicht waren?

„Diese Kälte aber," fährt er fort, „diese einförmige Mattigkeit, entsprang zum Theil von dem kleinen Geiste der Galanterie, der damals unter unseren Hofleuten und Damen so herrschte, und die Tragödie in eine Folge von verliebten Gesprächen verwandelte, nach dem Geschmack des Cyrus und der Clelie. Was für Stücke sich hiervon noch etwa ausnahmen, die bestanden aus langen politischen Raisonnements, dergleichen den Sertorius so verdorben, den Otho so kalt, und den Surena und Attila so elend gemacht haben. Noch fand sich aber auch eine andere Ursache, die das hohe Pathetische von unserer Scene zurückhielt, und die Handlung wirklich tragisch zu machen verhinderte; und diese war, das enge schlechte Theater mit seinen armseligen Verzierungen. — Was ließ sich auf einem Paar Dutzend Brettern, die noch dazu mit Zuschauern angefüllt waren, machen? Mit welchem Pomp, mit welchen Zurüstungen konnte man da die Augen der Zuschauer bestechen, fesseln, täuschen? Welche große tragische Aktion ließ sich da aufführen? Welche Freiheit konnte die Einbildungskraft des Dichters da

haben? Die Stücke mußten aus langen Erzählungen bestehen, und so wurden sie mehr Gespräche, als Spiele. Jeder Akteur wollte in einem langen Monologe glänzen, und ein Stück, das dergleichen nicht hatte, ward verworfen. — Bei dieser Form fiel alle theatralische Handlung weg; fielen alle die großen Ausdrücke der Leidenschaften, alle die kräftigen Gemälde der menschlichen Unglücksfälle, alle die schrecklichen bis in das Innerste der Seele dringenden Züge weg; man rührte das Herz nur kaum, anstatt es zu zerreißen."

Mit der ersten Ursache hat es seine gute Richtigkeit. Galanterie und Politik lassen immer kalt; und noch ist es keinem Dichter in der Welt gelungen, die Erregung des Mitleids und der Furcht damit zu verbinden. Jene lassen uns nichts als den Fat, oder den Schulmeister hören; und diese fordern, daß wir nichts als den Menschen hören sollen.

Aber die zweite Ursache? — Sollte es möglich seyn, daß der Mangel eines geräumigen Theaters und guter Verzierungen einen solchen Einfluß auf das Genie der Dichter gehabt hätte? Ist es wahr, daß jede tragische Handlung Pomp und Zurüstungen erfordert? Oder sollte der Dichter nicht vielmehr sein Stück so einrichten, daß es auch ohne diese Dinge seine völlige Wirkung hervorbrächte?

Nach dem Aristoteles sollte er es allerdings. „Furcht und Mitleid," sagt der Philosoph, „läßt

sich zwar durchs Gesicht erregen; es kann aber auch aus der Verknüpfung der Begebenheiten selbst entspringen, welches letztere vorzüglicher und die Weise des bessern Dichters ist. Denn die Fabel muß so eingerichtet seyn, daß sie, auch ungesehen, den, der den Verlauf ihrer Begebenheiten bloß anhört, zu Mitleid und Furcht über diese Begebenheiten bringt, so wie die Fabel des Ödip, die man nur anhören darf, um dazu gebracht zu werden. Diese Absicht aber durch das Gesicht erreichen wollen, erfordert weniger Kunst, und ist deren Sache, welche die Vorstellung des Stücks übernommen."

Wie entbehrlich überhaupt die theatralischen Verzierungen sind, davon will man mit den Stücken Shakespeare's eine sonderbare Erfahrung gemacht haben. Welche Stücke brauchten, wegen ihrer beständigen Unterbrechung und Veränderung des Orts, des Beistandes der Scenen und der ganzen Kunst des Dekorateurs wohl mehr, als eben diese? Gleichwohl war eine Zeit, wo die Bühnen, auf welchen sie gespielt wurden, aus nichts bestanden, als aus einem Vorhange von schlechtem groben Zeuge, der, wenn er aufgezogen worden war, die bloßen blanken, höchstens mit Matten oder Tapeten behangenen, Wände zeigte; da war nichts als die Einbildung, was dem Verständnisse des Zuschauers und der Ausführung des Spielers zu Hülfe kommen konnte; und dessenungeachtet, sagt man, waren damals Shakespeare's Stücke ohne alle Scenen

verständlicher, als sie es hernach mit denselben gewesen sind.*)

Wenn sich also der Dichter um die Verzierung gar nicht zu bekümmern hat; wenn die Verzierung, auch wo sie nöthig scheint, ohne besondern Nachtheil seines Stücks wegbleiben kann: warum sollte es an dem engen, schlechten Theater gelegen haben, daß uns die französischen Dichter keine rührenderen Stücke geliefert? Nicht doch: es lag an ihnen selbst!

Und das beweist die Erfahrung. Denn nun haben ja die Franzosen eine schönere, geräumigere Bühne; keine Zuschauer werden mehr darauf geduldet; die Coulissen sind leer; der Dekorateur hat freies Feld; er malt und bauet dem Poeten Alles, was dieser von ihm verlangt: aber wo sind sie denn, die

---

*) (Cibber's Lives of the Poets of G. B. and Ir. Vol. II. p. 78. 79.) Some have insinuated, that fine scenes proved the ruin of acting. — In the reign of Charles I. there was nothing more than a curtain of very coarse stuff, upon the drawing up of which, the stage appeared either with bare walls on the sides, coarsly matted, or covered with tapestry; so that for the place originally represented, and all the successive changes, in which the poets of those times freely indulged themselves, there was nothing to help the spectators understanding, or to assist the actors performance, but bare imagination — The spirit and judgement of the actors supplied all deficiencies, and made, as some would insinuate, plays more intelligible without scenes, than they afterwards were with them.

wärmeren Stücke, die sie seitdem erhalten haben? Schmeichelt sich Herr von Voltaire, daß seine Semiramis ein solches Stück ist? Da ist Pomp und Verzierung genug, ein Gespenst obendrein; und doch kenne ich nichts Kälteres, als seine Semiramis.

No. LXXXI.

Den 9ten Februar 1768.

Will ich denn nun aber damit sagen, daß kein Franzose fähig sey, ein wirklich rührendes tragisches Werk zu machen? daß der volatile Geist der Nation einer solchen Arbeit nicht gewachsen sey? — Ich würde mich schämen, wenn mir das nur eingekommen wäre. Deutschland hat sich noch durch keinen Bouhours lächerlich gemacht. Und ich, für mein Theil, hätte nun gleich die wenigste Anlage dazu. Denn ich bin sehr überzeugt, daß kein Volk in der Welt irgend eine Gabe des Geistes vorzüglich vor anderen Völkern erhalten habe. Man sagt zwar: der tiefsinnige Engländer, der witzige Franzose. Aber wer hat denn die Theilung gemacht? Die Natur gewiß nicht, die Alles unter Alle gleich vertheilt. Es giebt eben so viel witzige Engländer, als witzige Franzosen, und eben so viel tiefsinnige Franzosen, als tiefsinnige Engländer: der Braß von dem Volke aber ist keins von beiden. —

Was will ich denn? Ich will bloß sagen, was die Franzosen gar wohl haben könnten, daß sie das noch nicht haben: die wahre Tragödie. Und warum noch nicht haben? — Dazu hätte sich der Herr von Voltaire selbst besser kennen müssen, wenn er es hätte treffen wollen.

Ich meine: sie haben es noch nicht, weil sie es schon lange gehabt zu haben glauben. Und in diesem Glauben werden sie nun freilich durch etwas bestärkt, das sie vorzüglich vor allen Völkern haben; aber es ist keine Gabe der Natur: durch ihre Eitelkeit.

Es geht mit den Nationen, wie mit einzelnen Menschen. — Gottsched (man wird leicht begreifen, wie ich eben hier auf diesen falle) galt in seiner Jugend für einen Dichter, weil man damals den Versmacher von dem Dichter noch nicht zu unterscheiden wußte. Philosophie und Kritik setzten nach und nach diesen Unterschied ins Helle: und wenn Gottsched mit dem Jahrhunderte nur hätte fortgehen wollen, wenn sich seine Einsichten und sein Geschmack nur zugleich mit den Einsichten und dem Geschmacke seines Zeitalters hätten verbreiten und läutern wollen: so hätte er vielleicht wirklich aus dem Versmacher ein Dichter werden können. Aber da er sich schon so oft den größten Dichter hatte nennen hören, da ihn seine Eitelkeit überredet hatte, daß er es sey: so unterblieb jenes. Er konnte unmöglich erlangen, was er schon zu besitzen

glaubte: und je älter er ward, desto hartnäckiger und unverschämter ward er, sich in diesem träumerischen Besitze zu behaupten.

Gerade so, dünkt mich, ist es den Franzosen ergangen. Kaum riß Corneille ihr Theater ein wenig aus der Barbarei: so glaubten sie es der Vollkommenheit schon ganz nahe. Racine schien ihnen die letzte Hand angelegt zu haben; und hierauf war gar nicht mehr die Frage (die es zwar auch nie gewesen), ob der tragische Dichter nicht noch pathetischer, oder rührender seyn könne, als Corneille und Racine, sondern dieses ward für unmöglich angenommen, und alle Beeiferung der nachfolgenden Dichter mußte sich darauf einschränken, dem einen oder dem andern so ähnlich zu werden, als möglich. Hundert Jahre haben sie sich selbst, und zum Theil ihre Nachbarn mit, hintergangen: nun komme einer, und sage ihnen das, und höre, was sie antworten!

Von beiden aber ist es Corneille, welcher den meisten Schaden gestiftet, und auf ihre tragischen Dichter den verderblichsten Einfluß gehabt hat. Denn Racine hat nur durch seine Muster verführt; Corneille aber, durch seine Muster und Lehren zugleich.

Diese letzteren besonders, von der ganzen Nation (bis auf einen oder zwei Pedanten, einen Hedelin, einen Dacier, die aber oft selbst nicht wußten, was sie wollten) als Orakelsprüche angenommen, von allen nachherigen Dichtern befolgt:

haben — ich getraue mich, es Stück für Stück zu beweisen — nichts anderes, als das kahlste, wässerigste, untragischste Zeug hervorbringen können.

Die Regeln des Aristoteles sind alle auf die höchste Wirkung der Tragödie kalkulirt. Was macht aber Corneille damit? Er trägt sie falsch und schielend genug vor; und weil er sie doch noch viel zu strenge findet: so sucht er, bei einer nach der andern, quelque modération, quelque favorable interprétation; entkräftet und verstümmelt, deutelt und vereitelt eine jede, — und warum? pour n'être pas obligé de condamner beaucoup de poëmes que nous avons vu réussir sur nos théâtres: um nicht viele Gedichte verwerfen zu dürfen, die auf unseren Bühnen Beifall gefunden. Eine schöne Ursache!

Ich will die Hauptpunkte geschwind berühren. Einige davon habe ich schon berührt; ich muß sie aber, des Zusammenhanges wegen, wiederum mitnehmen.

1. Aristoteles sagt: die Tragödie soll Mitleid und Furcht erregen. — Corneille sagt: o ja, aber wie es kommt; beides zugleich ist eben nicht immer nöthig; wir sind auch mit Einem zufrieden; jetzt einmal Mitleid, ohne Furcht; ein andermal Furcht, ohne Mitleid. Denn wo bliebe ich, ich der große Corneille, sonst mit meinem Rodrigue und meiner Chimene? Die guten Kinder erwecken Mitleid, und sehr großes Mitleid; aber Furcht

wohl schwerlich. Und wiederum: wo bliebe ich sonst mit meiner Cleopatra, mit meinem Prusias, mit meinem Phokas? Wer kann Mitleid mit diesen Nichtswürdigen haben? Aber Furcht erregen sie doch. — So glaubte Corneille: und die Franzosen glaubten es ihm nach.

2. Aristoteles sagt: die Tragödie soll Mitleid und Furcht erregen; beides, versteht sich, durch eine und eben dieselbe Person. — Corneille sagt, wenn es sich so trifft, recht gut. Aber absolut nothwendig ist es eben nicht; und man kann sich gar wohl auch verschiedener Personen bedienen, diese zwei Empfindungen hervorzubringen: so wie Ich in meiner Rodogune gethan habe. — Das hat Corneille gethan: und die Franzosen thun es ihm nach.

3. Aristoteles sagt: durch das Mitleid und die Furcht, welche die Tragödie erweckt, soll unser Mitleid und unsere Furcht, und was diesen anhängig, gereinigt werden. — Corneille weiß davon gar nichts, und bildet sich ein, Aristoteles habe sagen wollen: die Tragödie erwecke unser Mitleid, um unsere Furcht zu erwecken, um durch diese Furcht die Leidenschaften in uns zu reinigen, durch die sich der bemitleidete Gegenstand sein Unglück zugezogen. Ich will von dem Werthe dieser Absicht nicht sprechen: genug, daß es nicht die Aristotelische ist; und daß, da Corneille seinen Tragödieen eine ganz andere Absicht gab, auch nothwendig seine Tragödieen selbst ganz andere Werke werden mußten,

als die waren, von welchen Aristoteles seine Absicht abstrahirt hatte; es mußten Tragödieen werden, welche keine wahren Tragödieen waren. Und das sind nicht allein seine, sondern alle französische Tragödieen geworden; weil ihre Verfasser alle, nicht die Absicht des Aristoteles, sondern die Absicht des Corneille, sich vorsetzten. Ich habe schon gesagt, daß Dacier beide Absichten wollte verbunden wissen; aber auch durch diese bloße Verbindung wird die erstere geschwächt, und die Tragödie muß unter ihrer höchsten Wirkung bleiben. Dazu hatte Dacier, wie ich gezeigt, von der erstern nur einen sehr unvollständigen Begriff, und es war kein Wunder, wenn er sich daher einbildete, daß die französischen Tragödieen seiner Zeit noch eher die erste, als die zweite Absicht erreichten. „Unsere Tragödie," sagt er, „ist, zufolge jener, noch so ziemlich glücklich, Mitleid und Furcht zu erwecken und zu reinigen. Aber diese gelingt ihr nur selten, die doch gleichwohl die wichtigere ist, und sie reinigt die übrigen Leidenschaften nur sehr wenig, oder, da sie gemeiniglich nichts als Liebesintriguen enthält, wenn sie ja eine davon reinigte, so würde es einzig und allein die Liebe seyn, woraus denn klar erhellt, daß ihr Nutzen nur sehr klein ist." *) Gerade um-

---

*) (Poet. d'Arist. Cap. VI. Rem. 8.) Notre Tragédie peut réussir assez dans la première partie, c'est-à-dire, qu'elle peut exciter et purger la terreur et la

gekehrt! Es giebt noch eher französische Tragödieen, welche der zweiten, als welche der ersten Absicht ein Genüge leisten. Ich kenne verschiedene französische Stücke, welche die unglücklichen Folgen irgend einer Leidenschaft recht wohl ins Licht setzen; aus denen man viele gute Lehren, diese Leidenschaft betreffend, ziehen kann: aber ich kenne keins, welches mein Mitleid in dem Grade erregte, in welchem die Tragödie es erregen sollte, in welchem ich, aus verschiedenen griechischen und englischen Stücken gewiß weiß, daß sie es erregen kann. Verschiedene französische Tragödieen sind sehr feine, sehr unterrichtende Werke, die ich alles Lobes werth halte: nur, daß es keine Tragödieen sind. Die Verfasser derselben konnten nicht anders, als sehr gute Köpfe seyn; sie verdienen, zum Theil, unter den Dichtern keinen geringen Rang: nur daß sie keine tragischen Dichter sind; nur daß ihr Corneille und Racine, ihr Crebillon und Voltaire von dem wenig oder gar nichts haben, was den Sophokles zum Sophokles, den Euripides zum Euripides, den Shakespeare zum Shakespeare macht.

---

compassion. Mais elle parvient rarement à la dernière, qui est pourtant la plus utile: elle purge peu les autres passions, ou comme elle roule ordinairement sur des intrigues d'amour, si elle en purgeoit quelqu'une, ce seroit celle-là seule, et par-là il est aise de voir qu'elle ne fait que peu de fruit.

Diese sind selten mit den wesentlichen Forderungen des Aristoteles in Widerspruch: aber jene desto öfter. Denn nur weiter —

No. LXXXII.

Den 12ten Februar 1768.

4. Aristoteles sagt: man muß keinen ganz guten Mann, ohne all' sein Verschulden, in der Tragödie unglücklich werden lassen; denn so etwas sey gräßlich! — Ganz recht, sagt Corneille; „ein solcher Ausgang erweckt mehr Unwillen und Haß gegen den, welcher das Leiden verursacht, als Mitleid für den, welchen es trifft. Jene Empfindung also, welche nicht die eigentliche Wirkung der Tragödie seyn soll, würde, wenn sie nicht sehr fein behandelt wäre, diese ersticken, die doch eigentlich hervorgebracht werden sollte. Der Zuschauer würde mißvergnügt weggehen, weil sich allzuviel Zorn mit dem Mitleiden vermischt, welches ihm gefallen hätte, wenn er es hätte allein mit wegnehmen können. Aber — kommt Corneille hinten nach; denn mit einem Aber muß er nachkommen — aber, wenn diese Ursache wegfällt, wenn es der Dichter so eingerichtet, daß der Tugendhafte, welcher leidet, mehr Mitleid für sich, als Widerwillen gegen den erweckt,

der ihn leiden läßt: alsdann? — O alsdann, sagt Corneille, halte ich dafür, darf man sich gar kein Bedenken machen, auch den tugendhaftesten Mann auf dem Theater im Unglücke zu zeigen."*) — Ich begreife nicht, wie man gegen einen Philosophen so in den Tag hineinschwatzen kann; wie man sich das Ansehn geben kann, ihn zu verstehen, indem man ihn Dinge sagen läßt, an die er nie gedacht hat. Das gänzlich unverschuldete Unglück eines rechtschaffenen Mannes, sagt Aristoteles, ist kein Stoff für das Trauerspiel; denn es ist gräßlich. Aus diesem Denn, aus dieser Ursache, macht Corneille ein Insofern, eine bloße Bedingung, unter welcher es tragisch zu seyn aufhört. Aristoteles sagt: es ist durchaus gräßlich, und eben daher untragisch. Corneille aber sagt: es ist untragisch, insofern es gräßlich ist. Dieses Gräßliche findet Aristoteles in dieser Art des Unglücks selbst; Corneille aber setzt es in den Unwillen, den es gegen den Urheber desselben verursacht. Er sieht nicht, oder will nicht sehen, daß jenes Gräßliche ganz etwas anderes ist, als dieser Unwille; daß, wenn auch dieser ganz wegfällt, jenes doch noch in seinem vollen Maaße vorhanden seyn kann: genug, daß fürs erste mit diesem Quid pro quo verschiedene von seinen Stücken gerechtfertigt scheinen,

*) J'estime qu'il ne faut point faire de difficulté d'exposer sur la scène des hommes très-vertueux.

die er so wenig wider die Regeln des Aristoteles will gemacht haben, daß er vielmehr vermessen genug ist, sich einzubilden, es habe dem Aristoteles bloß an dergleichen Stücken gefehlt, um seine Lehre darnach näher einzuschränken, und verschiedene Manieren daraus zu abstrahiren, wie dessenungeachtet das Unglück des ganz rechtschaffenen Mannes ein tragischer Gegenstand werden könne. En voici, sagt er, deux ou trois manières, que peut-être Aristôte n'a sû prévoir, parce qu'on n'en voyoit pas d'exemples sur les théâtres de son tems. Und von wem sind diese Exempel? Von wem anders, als von ihm selbst? Und welches sind jene zwei oder drei Manieren? Wir wollen geschwind sehen. — „Die erste," sagt er, „ist, wenn ein sehr Tugendhafter durch einen sehr Lasterhaften verfolgt wird, der Gefahr aber entkommt, und so, daß der Lasterhafte sich selbst darin verstrickt, wie es in der Rodogune und im Heraklius geschieht, wo es ganz unerträglich würde gewesen seyn, wenn in dem ersten Stücke Antiochus und Rodogune, und in dem andern Heraklius, Pulcheria und Martian umgekommen wären, Cleopatra und Phokas aber triumphirt hätten. Das Unglück der ersten erweckt ein Mitleid, welches durch den Abscheu, den wir wider ihre Verfolger haben, nicht erstickt wird, weil man beständig hofft, daß sich irgend ein glücklicher Zufall ereignen werde, der sie nicht unterliegen lasse." Das mag Corneille sonst jemand weiß machen, daß

Aristoteles diese Manier nicht gekannt habe! Er hat sie so wohl gekannt, daß er sie, wo nicht gänzlich verworfen, wenigstens mit ausdrücklichen Worten für angemessener der Komödie als Tragödie erklärt hat. Wie war es möglich, daß Corneille dieses vergessen hatte? Aber so geht es Allen, die im voraus ihre Sache zu der Sache der Wahrheit machen. Im Grunde gehört diese Manier auch gar nicht zu dem vorhabenden Falle. Denn nach ihr wird der Tugendhafte nicht unglücklich, sondern befindet sich nur auf dem Wege zum Unglücke; welches gar wohl mitleidige Besorgnisse für ihn erregen kann, ohne gräßlich zu seyn. — Nun die zweite Manier! „Auch kann es sich zutragen, sagt Corneille, daß ein sehr tugendhafter Mann verfolgt wird und auf Befehl eines Andern umkommt, der nicht lasterhaft genug ist, unsern Unwillen allzusehr zu verdienen, indem er in der Verfolgung, die er wider den Tugendhaften betreibt, mehr Schwachheit als Bosheit zeigt. Wenn Felix seinen Eidam Polyeukt umkommen läßt, so ist es nicht aus wüthendem Eifer gegen die Christen, der ihn uns verabscheuungswürdig machen würde, sondern bloß aus kriechender Furchtsamkeit, die sich nicht getrauet, ihn in Gegenwart des Severus zu retten, vor dessen Hasse und Rache er in Sorgen steht. Man faßt also wohl einigen Unwillen gegen ihn, und mißbilligt sein Verfahren; doch überwiegt dieser Unwille nicht das Mitleid, welches wir für den Polyeukt empfinden, und ver-

hindert auch nicht, daß ihn seine wunderbare Bekehrung, zum Schlusse des Stücks, nicht völlig wieder mit den Zuhörern aussöhnen sollte." Tragische Stümper, denke ich, hat es wohl zu allen Zeiten, und selbst in Athen, gegeben. Warum sollte es also dem Aristoteles an einem Stücke von ähnlicher Einrichtung gefehlt haben, um daraus eben so erleuchtet zu werden, als Corneille? Possen! Die furchtsamen, schwankenden, unentschlossenen Charaktere, wie Felix, sind in dergleichen Stücken ein Fehler mehr, und machen sie noch obendrein ihrer Seits kalt und ekelhaft, ohne sie auf der andern Seite im geringsten weniger gräßlich zu machen. Denn, wie gesagt, das Gräßliche liegt nicht in dem Unwillen oder Abscheu, den sie erwecken: sondern in dem Unglücke selbst, das jene unverschuldet trifft; das sie einmal so unverschuldet trifft, als das andere, ihre Verfolger mögen böse oder schwach seyn, mögen mit oder ohne Vorsatz ihnen so hart fallen. Der Gedanke ist an und für sich selbst gräßlich, daß es Menschen geben kann, die ohne alle ihr Verschulden unglücklich sind. Die Heiden hätten diesen gräßlichen Gedanken so weit von sich zu entfernen gesucht, als möglich: und wir wollten ihn nähren? wir wollten uns an Schauspielen vergnügen, die ihn bestätigen? wir? die Religion und Vernunft überzeugt haben sollte, daß er eben so unrichtig, als gotteslästerlich ist? — Das Nämliche würde sicherlich auch gegen die dritte Manier gelten, wenn sie

Corneille nicht selbst näher anzugeben, vergessen hätte.

5. Auch gegen das, was Aristoteles von der Unschicklichkeit eines ganz Lasterhaften zum tragischen Helden sagt, dessen Unglück weder Mitleid noch Furcht erregen könne, bringt Corneille seine Läuterungen bei. Mitleid zwar, gesteht er zu, könne er nicht erregen; aber Furcht allerdings. Denn ob sich schon keiner von den Zuschauern der Laster desselben fähig glaube, und folglich auch desselben ganzes Unglück nicht zu befürchten habe: so könne doch ein jeder irgend eine jenen Lastern ähnliche Unvollkommenheit bei sich hegen, und durch die Furcht vor den zwar proportionirten, aber doch noch immer unglücklichen Folgen derselben, gegen sie auf seiner Hut zu seyn lernen. Doch dieses gründet sich auf den falschen Begriff, welchen Corneille von der Furcht und von der Reinigung der in der Tragödie zu erweckenden Leidenschaften hatte, und widerspricht sich selbst. Denn ich habe schon gezeigt, daß die Erregung des Mitleids von der Erregung der Furcht unzertrennlich ist, und daß der Bösewicht, wenn es möglich wäre, daß er unsere Furcht erregen könnte, auch nothwendig unser Mitleid erregen müßte. Da er aber dieses, wie Corneille selbst zugesteht, nicht kann, so kann er auch jenes nicht, und bleibt gänzlich ungeschickt, die Absicht der Tragödie erreichen zu helfen. Ja Aristoteles hält ihn hierzu noch für ungeschickter, als den ganz

tugendhaften Mann; denn er will ausdrücklich, falls man den Helden aus der mittlern Gattung nicht haben könne, daß man ihn eher besser als schlimmer wählen solle. Die Ursache ist klar: ein Mensch kann sehr gut seyn, und doch noch mehr als Eine Schwachheit haben, mehr als Einen Fehler begehen, wodurch er sich in ein unabsehliches Unglück stürzt, das uns mit Mitleid und Wehmuth erfüllt, ohne im geringsten gräßlich zu seyn, weil es die natürliche Folge seines Fehlers ist. — Was Du Bos*) von dem Gebrauche der lasterhaften Personen in der Tragödie sagt, ist das nicht, was Corneille will. Du Bos will sie nur zu den Nebenrollen erlauben: bloß zu Werkzeugen, die Hauptpersonen weniger schuldig zu machen; bloß zur Abstechung. Corneille aber will das vornehmste Interesse auf ihnen beruhen lassen, so wie in der Rodogune; und das ist es eigentlich, was mit der Absicht der Tragödie streitet, und nicht jenes. Du Bos merkt dabei auch sehr richtig an, daß das Unglück dieser subalternen Bösewichter keinen Eindruck auf uns mache. Kaum, sagt er, daß man den Tod des Narciß im Britanicus bemerkt. Aber also sollte sich der Dichter, auch schon deßwegen, ihrer so viel als möglich enthalten. Denn wenn ihr Unglück die Absicht der Tragödie nicht unmittelbar befördert, wenn sie bloße Hülfsmittel sind, durch

*) Reflexions, T. I. Sect. XV.

die sie der Dichter desto besser mit anderen Personen zu erreichen sucht: so ist es unstreitig, daß das Stück noch besser seyn würde, wenn es die nämliche Wirkung ohne sie hätte. Je simpler eine Maschine ist, je weniger Federn und Räder und Gewichte sie hat: desto vollkommener ist sie.

No. LXXXIII.

Den 16ten Februar 1768.

6. Und endlich, die Mißdeutung der ersten und wesentlichsten Eigenschaften, welche Aristoteles für die Sitten der tragischen Personen fordert! Sie sollen gut seyn, die Sitten. — Gut? sagt Corneille. „Wenn gut hier so viel als tugendhaft heißen soll: so wird es mit den meisten alten und neuen Tragödieen übel aussehen, in welchen schlechte und lasterhafte, wenigstens mit einer Schwachheit, die nächst der Tugend so recht nicht bestehen kann, behaftete Personen genug vorkommen." Besonders ist ihm für seine Cleopatra in der Rodogune bange. Die Güte, welche Aristoteles fordert, will er also durchaus für keine moralische Güte gelten lassen; es muß eine andere Art von Güte seyn, die sich mit dem Moralisch-Bösen eben so wohl verträgt, als mit dem Moralisch-Guten. Gleichwohl

meint Aristoteles schlechterdings eine moralische Güte; nur daß ihm tugendhafte Personen, und Personen, welche in gewissen Umständen tugendhafte Sitten zeigen, nicht einerlei sind. Kurz, Corneille verbindet eine ganz falsche Idee mit dem Worte Sitten, und was die Proäresis ist, durch welche allein, nach unserm Weltweisen, freie Handlungen zu guten oder bösen Sitten werden, hat er gar nicht verstanden. Ich kann mich jetzt nicht in einen weitläuftigen Beweis einlassen; er läßt sich nur durch den Zusammenhang, durch die syllogistische Folge aller Ideen des griechischen Kunstrichters, einleuchtend genug führen. Ich verspare ihn daher auf eine andere Gelegenheit, da es bei dieser ohnedies nur darauf ankommt, zu zeigen, was für einen unglücklichen Ausweg Corneille, bei Verfehlung des richtigen Weges, ergriffen habe. Dieser Ausweg lief dahin: daß Aristoteles unter der Güte der Sitten den glänzenden und erhabenen Charakter irgend einer tugendhaften oder strafbaren Neigung verstehe, so wie sie der eingeführten Person entweder eigenthümlich zukomme, oder ihr schicklich beigelegt werden könne: le caractère brillant et élevé d'une habitude vertueuse ou criminelle, selon qu'elle est propre et convenable à la personne qu'on introduit. „Cleopatra in der Rodogune," sagt er, „ist äußerst böse; da ist kein Meuchelmord, vor dem sie sich scheue, wenn er sie nur auf dem Throne zu erhalten vermag, den sie allem in der Welt vor=

zieht: so heftig ist ihre Herrschsucht. Aber alle ihre Verbrechen sind mit einer gewissen Größe der Seele verbunden, die so etwas Erhabenes hat, daß man, indem man ihre Handlungen verdammt, doch die Quelle, woraus sie entspringen, bewundern muß. Eben dieses getraue ich mir von dem Lügner zu sagen. Das Lügen ist unstreitig eine lasterhafte Angewohnheit; allein Dorant bringt seine Lügen mit einer solchen Gegenwart des Geistes, mit so vieler Lebhaftigkeit vor, daß diese Unvollkommenheit ihm ordentlich wohl läßt, und die Zuschauer gestehen müssen, daß die Gabe, so zu lügen, ein Laster sey, dessen kein Dummkopf fähig ist." — Wahrlich, einen verderblichern Einfall hätte Corneille nicht haben können! Befolgen ihn in der Ausführung, und es ist um alle Wahrheit, um alle Täuschung, um allen sittlichen Nutzen der Tragödie gethan! Denn die Tugend, die immer bescheiden und einfältig ist, wird durch jenen glänzenden Charakter eitel und romantisch; das Laster aber mit einem Firniß überzogen, der uns überall blendet, wir mögen es aus einem Gesichtspunkte nehmen, aus welchem wir wollen. Thorheit, bloß durch die unglücklichen Folgen von dem Laster abschrecken wollen, indem man die innere Häßlichkeit desselben verbirgt! Die Folgen sind zufällig; und die Erfahrung lehrt, daß sie eben so oft glücklich als unglücklich fallen. Dieses bezieht sich auf die Reinigung der Leidenschaften, wie sie Corneille sich dachte. Wie ich mir sie vorstelle,

wie sie Aristoteles gelehrt hat, ist sie vollends nicht mit jenem trügerischen Glanze zu verbinden. Die falsche Folie, die so dem Laster untergelegt wird, macht, daß ich Vollkommenheiten erkenne, wo keine sind; macht, daß ich Mitleiden habe, wo ich keins haben sollte. — Zwar hat schon Dacier dieser Erklärung widersprochen, aber aus untriftigeren Gründen; und es fehlt nicht viel, daß die, welche er mit dem Pater Le Bossu dafür annimmt, nicht eben so nachtheilig ist, wenigstens den poetischen Vollkommenheiten des Stücks eben so nachtheilig werden kann. Er meint nämlich, „die Sitten sollen gut seyn," heiße nichts mehr als, sie sollen gut ausgedrückt seyn, qu'elles soient bien marquées. Das ist allerdings eine Regel, die, richtig verstanden, an ihrer Stelle, aller Aufmerksamkeit des dramatischen Dichters würdig ist. Aber wenn es die französischen Muster nur nicht bewiesen, daß man, „gut ausdrücken" für stark ausdrücken genommen hätte. Man hat den Ausdruck überladen, man hat Druck auf Druck gesetzt, bis aus charakterisirten Personen, personificirte Charaktere; aus lasterhaften oder tugendhaften Menschen, hagere Gerippe von Lastern und Tugenden geworden sind. —

Hier will ich diese Materie abbrechen. Wer ihr gewachsen ist, mag die Anwendung auf unsern Richard selbst machen.

Vom Herzog Michel, welcher auf den Richard folgte, brauche ich wohl nichts zu sagen. Auf welchem

Theater wird er nicht gespielt, und wer hat ihn nicht gesehen oder gelesen? Krüger hat indeß das wenigste Verdienst davon; denn er ist ganz aus einer Erzählung in den Bremischen Beiträgen genommen. Die vielen guten satyrischen Züge, die er enthält, gehören jenem Dichter, so wie der ganze Verfolg der Fabel. Krügern gehört nichts, als die dramatische Form. Doch hat wirklich unsere Bühne an Krügern viel verloren. Er hatte Talent zum Niedrig-Komischen, wie seine Candidaten beweisen. Wo er aber rührend und edel seyn will, ist er frostig und affektirt. Herr Löwen hat seine Schriften gesammelt, unter welchen man jedoch die Geistlichen auf dem Lande vermißt. Dieses war der erste dramatische Versuch, welchen Krüger wagte, als er noch auf dem grauen Kloster zu Berlin studirte.

Den neun und vierzigsten Abend (Donnerstags, den 23sten Julius) ward das Lustspiel des Herrn von Voltaire, die Frau, die Recht hat, gespielt, und zum Beschlusse des l'Affichard: Ist er von Familie?*) wiederholt.

Die Frau, die Recht hat, ist eins von den Stücken, welche Herr von Voltaire für sein Haustheater gemacht hat. Dafür war es nun auch gut genug. Es ist schon 1758 zu Carouge gespielt worden, aber noch nicht zu Paris, so viel ich weiß. Nicht, als ob sie da seit der Zeit keine schlechteren

*) S. den 17ten Abend, Erster Theil, S. 126.

Stücke gespielt hätten — denn dafür haben die Marins und Le Brets wohl gesorgt; — sondern weil — ich weiß selbst nicht. Denn ich wenigstens möchte doch noch lieber einen großen Mann in seinem Schlafrocke und seiner Nachtmütze, als einen Stümper in seinem Feierkleide sehen.

Charaktere und Interesse hat das Stück nicht; aber verschiedene Situationen, die komisch genug sind. Zwar ist auch das Komische aus dem allergemeinsten Fache, da es sich auf nichts als aufs Inkognito, auf Verkennung und Mißverständnisse gründet. Doch die Lacher sind nicht ekel; am wenigsten würden es unsere deutschen Lacher seyn, wenn ihnen das Fremde der Sitten und die elende Übersetzung das mot pour rire nur nicht meistens so unverständlich machte.

Den funfzigsten Abend (Freitags, den 24sten Julius) ward Gresset's Sidney wiederholt. Den Beschluß machte der sehende Blinde.

Dieses kleine Stück ist von Le Grand, und auch nicht von ihm. Denn er hat Titel und Intrigue und alles einem alten Stücke des de Brosse abgeborgt. Ein Offizier, schon etwas bei Jahren, will eine junge Wittwe heirathen, in die er verliebt ist, als er Ordre bekommt, sich zur Armee zu verfügen. Er verläßt seine Versprochene mit den wechselseitigen Versicherungen der aufrichtigsten Zärtlichkeit. Kaum aber ist er weg, so nimmt die Wittwe die Aufwartungen des Sohnes von diesem Offiziere an. Die

Tochter desselben macht sich gleichergestalt die Abwesenheit ihres Vaters zu Nutze, und nimmt einen jungen Menschen, den sie liebt, im Hause auf. Diese doppelte Intrigue wird dem Vater gemeldet, der, um sich selbst davon zu überzeugen, ihnen schreiben läßt, daß er sein Gesicht verloren habe. Die List gelingt; er kommt wieder nach Paris, und mit Hülfe eines Bedienten, der um den Betrug weiß, sieht er alles, was in seinem Hause vorgeht. Die Entwickelung läßt sich errathen; da der Offizier an der Unbeständigkeit der Wittwe nicht länger zweifeln kann, so erlaubt er seinem Sohne, sie zu heirathen, und der Tochter giebt er die nämliche Erlaubniß, sich mit ihrem Geliebten zu verbinden. Die Scene zwischen der Wittwe und dem Sohne des Offiziers, in Gegenwart des Letztern, haben viel Komisches; die Wittwe versichert, daß ihr der Zufall des Offiziers sehr nahe gehe, daß sie ihn aber darum nicht weniger liebe: und zugleich giebt sie seinem Sohn, ihrem Liebhaber, einen Wink mit den Augen, oder bezeigt ihm sonst ihre Zärtlichkeit durch Geberden. Das ist der Inhalt des alten Stücks von de Brosse,*) und ist auch der Inhalt von dem neuen Stücke des Le Grand. Nur daß in diesem die Intrigue mit der Tochter weggeblieben ist, um jene fünf Akte desto leichter in Einen zu bringen. Aus dem Vater ist ein Onkel geworden und was sonst dergleichen kleine

*) Hist. du Th. Fr. Tome VII. p. 226.

Veränderungen mehr sind. Es mag endlich entstanden seyn, wie es will; genug, es gefällt sehr. Die Übersetzung ist in Versen, und vielleicht eine von den besten, die wir haben; sie ist wenigstens sehr fließend, und hat viele drollige Zeilen.

No. LXXXIV.

Den 16ten Februar 1768.

Den ein und funfzigsten Abend (Montags, den 27sten Julius) ward der Hausvater des Herrn Diderot aufgeführt.

Da dieses vortreffliche Stück, welches den Franzosen nur so so gefällt, — wenigstens hat es mit Mühe und Noth kaum ein- oder zweimal auf dem Pariser Theater erscheinen dürfen, — sich, allem Ansehn nach, lange, sehr lange, und warum nicht immer? auf unseren Bühnen erhalten wird; da es auch hier nicht oft genug wird können gespielt werden: so hoffe ich, Raum und Gelegenheit genug zu haben, alles auszukramen, was ich sowohl über das Stück selbst, als über das ganze dramatische System des Verfassers von Zeit zu Zeit angemerkt habe.

Ich hole recht weit aus. — Nicht erst mit dem natürlichen Sohne, in den beigefügten Unterredun-

gen, welche zusammen im Jahre 1757 herauskamen, hat Diderot sein Mißvergnügen mit dem Theater seiner Nation geäußert. Bereits verschiedene Jahre vorher ließ er es sich merken, daß er die hohen Begriffe gar nicht davon habe, mit welchen sich seine Landsleute täuschen, und Europa sich von ihnen täuschen lassen. Aber er that es in einem Buche, in welchem man freilich dergleichen Dinge nicht sucht, in einem Buche, in welchem der persiflirende Ton so herrscht, daß den meisten Lesern auch das, was guter gesunder Verstand darin ist, nichts als Posse und Höhnerei zu seyn scheint. Ohne Zweifel hatte Diderot seine Ursachen, warum er mit seiner Herzensmeinung lieber erst in einem solchen Buche hervorkommen wollte: ein kluger Mann sagt öfters erst mit Lachen, was er hernach im Ernste wiederholen will.

Dieses Buch heißt Les Bijoux indiscrets, und Diderot will es jetzt durchaus nicht geschrieben haben. Daran thut Diderot auch sehr wohl; aber doch hat er es geschrieben, und muß es geschrieben haben, wenn er nicht ein Plagiarius seyn will. Auch ist es gewiß, daß nur ein solcher junger Mann dieses Buch schreiben konnte, der sich einmal schämen würde, es geschrieben zu haben.

Es ist eben so gut, wenn die wenigsten von meinen Lesern dieses Buch kennen. Ich will mich auch wohl hüten, es ihnen weiter bekannt zu machen, als es hier in meinen Kram dient. —

Ein Kaiser — was weiß ich, wo und welcher? — hatte mit einem gewissen magischen Ringe gewisse Kleinode so viel häßliches Zeug schwatzen lassen, daß seine Favoritin durchaus nichts mehr davon hören wollte. Sie hätte lieber gar mit ihrem ganzen Geschlechte darüber brechen mögen; wenigstens nahm sie sich auf die ersten vierzehn Tage vor, ihren Umgang einzig auf des Sultans Majestät und ein Paar witzige Köpfe einzuschränken. Diese waren, Selim und Riccaric: Selim, ein Hofmann, und Riccaric, ein Mitglied der kaiserlichen Akademie, ein Mann, der das Alterthum studirt hatte, und ein großer Verehrer desselben war, doch ohne Pedant zu seyn. Mit diesen unterhält sich die Favoritin einsmals, und das Gespräch fällt auf den elenden Ton der akademischen Reden, über den sich niemand mehr ereifert, als der Sultan selbst, weil es ihn verdrießt, sich nur immer auf Unkosten seines Vaters und seiner Vorfahren darin loben zu hören, und er wohl voraussieht, daß die Akademie eben so auch seinen Ruhm einmal dem Ruhme seiner Nachfolger aufopfern werde. Selim, als Hofmann, war dem Sultan in allem beigefallen; und so spinnt sich die Unterredung über das Theater an, die ich meinen Lesern hier ganz mittheile.

„Ich glaube, Sie irren sich, mein Herr," antwortete Riccaric dem Selim. „Die Akademie ist noch jetzt das Heiligthum des guten Geschmacks, und ihre schönsten Tage haben weder Weltweise

noch Dichter aufzuweisen, denen wir nicht andere aus unserer Zeit entgegensetzen könnten. Unser Theater ward für das erste Theater in ganz Afrika gehalten, und wird noch dafür gehalten. Welch ein Werk ist nicht der Tamerlan des Tuxigraphe! Es verbindet das Pathetische des Eurisope mit dem Erhabenen des Azophe. Es ist das klare Alterthum!"

„Ich habe," sagte die Favoritin, „die erste Vorstellung des Tamerlan gesehen, und gleichfalls den Faden des Stücks sehr richtig geführt, den Dialog sehr zierlich und das Anständige sehr wohlbeobachtet gefunden."

„Welcher Unterschied, Madame," unterbrach sie Riccaric, „zwischen einem Verfasser, wie Tuxigraphe, der sich durch Lesung der Alten genährt, und dem größesten Theile unserer Neueren!"

„Aber diese Neueren," sagte Selim, „die Sie hier so wacker über die Klinge springen lassen, sind doch bei weitem so verächtlich nicht, als Sie vorgeben. Oder wie? finden Sie kein Genie, keine Erfindung, kein Feuer, keine Charaktere, keine Schilderungen, keine Tiraden bei ihnen? Was bekümmere ich mich um Regeln, wenn man mir nur Vergnügen macht? Es sind wahrlich nicht die Bemerkungen des weisen Almudir und des gelehrten Abdaldok, noch die Dichtkunst des scharfsinnigen Facardin, die ich alle nicht gelesen habe, welche es machen, daß ich die Stücke des Abulcazem,

des Mouhardar, des Albakukre, und so vieler anderen Sarazenen bewundere! Giebt es denn auch eine andere Regel, als die Nachahmung der Natur? Und haben wir nicht eben die Augen, mit welchen diese sie studirten?"

„Die Natur," antwortete Riccaric, „zeigt sich uns alle Augenblicke in verschiedenen Gestalten. Alle sind wahr, aber nicht alle sind gleich schön. Eine gute Wahl darunter zu treffen, das müssen wir aus den Werken lernen, von welchen Sie eben nicht viel zu halten scheinen. Es sind die gesammelten Erfahrungen, welche ihre Verfasser und deren Vorgänger gemacht haben. Man mag ein noch so vortrefflicher Kopf seyn, so erlangt man doch nur seine Einsichten eine nach der andern; und ein einzelner Mensch schmeichelt sich vergebens, in dem kurzen Raume seines Lebens alles selbst zu bemerken, was in so vielen Jahrhunderten vor ihm entdeckt worden. Sonst ließe sich behaupten, daß eine Wissenschaft ihren Ursprung, ihren Fortgang, und ihre Vollkommenheit einem einzigen Geiste zu verdanken haben könne; welches doch wider alle Erfahrung ist."

„Hieraus, mein Herr," antwortete ihm Selim, „folgt weiter nichts, als daß die Neueren, welche sich alle ihre Schätze zu Nutze machen können, die bis auf ihre Zeit gesammelt worden, reicher seyn müssen, als die Alten: oder, wenn ihnen diese Vergleichung nicht gefällt, daß sie auf den Schultern dieser Kolossen, auf die sie gestiegen, noth-

wendig müssen weiter sehen können, als diese selbst. Was ist auch, in der That, ihre Naturlehre, ihre Astronomie, ihre Schiffskunst, ihre Mechanik, ihre Rechenlehre, in Vergleichung mit unseren? Warum sollten wir ihnen also in der Beredsamkeit und Poesie nicht eben sowohl überlegen seyn?"

„Selim," versetzte die Sultane, „der Unterschied ist groß, und Riccaric kann Ihnen die Ursachen davon ein andermal erklären. Er mag Ihnen sagen, warum unsere Tragödieen schlechter sind, als die der Alten; aber daß sie es sind, kann ich leicht selbst auf mich nehmen, Ihnen zu beweisen. Ich will Ihnen nicht Schuld geben, fuhr sie fort, daß Sie die Alten nicht gelesen haben. Sie haben sich um zu viele schöne Kenntnisse beworben, als daß Ihnen das Theater der Alten unbekannt seyn sollte. Nun setzen Sie gewisse Ideen, die sich auf ihre Gebräuche, auf ihre Sitten, auf ihre Religion beziehen, und die Ihnen nur deßwegen anstößig sind, weil sich die Umstände geändert haben, bei Seite, und sagen Sie mir, ob ihr Stoff nicht immer edel, wohlgewählt und interessant ist? ob sich die Handlung nicht gleichwohl von selbst einleitet? ob der simple Dialog dem Natürlichen nicht sehr nahe kommt? ob die Entwickelungen im geringsten gezwungen sind? ob sich das Interesse wohl theilt, und die Handlungen mit Episoden überladen sind? Versetzen Sie sich in Gedanken in die Insel Alindala; untersuchen Sie alles, was da vorging, hö-

ren Sie alles, was von dem Augenblicke an, als der junge Ibrahim und der verschlagene Forfantk aus Licht stiegen, da gesagt ward; nähern Sie sich der Höhle des unglücklichen Polipsile; verlieren Sie kein Wort von seinen Klagen, und sagen Sie mir, ob das Geringste vorkommt, was Sie in der Täuschung stören könnte? Nennen Sie mir ein einziges neueres Stück, welches die nämliche Prüfung aushalten, welches auf den nämlichen Grad der Vollkommenheit Anspruch machen kann: und Sie sollen gewonnen haben."

„Beim Brama! rief der Sultan, und gähnte; Madame hat uns da eine vortreffliche akademische Vorlesung gehalten!"

„Ich verstehe die Regeln nicht, fuhr die Favoritin fort, und noch weniger die gelehrten Worte, in welchen man sie abgefaßt hat. Aber ich weiß, daß nur das Wahre gefällt und rührt. Ich weiß auch, daß die Vollkommenheit eines Schauspiels in der so genauen Nachahmung einer Handlung besteht, daß der ohne Unterbrechung betrogene Zuschauer bei der Handlung selbst gegenwärtig zu seyn glaubt. Findet sich aber in den Tragödieen, die Sie uns so rühmen, nur das Geringste, was diesem ähnlich sähe?"

No. LXXXV.

Den 23sten Februar 1768.

„Wollen Sie den Verlauf darin loben? Er ist meistens zu vielfach und verwickelt, daß es ein Wunder seyn würde, wenn wirklich so viele Dinge in so kurzer Zeit geschehen wären. Der Untergang oder die Erhaltung eines Reichs, die Heirath einer Prinzessin, der Fall eines Prinzen, alles das geschieht so geschwind, wie man eine Hand umwendet. Kommt es auf eine Verschwörung an? im ersten Akte wird sie entworfen; im zweiten ist sie beisammen; im dritten werden alle Maaßregeln genommen, alle Hindernisse gehoben, und die Verschworenen halten sich fertig; mit nächstem wird es einen Aufstand setzen, wird es zum Treffen kommen, wohl gar zu einer förmlichen Schlacht. Und das alles nennen Sie gut geführt, interessant, warm, wahrscheinlich? Ihnen kann ich nun so etwas am wenigsten vergeben, der Sie wissen, wie viel es oft kostet, die allerelendeste Intrigue zu Stande zu bringen, und wie viel Zeit bei der kleinsten politischen Angelegenheit auf Einleitungen, auf Besprechungen und Berathschlagungen geht."

„Es ist wahr, Madame, antwortete Selim, unsere Stücke sind ein wenig überladen; aber das ist ein nothwendiges Übel; ohne Hülfe der Episoden würden wir uns vor Frost nicht zu lassen wissen."

„Das ist: um der Nachahmung einer Handlung Feuer und Geist zu geben, muß man die Handlung weder so vorstellen, wie sie ist, noch so, wie sie seyn sollte. Kann etwas Lächerlicheres gedacht werden? Schwerlich wohl; es wäre denn etwa dieses, daß man die Geigen ein lebhaftes Stück, eine muntere Sonate, spielen läßt, während daß die Zuhörer um den Prinzen bekümmert seyn sollen, der auf dem Punkt ist, seine Geliebte, seinen Thron und sein Leben zu verlieren."

„Madame, sagte Mongogul, Sie haben vollkommen Recht; traurige Arien müßte man indeß spielen, und ich will Ihnen gleich einige bestellen gehen. Hiermit stand er auf, und ging hinaus, und Selim, Riccaric und die Favoritin setzten die Unterredung unter sich fort."

„Wenigstens, Madame, erwiederte Selim, werden Sie nicht leugnen, daß, wenn die Episoden uns aus der Täuschung herausbringen, der Dialog uns wieder hineinsetzt. Ich wüßte nicht, wer das besser verstände, als unsere tragischen Dichter."

„Nun, so versteht es durchaus niemand, antwortete Mirzoza. Das Gesuchte, das Witzige, das Spielende, das darin herrscht, ist tausend und tausend Meilen von der Natur entfernt. Umsonst sucht sich der Verfasser zu verstecken; er entgeht meinen Augen nicht, und ich erblicke ihn unaufhörlich hinter seinen Personen. Cinna, Sertorius, Maximus, Ämilia, sind alle Augenblicke das Sprachrohr des Cor=

neille. So spricht man bei unseren alten Saraze-nen nicht mit einander. Herr Riccaric kann Ihnen, wenn Sie wollen, einige Stellen daraus übersetzen; und Sie werden die bloße Natur hören, die sich durch den Mund derselben ausdrückt. Ich möchte gar zu gern zu den Neueren sagen: „Meine Herren, anstatt daß ihr euren Personen bei aller Gelegenheit Witz gebt, so sucht sie doch lieber in Umstände zu setzen, die ihnen welchen geben."

„Nach dem zu urtheilen, was Madame von dem Verlaufe und dem Dialoge unserer dramatischen Stücke gesagt hat, scheint es wohl nicht, sagte Se-lim, daß sie den Entwickelungen wird Gnade wi-derfahren lassen."

„Nein, gewiß nicht, versetzte die Favoritin: es giebt hundert schlechte für eine gute. Die eine ist nicht vorbereitet; die andere ereignet sich durch ein Wunder. Weiß der Verfasser nicht, was er mit einer andern Person, die er von Scene zu Scene ganze fünf Akte durchgeschleppt hat, anfangen soll: geschwind fertigt er sie mit einem guten Dolchstoße ab; die ganze Welt fängt an zu weinen, und ich, ich lache, als ob ich toll wäre. Hernach, hat man wohl jemals so gesprochen, wie wir deklamiren? Pflegen die Prinzen und Könige wohl anders zu ge-hen, als sonst ein Mensch, der gut geht? Gesti-kuliren sie wohl jemals wie Besessene und Rasende? Und wenn Prinzessinnen sprechen, sprechen sie wohl in so einem heulenden Tone? Man nimmt durch-

gängig an, daß wir die Tragödie zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht haben; und ich, meines Theils, halte es fast für erwiesen, daß von allen Gattungen der Litteratur, auf die sich die Afrikaner in den letzten Jahrhunderten gelegt haben, gerade diese die unvollkommenste geblieben ist."

„Eben hier war die Favoritin mit dem Ausfalle gegen unsere theatralischen Werke, als Mongogul wieder hereinkam. Madame, sagte er, Sie werden mir einen Gefallen erweisen, wenn Sie fortfahren; Sie sehen, ich verstehe mich darauf, eine Dichtkunst abzukürzen, wenn ich sie zu lang finde."

„Lassen Sie uns, fuhr die Favoritin fort, einmal annehmen, es käme einer ganz frisch aus Angote, der in seinem Leben von keinem Schauspiele etwas gehört hätte; dem es aber weder an Verstande, noch an Welt fehle; der ungefähr wisse, was an einem Hofe vorgehe; der mit den Anschlägen der Höflinge, mit der Eifersucht der Minister, mit den Hexereien der Weiber nicht ganz unbekannt wäre, und zu dem ich im Vertrauen sagte: „Mein Freund, es äußern sich im Seraglio schreckliche Bewegungen. Der Fürst, der mit seinem Sohne mißvergnügt ist, weil er ihn im Verdacht hat, daß er die Manimonbande liebt, ist ein Mann, den ich für fähig halte, an beiden die grausamste Rache zu üben. Diese Sache muß, allem Ansehn nach, sehr traurige Folgen haben. Wenn Sie wollen, so will ich machen, daß Sie von allem, was vorgeht, Zeuge

seyn können." Er nimmt mein Anerbieten an, und ich führe ihn in eine mit Gitterwerk vermachte Loge, aus der er das Theater sieht, welches er für den Pallast des Sultans hält. Glauben Sie wohl, daß trotz allem Ernste, in dem ich mich zu erhalten bemühete, die Täuschung dieses Fremden einen Augenblick dauern könnte? Müssen Sie nicht vielmehr gestehen, daß er, bei dem steifen Gange der Akteurs, bei ihrer wunderlichen Tracht, bei ihren ausschweifenden Geberden, bei dem seltsamen Nachdrucke ihrer gereimten, abgemessenen Sprache, bei tausend anderen Ungereimtheiten, die ihm auffallen würden, gleich in der ersten Scene mir ins Gesicht lachen und gerade heraus sagen würde, daß ich ihn entweder zum Besten haben wollte, oder daß der Fürst mit seinem Hofe nicht wohl bei Sinnen seyn müßte."

„Ich bekenne, sagte Selim, daß mich dieser angenommene Fall verlegen macht; aber könnte man Ihnen nicht zu bedenken geben, daß wir in das Schauspiel gehen, mit der Überzeugung, der Nachahmung einer Handlung, nicht aber der Handlung selbst beizuwohnen?"

„Und sollte denn diese Überzeugung verwehren, erwiederte Mirzoza, die Handlung auf die allernatürlichste Art vorzustellen?" —

Hier kommt das Gespräch nach und nach auf andere Dinge, die uns nichts angehen. Wir wenden uns also wieder, zu sehen, was wir gelesen haben. Den klaren lautern Diderot! Aber alle diese

Wahrheiten waren damals in den Wind gesagt. Sie erregten eher keine Empfindung in dem französischen Publikum, als bis sie mit allem didaktischen Ernste wiederholt, und mit Proben begleitet wurden, in welchen sich der Verfasser von einigen der gerügten Mängel zu entfernen und den Weg der Natur und Täuschung besser einzuschlagen, bemühet hatte. – Nun war es klar, warum Diderot das Theater seiner Nation auf dem Gipfel der Vollkommenheit nicht sah, auf dem wir es durchaus glauben sollen; warum er so viel Fehler in den gepriesenen Meisterstücken desselben fand; bloß und allein, um seinen Stücken Platz zu schaffen. Er mußte die Methode seiner Vorgänger verschrieen haben, weil er empfand, daß in Befolgung der nämlichen Methode, er unendlich unter ihnen bleiben würde. Er mußte ein elender Charlatan seyn, der allen fremden Theriak verachtet, damit kein Mensch andern, als seinen kaufe. Und so fielen die Palissots über seine Stücke her.

Allerdings hatte er ihnen auch in seinem natürlichen Sohne manche Blöße gegeben. Dieser erste Versuch ist bei weitem das nicht, was der Hausvater ist. Zu viel Einförmigkeit in den Charakteren, das Romantische in diesen Charakteren selbst, ein steifer kostbarer Dialog, ein pedantisches Geklingel von neumodisch-philosophischen Sentenzen: alles das machte den Tadlern leichtes Spiel. Besonders zog die feierliche Theresia (oder Constantia, wie sie in

dem Originale heißt), die so philosophisch selbst auf die Freierei geht, die mit einem Manne, der sie nicht mag, so weise von tugendhaften Kindern spricht, die sie mit ihm zu erzielen gedenkt, die Lacher auf ihre Seite. Auch kann man nicht leugnen, daß die Einkleidung, welche Diderot den beigefügten Unterredungen gab, daß der Ton, den er darin annahm, ein wenig eitel und pompös war; daß verschiedene Anmerkungen als ganz neue Entdeckungen darin vorgetragen wurden, die doch nicht neu und dem Verfasser nicht eigen waren; daß andere Anmerkungen die Gründlichkeit nicht hatten, die sie in dem blendenden Vortrage zu haben scheinen.

No. LXXXVI.

Den 26sten Februar 1768.

Zum Exempel, Diderot behauptete,*) daß es in der menschlichen Natur aufs höchste nur ein Dutzend wirklich komische Charaktere gäbe, die großer Züge fähig wären; und daß die kleinen Verschiedenheiten unter den menschlichen Charakteren nicht so glücklich bearbeitet werden könnten, als die rei-

*) S. die Unterredungen hinter dem natürlichen Sohne, S. 322. 23. d. Übers.

nen unvermischten Charaktere. Er schlug daher vor, nicht mehr die Charaktere, sondern die Stände auf die Bühne zu bringen; und wollte die Bearbeitung dieser, zu dem besondern Geschäfte der ernsthaften Komödie machen. „Bisher," sagt er, „ist in der Komödie der Charakter das Hauptwerk gewesen; und der Stand war nur etwas Zufälliges: nun aber muß der Stand das Hauptwerk, und der Charakter das Zufällige werden. Aus dem Charakter zog man die ganze Intrigue: man suchte durchgängig die Umstände, in welchen er sich am besten äußert, und verband diese Umstände unter einander. Künftig muß der Stand, müssen die Pflichten, die Vortheile, die Unbequemlichkeiten desselben zur Grundlage des Werkes dienen. Diese Quelle scheint mir weit ergiebiger, von weit größerm Umfange, von weit größerm Nutzen, als die Quelle der Charaktere. War der Charakter nur ein wenig übertrieben, so konnte der Zuschauer zu sich selbst sagen: das bin ich nicht. Das aber kann er unmöglich leugnen, daß der Stand, den man spielt, sein Stand ist; seine Pflichten kann er unmöglich verkennen. Er muß das, was er hört, nothwendig auf sich anwenden."

Was Palissot hierwider erinnert,*) ist nicht ohne Grund. Er leugnet es, daß die Natur so arm an ursprünglichen Charakteren sey, daß sie die ko-

---

*) Petites Lettres sur de grands philosophes. Lettr. II.

mischen Dichter bereits sollten erschöpft haben. Moliere sah noch genug Charaktere vor sich und glaubte kaum den allerkleinsten Theil von denen behandelt zu haben, die er behandeln könne. Die Stelle, in welcher er verschiedene derselben in der Geschwindigkeit entwirft, ist so merkwürdig, als lehrreich, indem sie vermuthen läßt, daß der Misantrop schwerlich sein Non plus ultra in dem hohen Komischen dürfte geblieben seyn, wenn er länger gelebt hätte.*)

---

*) (Impromptu de Versailles, Sc. 2.) Eh! mon pauvre Marquis, nous lui (à Molière) fournirons toujours assez de matière, et nous ne prenons guères le chemin de nous rendre sages par tout ce qu'il fait et tout ce qu'il dit. Crois-tu qu'il ait epuisé dans ses Comédies tous les ridicules des hommes, et sans sortir de la Cour, n'a-t-il pas encore vingt charactères de gens, où il n'a pas touché? N'a-t-il pas, par exemple, ceux qui se font les plus grandes amitiés du monde, et qui, le dos tourné, font galanterie de se déchirer l'un l'autre? N'a-t-il pas ces adulateurs à outrance, ces flatteurs insipides, qui n'assaisonnent d'aucun sel les louanges qu'il donnent, et dont toutes les flatteries ont une douceur fade qui fait mal au coeur et à ceux qui les écoutent? N'a-t-il pas ces lâches courtisans de la faveur, ces perfides adorateurs de la fortune qui vous encensent dans la prosperité, et vous accablent dans la disgrace? N'a-t-il pas ceux qui sont toujours mécontens de la Cour, ces suivans inutiles, ces incommodes assidus, ces gens, dis-je, qui pour services ne peuvent compter que des importunités, et qui veulent qu'on les récompense

Palissot selbst ist nicht unglücklich, einige neue Charaktere von seiner eigenen Bemerkung beizufügen: den dummen Mäcen, mit seinen kriechenden Clienten; den Mann, an seiner unrechten Stelle; den Arglistigen, dessen ausgekünstelte Anschläge immer gegen die Einfalt eines treuherzigen Biedermanns scheitern; den Scheinphilosophen; den Sonderling, den Destouches verfehlt habe; den Heuchler mit gesellschaftlichen Tugenden, da der Religionsheuchler ziemlich aus der Mode sey. — Das sind wahrlich nicht gemeine Aussichten, die sich einem Auge, das gut in die Ferne trägt, bis ins Unendliche erweitern. Da ist noch Ernte genug für die wenigen Schnitter, die sich daran wagen dürfen!

Und wenn auch, sagt Palissot, der komischen Charaktere wirklich so wenige, und diese wenigen wirklich alle schon bearbeitet wären: würden die Stände denn dieser Verlegenheit abhelfen? Man wähle einmal einen, z. B. den Stand des Richters. Werde ich ihm denn, dem Richter, nicht einen Charakter geben müssen? Wird er nicht traurig oder

---

d'avoir obsédé le Prince dix ans durant? N'a-t-il pas ceux qui caressent également tout le monde, qui promenent leurs civilités, à droite, à gauche, et courent à tous ceux qu'ils voyent avec les mêmes embrassades, et les mêmes protestations d'amitié? — — Va, va, Marquis, Molière aura toujours plus de sujets qu'il n'en voudra, et tout ce qu'il a touché n'est que bagatelle au prix de ce qui reste.

lustig, ernsthaft oder leichtsinnig, leutselig oder stürmisch seyn müssen? Wird es nicht bloß dieser Charakter seyn, der ihn aus der Klasse metaphysischer Abstrakte heraushebt und eine wirkliche Person aus ihm macht? wird nicht folglich die Grundlage der Intrigue und die Moral des Stücks wiederum auf dem Charakter beruhen? Wird nicht folglich wiederum der Stand nur das Zufällige seyn?

Zwar könnte Diderot hierauf antworten: Freilich muß die Person, welche ich mit dem Stande bekleide, auch ihren individuellen moralischen Charakter haben; aber ich will, daß es ein solcher seyn soll, der mit den Pflichten und Verhältnissen des Standes nicht streitet, sondern aufs beste harmonirt. Also, wenn diese Person ein Richter ist, so steht es mir nicht frei, ob ich ihn ernsthaft oder leichtsinnig, leutselig oder stürmisch machen will: er muß nothwendig ernsthaft oder leutselig seyn, und jedesmal es in dem Grade seyn, den das vorhabende Geschäft erfordert.

Dieses, sage ich, könnte Diderot antworten: aber zugleich hätte er sich einer andern Klippe genähert; nämlich der Klippe der vollkommenen Charaktere. Die Personen seiner Stände würden nie etwas anderes thun, als was sie nach Pflicht und Gewissen thun müßten; sie würden handeln völlig, wie es im Buche steht. Erwarten wir das in der Komödie? Können dergleichen Vorstellungen an-

ziehend genug werden? Wird der Nutzen, den wir davon hoffen dürfen, groß genug seyn, daß es sich der Mühe verlohnt, eine neue Gattung dafür festzusetzen, und für diese eine eigene Dichtkunst zu schreiben?

Die Klippe der vollkommenen Charaktere scheint mir Diderot überhaupt nicht genug erkundigt zu haben. In seinen Stücken steuert er ziemlich gerade darauf los: und in seinen kritischen Seekarten findet sich durchaus keine Warnung davor. Vielleicht finden sich Dinge darin, die den Lauf nach ihr hin zu lenken rathen. Man erinnere sich nur, was er, bei Gelegenheit des Contrasts unter den Charakteren, von den Brüdern des Terenz sagt:*) „Die zwei kontrastirten Väter darin sind mit so gleicher Stärke gezeichnet, daß man dem feinsten Kunstrichter Trotz bieten kann, die Hauptperson zu nennen: ob es Micio oder ob es Demea seyn soll? Fällt er sein Urtheil vor dem letzten Auftritte, so dürfte er leicht mit Erstaunen wahrnehmen, daß der, den er ganzer fünf Aufzüge hindurch für einen verständigen Mann gehalten hat, nichts als ein Narr ist, und daß der, den er für einen Narren gehalten hat, wohl gar der verständige Mann seyn könnte. Man sollte zu Anfange des fünften Aufzuges dieses Drama fast sagen, der Verfasser sey durch den beschwer-

*) In der Dichtkunst hinter dem Hausvater, S. 308 d. Übers.

lichen Contrast gezwungen worden, seinen Zweck fahren zu lassen und das ganze Interesse des Stücks umzukehren. Was ist aber daraus geworden? Dieses, daß man gar nicht mehr weiß, für wen man sich interessiren soll. Vom Anfange her ist man für den Micio gegen den Demea gewesen, und am Ende ist man für keinen von beiden. Beinahe sollte man einen dritten Vater verlangen, der das Mittel zwischen diesen zwei Personen hielte, und zeigte, worin sie beide fehlten."

Nicht ich! Ich verbitte mir ihn sehr, diesen dritten Vater; es sey in dem nämlichen Stücke, oder auch allein. Welcher Vater glaubt nicht zu wissen, wie ein Vater seyn soll? Auf dem rechten Wege dünken wir uns alle: wir verlangen nur, dann und wann vor den Abwegen zu beiden Seiten gewarnt zu werden.

Diderot hat Recht: es ist besser, wenn die Charaktere bloß verschieden, als wenn sie kontrastirt sind. Kontrastirte Charaktere sind minder natürlich, und vermehren den romantischen Anstrich, an dem es den dramatischen Begebenheiten so schon selten fehlt. Für eine Gesellschaft, im gemeinen Leben, wo sich der Kontrast der Charaktere so abstechend zeigt, als ihn der komische Dichter verlangt, werden sich immer tausend finden, wo sie weiter nichts als verschieden sind. Sehr richtig! Aber ist ein Charakter, der sich immer genau in dem geraden Gleise hält, das ihm Vernunft und Tugend vor-

schreiben, nicht eine noch seltenere Erscheinung? Von zwanzig Gesellschaften im gemeinen Leben, werden eher zehn seyn, in welchen man Väter findet, die bei Erziehung ihrer Kinder völlig entgegengesetzte Wege einschlagen, als eine, die den wahren Vater aufweisen könnte. Und dieser wahre Vater ist noch dazu immer der nämliche, ist nur ein einziger, da der Abweichungen von ihm unendlich sind. Folglich werden die Stücke, die den wahren Vater ins Spiel bringen, nicht allein jedes für sich natürlicher, sondern auch unter einander einförmiger seyn, als es die seyn können, welche Väter von verschiedenen Grundsätzen einführen. Auch ist es gewiß, daß die Charaktere, welche in ruhigen Gesellschaften bloß verschieden scheinen, sich von selbst kontrastiren, sobald ein streitendes Interesse sie in Bewegung setzt. Ja, es ist natürlich, daß sie sich sodann beeifern, noch weiter von einander entfernt zu scheinen, als sie wirklich sind. Der Lebhafte wird Feuer und Flamme gegen den, der ihm zu lau sich zu betragen scheint: und der Laue wird kalt wie Eis, um jenen so viel Übereilungen begehen zu lassen, als ihm nur immer nützlich seyn können.

No. LXXXVII. LXXXVIII.

Den 4ten März 1768.

Und so sind andere Anmerkungen des Palissot mehr, wenn nicht ganz richtig, doch auch nicht ganz falsch. Er sieht den Ring, in den er mit seiner Lanze stoßen will, scharf genug; aber in der Hitze des Ansprengens, verrückt die Lanze, und er stößt den Ring gerade vorbei.

Sagt er über den natürlichen Sohn unter andern:

„Welch ein seltsamer Titel! der natürliche Sohn! Warum heißt das Stück so? Welchen Einfluß hat die Geburt des Dorval? Was für einen Vorfall veranlaßt sie? Zu welcher Situation giebt sie Gelegenheit? Welche Lücke füllt sie auch nur? Was kann also die Absicht des Verfassers dabei gewesen seyn? Ein Paar Betrachtungen über das Vorurtheil gegen die uneheliche Geburt aufzuwärmen? Welcher vernünftige Mensch weiß denn nicht von selbst, wie ungerecht ein solches Vorurtheil ist?"

Wenn Diderot hierauf antwortete: Dieser Umstand war allerdings zur Verwickelung meiner Fabel nöthig; ohne ihn würde es weit unwahrscheinlicher gewesen seyn, daß Dorval seine Schwester nicht kennt, und seine Schwester von keinem Bruder weiß; es stand mir frei, den Titel davon zu entlehnen, und ich hätte den Titel von noch einem

geringern Umstande entlehnen können. — Wenn Diderot dieses antwortete, sage ich, wäre Palissot nicht ungefähr widerlegt?

Gleichwohl ist der Charakter des natürlichen Sohnes einem ganz andern Einwurfe bloß gestellt, mit welchem Palissot dem Dichter weit schärfer hätte zusetzen können. Diesem nämlich: daß der Umstand der unehelichen Geburt, und der daraus erfolgten Verlassenheit und Absonderung, in welcher sich Dorval von allen Menschen so viele Jahre hindurch sah, ein viel zu eigenthümlicher und besonderer Umstand, gleichwohl auf die Bildung seines Charakters viel zu viel Einfluß gehabt hat, als daß dieser diejenige Allgemeinheit haben könne, welche nach der eigenen Lehre des Diderot ein komischer Charakter nothwendig haben muß. — Die Gelegenheit reizt mich zu einer Abschweifung über diese Lehre: und welchem Reize von der Art brauchte ich in einer solchen Schrift zu widerstehen?

„Die komische Gattung," sagt Diderot,*) „hat Arten, und die tragische hat Individuen. Ich will mich erklären. Der Held einer Tragödie ist der und der Mensch: es ist Regulus, oder Brutus, oder Cato, und sonst kein anderer. Die vornehmste Person einer Komödie hingegen muß eine große Anzahl von Menschen vorstellen. Gäbe man ihr von ungefähr eine so eigene Physiognomie, daß ihr nur

*) Unterred. S. 292 d. Übers.

ein einziges Individuum ähnlich wäre, so würde die Komödie wieder in ihre Kindheit zurücktreten. — Terenz scheint mir einmal in diesen Fehler gefallen zu seyn. Sein Heautontimorumenos ist ein Vater, der sich über den gewaltsamen Entschluß grämt, zu welchem er seinen Sohn durch übermäßige Strenge gebracht hat, und der sich deßwegen nun selbst bestraft, indem er sich in Kleidung und Speise kümmerlich hält, allen Umgang flieht, sein Gesinde abschafft, und das Feld mit eigenen Händen bauet. Man kann gar wohl sagen, daß es so einen Vater nicht giebt. Die größte Stadt würde kaum in einem Jahrhunderte Ein Beispiel einer so seltsamen Betrübniß aufzuweisen haben."

Zuerst von der Instanz des Heautontimorumenos. Wenn dieser Charakter wirklich zu tadeln ist, so trifft der Tadel nicht sowohl den Terenz, als den Menander. Menander war der Schöpfer desselben, der ihn, allem Ansehn nach, in seinem Stücke noch eine weit ausführlichere Rolle spielen lassen, als er in der Kopie des Terenz spielt, in der sich seine Sphäre, wegen der verdoppelten Intrigue, wohl sehr einziehen müssen.*) Aber daß er

*) Falls nämlich die sechste Zeile des Prologs
Duplex quae ex argumento facta est simplici,
von dem Dichter wirklich so geschrieben, und nicht anders zu verstehen ist, als die Dacier und nach ihr der neue englische Übersetzer des Terenz, Colman, sie erklären: Terence only meant to say, that he had

von Menandern herrührt, dieses allein schon hätte, mich wenigstens, abgeschreckt, den Terenz deßfalls

---

doubled the characters; instead of one old man, one young galant, one mistress, as in Menander, he had two old men etc. He therefore adds very properly: *novam esse ostendi* — which certainly could not have been implied, had the characters been the same in the Greek poet. Auch schon Adrian Barlandus, ja selbst die alte Glossa interlinealis des Ascensius, hatte das duplex nicht anders verstanden. Propter senes et juvenes, sagt diese; und jener schreibt, nam in hac latina senes duo, adolescentes item duo sunt. Und dennoch will mir diese Auslegung nicht in den Kopf, weil ich gar nicht einsehe, was von dem Stücke übrig bleibt, wenn man die Personen, durch welche Terenz den Alten, den Liebhaber und die Geliebte verdoppelt haben soll, wieder wegnimmt. Mir ist es unbegreiflich, wie Menander diesen Stoff, ohne den Chremes und ohne den Clitipho, habe behandeln können; beide sind so genau hineingeflochten, daß ich mir weder Verwickelung noch Auflösung ohne sie denken kann. Einer andern Erklärung, durch welche sich Julius Scaliger lächerlich gemacht hat, will ich gar nicht gedenken. Auch die, welche Eugraphius gegeben hat, und die von Faerne angenommen worden, ist ganz unschicklich. In dieser Verlegenheit haben die Kritiker bald das duplex, bald das simplici in der Zeile zu verändern gesucht, wozu sie die Handschriften gewissermaßen berechtigten. Einige haben gelesen:

Duplex quae ex argumento facta est duplici.

Andere:

Simplex quae ex argumento facta est duplici.

zu verdammen. Das ὦ Μενανδρε και βιε, ποτερος ἀρ' ὑμων ποτερον ἐμιμησατο; ist zwar frostiger,

---

Was bleibt noch übrig, als daß nun auch einer lieset:
Simplex quae ex argumento facta est simplici?
Und in allem Ernste: so möchte ich am liebsten lesen. Man sehe die Stelle im Zusammenhange, und überlege meine Gründe.

Ex integra Graeca integram comoediam
Hodie sum acturus Heautontimorumenon!
Simplex quae ex argumento facta est simplici.

Es ist bekannt, was dem Terenz von seinen neidischen Mitarbeitern am Theater vorgeworfen ward:

Multas contaminasse graecas, dum facit
Paucas latinas —

Er schmelzte nämlich öfters zwei Stücke in eins, und machte aus zwei griechischen Komödien eine einzige lateinische. So setzte er seine Andria aus der Andria und Perinthia des Menander zusammen; seinen Eunuchus, aus dem Eunuchus und dem Kolax eben dieses Dichters; seine Brüder, aus den Brüdern des nämlichen und einem Stücke des Diphilus. Wegen dieses Vorwurfs rechtfertigt er sich nun in dem Prologe des Heautontimorumenos. Die Sache selbst gesteht er ein; aber er will damit nichts anderes gethan haben, als was andere gute Dichter vor ihm gethan hätten.

— — — — Id esse factum hic non negat,
Neque se pigere, et deinde factum iri autumat,
Habet bonorum exemplum: quo exemplo sibi
Licere id facere, quod illi fecerunt, putat.

Ich habe es gethan, sagt er, und ich denke, daß ich es noch öfter thun werde. Das bezog sich aber auf vorige Stücke, und nicht auf das gegenwärtige, den Heautontimorumenos. Denn dieser war nicht aus zwei griechischen Stücken, sondern nur aus einem ein=

als witzig gesagt: doch würde man es wohl überhaupt von einem Dichter gesagt haben, der Charak-

---

zigen gleiches Namens, genommen. Und das ist es, glaube ich, was er in der streitigen Zeile sagen will, so wie ich sie zu lesen vorschlage:

Simplex quae ex argumento facta est simplici.

So einfach, will Terenz sagen, als das Stück des Menander ist, eben so einfach ist auch mein Stück; ich habe durchaus nichts aus anderen Stücken eingeschaltet; es ist, so lang es ist, aus dem griechischen Stücke genommen, und das griechische Stück ist ganz in meinem Lateinischen; ich gebe also

Ex integra Graeca integram comoediam.

Die Bedeutung, die Faerne dem Worte integra in einer alten Glosse gegeben fand, daß es so viel seyn sollte, als a nullo tacta, ist hier offenbar falsch, weil sie sich nur auf das erste integra, aber keineswegs auf das zweite integram schicken würde. — Und so glaube ich, daß sich meine Vermuthung und Auslegung wohl hören läßt. Nur wird man sich an die gleich folgende Zeile stoßen:

Novam esse ostendit, et quae esset —

Man wird sagen: wenn Terenz bekennt, daß er das ganze Stück aus einem einzigen Stücke des Menander genommen habe; wie kann er eben durch dieses Bekenntniß bewiesen zu haben vorgeben, daß sein Stück neu sey, novam esse? — Doch diese Schwierigkeit kann ich sehr leicht heben, und zwar durch eine Erklärung eben dieser Worte, von welcher ich mich zu behaupten getraue, daß sie schlechterdings die einzige wahre ist, ob sie gleich nur mir zugehört, und kein Ausleger, so viel ich weiß, sie nur von weitem vermuthet hat. Ich sage nämlich: die Worte,

Novam esse ostendit, et quae esset —

tere zu schildern, im Stande wäre, wovon sich in der größten Stadt kaum in einem ganzen Jahrhunderte ein einziges Beispiel zeigt? Zwar in hundert und mehr Stücken könnte ihm auch wohl ein solcher

---

beziehen sich keinesweges auf das, was Terenz den Vorredner in dem Vorigen sagen lassen; sondern man muß darunter verstehen, apud Aediles; novus aber heißt hier nicht, was aus des Terenz eigenem Kopfe geflossen, sondern bloß, was im Lateinischen noch nicht vorhanden gewesen. Daß mein Stück, will er sagen, ein neues Stück sey, das ist, ein solches Stück, welches noch nie lateinisch erschienen, welches ich selbst aus dem Griechischen übersetzt, das habe ich den Ädilen, die mir es abgekauft, bewiesen. Um mir hierin ohne Bedenken beizufallen, darf man sich nur an den Streit erinnern, welchen er, wegen seines Eunuchus, vor den Ädien hatte. Diesen hatte er ihnen als ein neues, von ihm aus dem Griechischen übersetztes Stück verkauft; aber sein Widersacher, Lavinius, wollte die Ädilen überreden, daß er es nicht aus dem Griechischen, sondern aus zwei alten Stücken des Nävius und Plautus genommen habe. Freilich hatte der Eunuchus mit diesen Stücken vieles gemein; aber doch war die Beschuldigung des Lavinius falsch: denn Terenz hatte nur aus eben der griechischen Quelle geschöpft, aus welcher, ihm unwissend, schon Nävius und Plautus vor ihm geschöpft hatten. Also, um dergleichen Verläumdungen bei seinem Heautontimorumenos vorzubauen, was war natürlicher, als daß er den Ädilen das griechische Original vorgezeigt, und sie wegen des Inhalts unterrichtet hatte? Ja, die Ädilen konnten das leicht selbst von ihm gefordert haben. Und darauf geht das

Novam esse ostendit, et quae esset.

Charakter entfallen seyn. Der fruchtbarste Kopf schreibt sich leer; und wenn die Einbildungskraft sich keiner wirklichen Gegenstände der Nachahmung mehr erinnern kann, so komponirt sie deren selbst, welches denn freilich meistens Karikaturen werden. Dazu will Diderot bemerkt haben, daß schon Horaz, der einen so besondern Geschmack hatte, den Fehler, wovon die Rede ist, eingesehen, und im Vorbeigehen, aber fast unmerklich, getadelt habe.

Die Stelle soll die in der zweiten Satyre des ersten Buchs seyn, wo Horaz zeigen will, „daß die Narren aus einer Übertreibung in die andere entgegengesetzte zu fallen pflegen. Fufidius, sagt er, fürchtet für einen Verschwender gehalten zu werden. Wißt ihr, was er thut? Er leihet monatlich für fünf Prozent, und macht sich im voraus bezahlt. Je nöthiger der andere das Geld braucht, desto mehr fordert er. Er weiß die Namen aller jungen Leute, die von gutem Hause sind und jetzt in die Welt treten, dabei aber über harte Väter zu klagen haben. Vielleicht aber glaubt ihr, daß dieser Mensch wieder einen Aufwand mache, der seinen Einkünften entspricht? Weit gefehlt! Er ist sein grausamster Feind, und der Vater in der Komödie, der sich wegen der Entweichung seines Sohnes bestraft, kann sich nicht schlechter quälen: non se pejus cruciaverit." — Dieses schlechter, dieses pejus, will Diderot, soll hier einen doppelten Sinn haben; einmal soll es auf den Fufidius, und

einmal auf den Terenz gehen; dergleichen beiläufige Hiebe, meint er, wären dem Charakter des Horaz auch vollkommen gemäß.

Das letzte kann seyn, ohne sich auf die vorhabende Stelle anwenden zu lassen. Denn hier, dünkt mich, würde die beiläufige Anspielung dem Hauptverstande nachtheilig werden. Fufidius ist kein so großer Narr, wenn es mehr solche Narren giebt. Wenn sich der Vater des Terenz eben so abgeschmackt peinigte, wenn er eben so wenig Ursach hätte, sich zu peinigen, als Fufidius, so theilt er das Lächerliche mit ihm, und Fufidius ist weniger seltsam und abgeschmackt. Nur alsdann, wenn Fufidius ohne alle Ursache eben so hart und grausam gegen sich selbst ist, als der Vater des Terenz mit Ursache ist, wenn jener aus schmutzigem Geize thut, was dieser aus Reue und Betrübniß that: nur alsdann wird uns jener unendlich lächerlicher und verächtlicher, als mitleidswürdig wir diesen finden.

Und allerdings ist jede große Betrübniß von der Art, wie die Betrübniß dieses Vaters: die sich nicht selbst vergißt, die peinigt sich selbst. Es ist wider alle Erfahrung, daß kaum alle hundert Jahre sich ein Beispiel einer solchen Betrübniß finde: vielmehr handelt jede ungefähr eben so; nur mehr oder weniger, mit dieser oder jener Veränderung. Cicero hatte auf die Natur der Betrübniß genauer gemerkt; er sahe daher in dem Betragen des Heau-

tontimorumenos nichts mehr, als was alle Betrübte, nicht bloß von dem Affekte hingerissen, thun, sondern auch bei kälterm Geblüte fortsetzen zu müssen glauben.*) Haec omnia recta, vera, debita putantes, faciunt in dolore: maximeque declaratur, hoc quasi officii judicio fieri, quod si qui forte, cum se in luctu esse vellent, aliquid fecerunt humanius, aut si hilarius locuti essent, revocant se rursus ad maestitiam, peccatique se insimulant quod dolere intermiserint, pueros vero matres et magistri castigare etiam solent, nec verbis solum, sed etiam verberibus, si quid in domestico luctu hilarius ab iis factum est, aut dictum: plorare cogunt. — Quid ille Terentianus ipse se puniens? u. s. w.

Menedemus aber, so heißt der Selbstpeiniger bei dem Terenz, hält sich nicht allein so hart aus Betrübniß; sondern, warum er sich auch jeden geringen Aufwand verweigert, ist die Ursache und Absicht vornehmlich dieses: um desto mehr für den abwesenden Sohn zu sparen, und dem einmal ein desto gemächlicheres Leben zu versichern, den er jetzt gezwungen, ein so ungemächlicheres zu ergreifen. Was ist hierin, was nicht hundert Väter thun würden? Meint aber Diderot, daß das Eigene und Seltsame darin bestehe, daß Menedemus selbst hackt, selbst gräbt, selbst ackert: so hat er wohl

*) Tusc. Quaest. lib. III. c. 27.

in der Eil mehr an unsere neueren, als an die alten Sitten gedacht. Ein reicher Vater jetziger Zeit, würde das freilich nicht so leicht thun: denn die wenigsten würden es zu thun verstehen. Aber die wohlhabendsten, vornehmsten Römer und Griechen waren mit allen ländlichen Arbeiten bekannter, und schämten sich nicht, selbst Hand anzulegen.

Doch alles sey, vollkommen wie es Diderot sagt! Der Charakter des Selbstpeinigers sey wegen des allzu Eigenthümlichen, wegen dieser ihm fast nur allein zukommenden Falte, zu einem komischen Charakter so ungeschickt, als er nur will. Wäre Diderot nicht in eben den Fehler gefallen? Denn was kann eigenthümlicher seyn, als der Charakter seines Dorval? Welcher Charakter kann mehr eine Falte haben, wie ihm nur allein zukommt, als der Charakter dieses natürlichen Sohnes? „Gleich nach meiner Geburt," läßt er ihn von sich selbst sagen, „ward ich an einen Ort verschleudert, der die Grenze zwischen Einöde und Gesellschaft heißen kann; und als ich die Augen aufthat, mich nach den Banden umzusehen, die mich mit den Menschen verknüpften, konnte ich kaum einige Träumer davon erblicken. Dreißig Jahre lang irrte ich unter ihnen einsam, unbekannt und verabsäumt umher, ohne die Zärtlichkeit irgend eines Menschen empfunden, noch irgend einen Menschen angetroffen zu haben, der die meinige gesucht hätte." Daß ein natürliches Kind sich vergebens nach seinen Ältern, vergebens nach

Personen umsehen kann, mit welchen es die näheren Bande des Bluts verknüpfen: das ist sehr begreiflich; das kann unter zehnen neunen begegnen. Aber daß es ganze dreißig Jahre in der Welt herumirren könne, ohne die Zärtlichkeit irgend eines Menschen empfunden zu haben, ohne irgend einen Menschen angetroffen zu haben, der die seinige gesucht hätte: das, sollte ich fast sagen, ist schlechterdings unmöglich. Oder, wenn es möglich wäre, welche Menge ganz besonderer Umstände müßten von beiden Seiten, von Seiten der Welt und von Seiten dieses so lange isolirten Wesens, zusammengekommen seyn, diese traurige Möglichkeit wirklich zu machen? Jahrhunderte auf Jahrhunderte werden verfließen, ehe sie wieder einmal wirklich wird. Wolle der Himmel nicht, daß ich mir je das menschliche Geschlecht anders vorstelle! Lieber wünschte ich sonst ein Bär geboren zu seyn, als ein Mensch. Nein, kein Mensch kann unter Menschen so lange verlassen seyn! Man schlendere ihn hin, wohin man will: wenn er noch unter Menschen fällt, so fällt er unter Wesen, die, ehe er sich umgesehen, wo er ist, auf allen Seiten bereit stehen, sich an ihn anzuketten. Sind es nicht vornehme, so sind es geringe! Sind es nicht glückliche, so sind es unglückliche Menschen! Menschen sind es doch immer. So wie ein Tropfen nur die Fläche des Wassers berühren darf, um von ihm aufgenommen zu werden und ganz in ihm zu verfließen: das Wasser heiße, wie es will,

Lache oder Quelle, Strom oder See, Belt oder Ocean.

Gleichwohl soll diese dreißigjährige Einsamkeit unter den Menschen, den Charakter des Dorval gebildet haben. Welcher Charakter kann ihm nun ähnlich sehen? Wer kann sich in ihm erkennen? nur zum kleinsten Theil in ihm erkennen?

Eine Ausflucht, finde ich doch, hat sich Diderot aufzusparen gesucht. Er sagt in dem Verfolge der angezogenen Stelle: „In der ernsthaften Gattung werden die Charaktere oft eben so allgemein seyn, als in der komischen Gattung; sie werden aber allezeit weniger individuell seyn, als in der tragischen.“ Er würde sonach antworten: Der Charakter des Dorval ist kein komischer Charakter; er ist ein Charakter, wie ihn das ernsthafte Schauspiel erfordert; wie dieses den Raum zwischen Komödie und Tragödie füllen soll, so müssen auch die Charaktere desselben die Mitte zwischen den komischen und tragischen Charakteren halten; sie brauchen nicht so allgemein zu seyn als jene, wenn sie nur nicht so völlig individuell sind, als diese; und solcher Art dürfte doch wohl der Charakter des Dorval seyn.

Also wären wir glücklich wieder an dem Punkte, von welchem wir ausgingen. Wir wollten untersuchen, ob es wahr sey, daß die Tragödie Individuen, die Komödie aber Arten habe; das ist: ob es wahr sey, daß die Personen der Komödie eine große Anzahl von Menschen fassen und zugleich

vorstellen müßten; da hingegen der Held der Tragödie nur der und der Mensch, nur Regulus, oder Brutus, oder Cato sey und seyn sollte. Ist es wahr, so hat auch das, was Diderot von den Personen der mittlern Gattung sagt, die er die ernsthafte Komödie nennt, keine Schwierigkeit, und der Charakter seines Dorval wäre so tadelhaft nicht. Ist es aber nicht wahr, so fällt auch dieses von selbst weg, und dem Charakter des natürlichen Sohnes kann aus einer so ungegründeten Eintheilung keine Rechtfertigung zufließen.

No. LXXXIX.

Den 8ten März 1768.

Zuerst muß ich anmerken, daß Diderot seine Assertion ohne allen Beweis gelassen hat. Er muß sie für eine Wahrheit angesehen haben, die kein Mensch in Zweifel ziehen werde, noch könne; die man nur denken dürfe, um ihren Grund zugleich mit zu denken. Und sollte er den wohl gar in den wahren Namen der tragischen Personen gefunden haben? Weil diese Achilles, und Alexander, und Cato, und Augustus, heißen, und Achilles, Alexander, Cato, Augustus, wirkliche einzelne Personen gewesen sind: sollte er wohl daraus geschlossen haben,

daß sonach alles, was der Dichter in der Tragödie sie sprechen und handeln läßt, auch nur diesen einzelnen so genannten Personen, und keinem in der Welt gleich mit, müsse zukommen können? Fast scheint es so.

Aber diesen Irrthum hatte Aristoteles schon vor zwei tausend Jahren widerlegt, und auf die ihm entgegenstehende Wahrheit den wesentlichen Unterschied zwischen der Geschichte und Poesie, so wie den größern Nutzen der letztern vor der erstern, gegründet. Auch hat er es auf eine so einleuchtende Art gethan, daß ich nur seine Worte anführen darf, um keine geringe Verwunderung zu erwecken, wie in einer so offenbaren Sache ein Diderot nicht gleicher Meinung mit ihm seyn könne.

„Aus diesen also," sagt Aristoteles,*) nachdem er die wesentlichen Eigenschaften der poetischen Fabel festgesetzt, „aus diesen also erhellt klar, daß des Dichters Werk nicht ist, zu erzählen, was geschehen, sondern zu erzählen, von welcher Beschaffenheit das Geschehene und was nach der Wahrscheinlichkeit oder Nothwendigkeit dabei möglich gewesen. Denn Geschichtschreiber und Dichter unterscheiden sich nicht durch die gebundene oder ungebundene Rede: indem man die Bücher des Herodotus in gebundene Rede bringen kann, und sie darum doch nichts weniger in gebundener Rede eine Ge-

*) Dichtkunst 9tes Kapitel.

schichte seyn werden, als sie es in ungebundener waren. Sondern darin unterscheiden sie sich, daß jener erzählt, was geschehen; dieser aber, von welcher Beschaffenheit das Geschehene gewesen. Daher ist denn auch die Poesie philosophischer und nützlicher, als die Geschichte. Denn die Poesie geht mehr auf das Allgemeine, und die Geschichte auf das Besondere. Das Allgemeine aber ist, wie so oder so ein Mann nach der Wahrscheinlichkeit oder Nothwendigkeit sprechen und handeln würde; als worauf die Dichtkunst bei Ertheilung der Namen sieht. Das Besondere hingegen ist, was Alcibiades gethan, oder gelitten hat. Bei der Komödie nun hat sich dieses schon ganz offenbar gezeigt; denn wenn die Fabel nach der Wahrscheinlichkeit abgefaßt ist, legt man die etwanigen Namen sonach bei, und macht es nicht wie die Jambischen Dichter, die bei dem Einzelnen bleiben. Bei der Tragödie aber hält man sich an die schon vorhandenen Namen; aus Ursache, weil das Mögliche glaubwürdig ist, und wir nicht möglich glauben, was nie geschehen, da hingegen was geschehen, offenbar möglich seyn muß, weil es nicht geschehen wäre, wenn es nicht möglich wäre. Und doch sind auch in den Tragödieen, in einigen nur ein oder zwei bekannte Namen, und die übrigen sind erdichtet; in einigen auch gar keiner, so wie in der Blume des Agathon. Denn in diesem Stücke sind Handlungen und Namen gleich erdichtet, und doch gefällt es darum nichts weniger."

In dieser Stelle, die ich nach meiner eigenen Übersetzung anführe, mit welcher ich so genau bei den Worten geblieben bin, als möglich, sind verschiedene Dinge, welche von den Auslegern, die ich noch zu Rathe ziehen können, entweder gar nicht oder falsch verstanden worden. Was davon hier zur Sache gehört, muß ich mitnehmen.

Das ist unwidersprechlich, daß Aristoteles schlechterdings keinen Unterschied zwischen den Personen der Tragödie und Komödie, in Ansehung ihrer Allgemeinheit, macht. Die einen sowohl als die anderen, und selbst die Personen der Epopöe nicht ausgeschlossen, alle Personen der poetischen Nachahmung ohne Unterschied, sollen sprechen und handeln, nicht wie es ihnen einzig und allein zukommen könnte, sondern so wie ein jeder von ihrer Beschaffenheit in den nämlichen Umständen sprechen oder handeln würde und müßte. In diesem *καθολου*, in dieser Allgemeinheit, liegt allein der Grund, warum die Poesie philosophischer und folglich lehrreicher ist, als die Geschichte; und wenn es wahr ist, daß derjenige komische Dichter, welcher seinen Personen so eigene Physiognomien geben wollte, daß ihnen nur ein einziges Individuum in der Welt ähnlich wäre, die Komödie, wie Diderot sagt, wiederum in ihre Kindheit zurücksetzen und in Satyre verkehren würde: so ist es auch eben so wahr, daß derjenige tragische Dichter, welcher nur den und den Menschen, nur den Cäsar, nur den Cato, nach

allen den Eigenthümlichkeiten, die wir von ihnen wissen, vorstellen wollte, ohne zugleich zu zeigen, wie alle diese Eigenthümlichkeiten mit dem Charakter des Cäsar und Cato zusammengehangen, der ihnen mit mehreren gemein sey, daß, sage ich, dieser die Tragödie entkräften und zur Geschichte erniedrigen würde.

Aber Aristoteles sagt auch, daß die Poesie auf dieses Allgemeine der Person mit den Namen, die sie ihnen ertheil:, ziele (*οὐ στοχαζεται ἡ ποιησις ὀνοματα ἐπιτιθεμενη*); welches sich besonders bei der Komödie deutlich gezeigt habe. Und dieses ist es, was die Ausleger dem Aristoteles nachzusagen sich begnügt, im geringsten aber nicht erläutert haben. Wohl aber haben verschiedene sich so darüber ausgedrückt, daß man klar sieht, sie müssen entweder nichts, oder etwas ganz Falsches dabei gedacht haben. Die Frage ist: wie sieht die Poesie, wenn sie ihren Personen Namen ertheilt, auf das Allgemeine dieser Personen? und wie ist diese ihre Rücksicht auf das Allgemeine der Person, besonders bei der Komödie, schon längst sichtbar gewesen?

Die Worte: *ἐστι δε καθολόυ μεν, τῳ ποιῳ τα ποι᾽ ἀττα συμβαινει λεγειν, ἡ πραττειν κατα το εἰκος, ἡ το ἀναγκαιον, οὐ στοχαζεται ἡ ποιησις ὀνοματα ἐπιτιθεμενη*, übersetzt Dacier: une chose générale, c'est ce que tout homme d'un tel ou d'un tel caractère, a dû dire, ou faire vraisemblablement ou nécessairement, ce qui est le

but de la Poësie lors même, qu'elle impose les noms à ses personnages. Vollkommen so übersetzt sie auch Herr Curtius: „Das Allgemeine ist, was einer, vermöge eines gewissen Charakters, nach der Wahrscheinlichkeit oder Nothwendigkeit redet oder thut. Dieses Allgemeine ist der Endzweck der Dichtkunst, auch wenn sie den Personen besondere Namen beilegt." Auch in ihrer Anmerkung über diese Worte, stehen beide für einen Mann; der eine sagt vollkommen eben das, was der andere sagt. Sie erklären beide, was das Allgemeine ist; sie sagen beide, daß dieses Allgemeine die Absicht der Poesie sey: aber wie die Poesie bei Ertheilung der Namen auf dieses Allgemeine sieht, davon sagt keiner ein Wort. Vielmehr zeigt der Franzose durch sein lors même, so wie der Deutsche durch sein auch wenn, offenbar, daß sie nichts davon zu sagen gewußt, ja daß sie gar nichts davon verstanden, was Aristoteles sagen wollen. Denn dieses lors même, dieses auch wenn, heißt bei ihnen nichts mehr, als ob schon: und sie lassen den Aristoteles sonach bloß sagen, daß ungeachtet die Poesie ihren Personen Namen beilege, sie dessenungeachtet nicht auf das Einzelne dieser Personen, sondern auf das Allgemeine derselben gehe. Die Worte des Dacier, die ich in der Note anführen will,*) zeigen dieses

*) Aristôte prévient ici une objection, qu'on pouvoit lui faire, sur la définition, qu'il vient de donner

deutlich. Nun ist es wahr, daß dieses eigentlich keinen falschen Sinn macht; aber es erschöpft doch auch den Sinn des Aristoteles hier nicht. Nicht genug, daß die Poesie, ungeachtet der von einzelnen

---

d'une chose générale; car les ignorans n'auroient pas manqué de lui dire, qu'Homère, par exemple, n'a point en vue d'écrire une action générale et universelle, mais une action particulière, puisqu'il raconte ce qu'on fait de certains hommes, comme Achille, Agamemnon, Ulysse, etc., et que par conséquent, il n'y a aucune différence entre Homère et un Historien, qui auroit écrit les actions d'Achille. Le Philosophe va au devant de cette objection, en faisant voir que les Poëtes, c'est-à-dire, les Auteurs d'une Tragédie ou d'un Poëme épique, lors même qu'ils imposent les noms à leurs personnages, ne pensent en aucune manière à les faire parler véritablement ce qu'ils seroient obligé de faire, s'ils écrivoient les actions particulières et véritables d'un certain homme, nommé Achille ou Edipe, mais qu'ils se proposent de les faire parler et agir nécessairement, ou vraisemblablement, c'est-à-dire, de leur faire dire, et faire tout ce que des hommes de ce même charactère devoient faire et dire en cet état, ou par nécessité, ou au moins selon les régles de la vraisemblance; ce qui prouve incontestablement que ce sont des actions générales et universelles. Nichts anderes sagt auch Herr Curtius in seiner Anmerkung; nur daß er das Allgemeine und Einzelne noch an Beispielen zeigen wollen, die aber nicht so recht beweisen, daß er auf den Grund der Sache gekommen. Denn ihnen zufolge würden es nur personificirte Charaktere seyn, welche der Dichter reden und handeln ließe: da es doch charakterisirte Personen seyn sollen.

Personen genommenen Namen, auf das Allgemeine gehen kann: Aristoteles sagt, daß sie mit diesen Namen selbst auf das Allgemeine ziele, *οὐ στοχαζεται*. Ich sollte doch wohl meinen, daß beides nicht einerlei wäre. Ist es aber nicht einerlei: so geräth man nothwendig auf die Frage: wie zielt sie darauf? Und auf diese Frage antworten die Ausleger nichts.

No. XC.

Den 11ten März 1768.

Wie sie darauf ziele, sagt Aristoteles, dieses habe sich schon längst an der Komödie deutlich gezeigt: *Ἐπι μεν οὐν της κωμῳδιας ἠδη τουτο δηλον γεγονεν. συστησαντες γαρ τον μυθον δια των εἰκοτων, οὑτω τα τυχοντα ὀνοματα ἐπιτιθεασι, και οὐχ ὡσπερ οἱ ἰαμβοποιοι περι των καθ' ἑκαστον ποιουσιν.* Ich muß auch hiervon die Übersetzung des Dacier und Curtius anführen. Dacier sagt: C'est ce qui est déjà rendu sensible dans la Comédie, car les Poëtes comiques, après avoir dressé leur sujet sur la vraisemblance, imposent après cela à leurs personnages tels noms qu'il leur plait, et n'imitent pas les Poëtes satyriques, qui ne s'attachent qu'aux choses particulières. Und Curtius: „In dem Lustspiele ist dieses schon lange sichtbar gewesen. Denn wenn die Komödien=

schreiber den Plan der Fabel nach der Wahrscheinlichkeit entworfen haben, legen sie den Personen willkührliche Namen bei, und setzen sich nicht, wie die jambischen Dichter, einen besondern Vorwurf zum Ziele." Was findet man in diesen Übersetzungen von dem, was Aristoteles hier vornehmlich sagen will? Beide lassen ihn weiter nichts sagen, als daß die komischen Dichter es nicht machten, wie die jambischen (das ist, satyrischen Dichter), und sich an das Einzelne hielten, sondern auf das Allgemeine gingen, denen sie willkührliche Namen, tels noms qu'il leur plait, beilegten. Gesetzt nun auch, daß τα τυχοντα ὀνοματα dergleichen Namen bedeuten können: wo haben denn beide Übersetzer das οὑτω gelassen? Schien ihnen denn dieses οὑτω gar nichts zu sagen? Und doch sagt es hier alles: denn diesem οὑτω zufolge, legten die komischen Dichter ihren Personen nicht allein willkührliche Namen bei, sondern sie legten ihnen diese willkührlichen Namen so, οὑτω, bei. Und wie so? So, daß sie mit diesen Namen selbst auf das Allgemeine zielten: οὑ στοχαζεται ἡ ποιησις ὀνοματα ἐπιτιθεμενη. Und wie geschah das? Davon finde man mir ein Wort in den Anmerkungen des Dacier und Curtius!

Ohne weitere Umschweife: es geschah so, wie ich nun sagen will. Die Komödie gab ihren Personen Namen, welche, vermöge ihrer grammatischen Ableitung und Zusammensetzung, oder auch sonstigen Bedeutung, die Beschaffenheit dieser Person aus-

drückten: mit Einem Worte, sie gab ihnen redende Namen; Namen, die man nur hören durfte, um sogleich zu wissen, von welcher Art die seyn würden, die sie führen. Ich will eine Stelle des Donatus hierüber anziehen. Nomina personarum, sagt er bei Gelegenheit der ersten Zeile in dem ersten Aufzuge der Brüder, in Comoediis duntaxat, habere debent rationem et etymologiam. Etenim absurdum est, comicum aperte argumentum confingere: vel nomen personae incongruum dare vel officium, quod sit a nomine diversum.*)

*) Diese Periode könnte leicht sehr falsch verstanden werden. Nämlich wenn man sie so verstehen wollte, als ob Donatus auch das für etwas Ungereimtes hielte, comicum aperte argumentum confingere. Und das ist die Meinung des Donatus gar nicht. Sondern er will sagen: es würde ungereimt seyn, wenn der komische Dichter, da er seinen Stoff offenbar erfindet, gleichwohl den Personen unschickliche Namen, oder Beschäftigungen beilegen wollte, die mit ihren Namen stritten. Denn freilich, da der Stoff ganz von der Erfindung des Dichters ist, so stand es ja einzig und allein bei ihm, was er seinen Personen für Namen beilegen, oder was er mit diesen Namen für einen Stand oder für eine Verrichtung verbinden wollte. Sonach dürfte sich vielleicht Donatus auch selbst so zweideutig nicht ausgedrückt haben; und mit Veränderung einer einzigen Sylbe ist dieser Anstoß vermieden. Man lese nämlich entweder: Absurdum est, comicum aperte argumentum confingentem vel nomen personae, etc. Oder auch: aperte argumentum confingere et nomen personae, u. s. w.

Hinc servus fidelis *Parmeno*, infidelis vel *Syrus* vel *Geta*: miles *Thraso* vel *Polemon*: juvenis *Pamphilus*: matrona *Myrrhina*, et puer ab odore *Storax*: vel a ludo et a gesticulatione *Circus*: et item similia. In quibus summum poëtae vitium est, si quid e contrario repugnans contrarium diversumque protulerit, nisi per *ἀντιφρασιν* nomen imposuerit jöculariter, ut *Misargyrides* in Plauto dicitur trapezita. Wer sich durch noch mehr Beispiele hiervon überzeugen will, der darf nur die Namen bei dem Plautus und Terenz untersuchen. Da ihre Stücke alle aus dem Griechischen genommen sind: so sind auch die Namen ihrer Personen griechischen Ursprungs, und haben, der Etymologie nach, immer eine Beziehung auf den Stand, auf die Denkungsart, oder auf sonst etwas, was diese Personen mit mehreren gemein haben können; wenn wir schon solche Etymologie nicht immer klar und sicher angeben können.

Ich will mich bei einer so bekannten Sache nicht verweilen; aber wundern muß ich mich, wie die Ausleger des Aristoteles sich ihrer gleichwohl da nicht erinnern können, wo Aristoteles so unwidersprechlich auf sie verweiset. Denn was kann nunmehr wahrer, was kann klarer seyn, als was der Philosoph von der Rücksicht sagt, welche die Poesie bei Ertheilung der Namen auf das Allgemeine nimmt? Was kann unleugbarer seyn, als daß *ἐπι μεν της κωμῳδιας ἠδη τουτο δηλον γεγονεν*, daß

sich diese Rücksicht bei der Komödie besonders längst offenbar gezeigt habe. Von ihrem ersten Ursprunge an, das ist, sobald sich die jambischen Dichter von dem Besondern zu dem Allgemeinen erhoben, sobald aus der beleidigenden Satyre die unterrichtende Komödie entstand, suchte man jenes Allgemeine durch die Namen selbst anzudeuten. Der großsprecherische feige Soldat hieß nicht wie dieser oder jener Anführer aus diesem oder jenem Stamme: er hieß Pyrgopolinices, Hauptmann Mauerbrecher. Der elende Schmarotzer, der diesem um das Maul ging, hieß nicht, wie ein gewisser armer Schlucker in der Stadt: er hieß Artotrogus, Brockenschröter. Der Jüngling, welcher durch seinen Aufwand, besonders auf Pferde, den Vater in Schulden setzte, hieß nicht, wie der Sohn dieses oder jenes edeln Bürgers: er hieß Phidippides, Junker Spaarroß.

Man könnte einwenden, daß dergleichen bedeutende Namen wohl nur eine Erfindung der neuern griechischen Komödie seyn dürften, deren Dichtern es ernstlich verboten war, sich wahrer Namen zu bedienen; daß aber Aristoteles diese neuere Komödie nicht gekannt habe, und folglich bei seinen Regeln keine Rücksicht auf sie nehmen können. Das Letztere behauptet Hurd;*) aber es ist eben so falsch, als

*) Hurd, in seiner Abhandlung über die verschiedenen Gebiete des Drama: From the account of Comedy, here given, is may appear, that the idea of this

falsch es ist, daß die ältere griechische Komödie sich nur wahrer Namen bedient habe. Selbst in denje-

drama is much enlarged beyond what it was in Aristotele's time; who defines it to be an imitation of light and trivial actions, provoking ridicule. His notion was taken from the state and practice of the Athenian stage; that is, from the old or middle comedy, which answer to this description. The great revolution, which the introduction of the new Comedy made in the drama, did not happen till afterwards. Aber dieses nimmt Hurd bloß an, damit seine Erklärung der Komödie mit der Aristotelischen nicht so geradezu zu streiten scheine. Aristoteles hat die Neue Komödie allerdings erlebt, und er gedenkt ihrer namentlich in der Moral an den Nikomachus, wo er von dem anständigen und unanständigen Scherze handelt. (Lib. IV. cap. 14.) Ἴδοι δ᾽ ἄν τις καὶ ἐκ τῶν κωμῳδιῶν τῶν παλαιῶν καὶ τῶν καινῶν. Τοῖς μὲν γὰρ ἦν γελοῖον ἡ αἰσχρολογία τοῖς δὲ μᾶλλον ἡ ὑπόνοια. Man könnte zwar sagen, daß unter der neuen Komödie hier die mittlere verstanden werde; denn als noch keine neue gewesen, habe nothwendig die mittlere die neue heißen müssen. Man könnte hinzusetzen, daß Aristoteles in eben der Olympiade gestorben, in welcher Menander sein erstes Stück hat aufführen lassen, und zwar noch das Jahr vorher. (*Eusebius* in Chronica ad Olymp. CXIV. 4.) Allein man hat Unrecht, wenn man den Anfang der neuen Komödie von dem Menander rechnet: Menander war der erste Dichter dieser Epoche, dem poetischen Werthe, aber nicht der Zeit nach. Philemon, der dazu gehört, schrieb viel früher, und der Übergang von der mittlern zur neuen Komödie war so unmerklich, daß es dem Aristoteles unmöglich an Mustern der-

nigen Stücken, deren vornehmste, einzige Absicht es war, eine vornehme bekannte Person lächerlich und verhaßt zu machen, waren, außer dem wahren Namen dieser Person, die übrigen fast alle erdichtet, und mit Beziehung auf ihren Stand und Charakter erdichtet.

No. XCI.

Den 15ten März 1768.

Ja, die wahren Namen selbst, kann man sagen, gingen nicht selten mehr auf das Allgemeine, als

---

selben kann gefehlt haben. Aristophanes selbst hatte schon ein solches Muster gegeben; sein Kokalos war so beschaffen, wie ihn Philemon sich mit wenigen Veränderungen zueignen konnte: *Κωκαλον*, heißt es in dem Leben des Aristophanes, *ἐν ᾡ εἰσαγει φθοραν και ἀναγνωρισμον, και τ᾽αλλα παντα ἁ ἐζηλωσε Μεναδρος*. Wie nun also Aristophanes Muster von allen verschiedenen Abänderungen der Komödie gegeben, so konnte auch Aristoteles seine Erklärung der Komödie überhaupt auf sie alle einrichten. Das that er denn; und die Komödie hat nachher keine Erweiterung bekommen, für welche diese Erklärung zu enge geworden wäre. Hurd hätte sie nur recht verstehen dürfen, und er würde gar nicht nöthig gehabt haben, um seine an und für sich richtigen Begriffe von der Komödie außer allen Streit mit den Aristotelischen zu setzen, seine Zuflucht zu der vermeintlichen Unerfahrenheit des Aristoteles zu nehmen.

auf das Einzelne. Unter dem Namen Sokrates wollte Aristophanes nicht den einzelnen Sokrates, sondern alle Sophisten, die sich mit Erziehung junger Leute bemengten, lächerlich und verdächtig machen. Der gefährliche Sophist überhaupt war sein Gegenstand, und er nannte diesen nur Sokrates, weil Sokrates als ein solcher verschrieen war. Daher eine Menge Züge, die auf den Sokrates gar nicht paßten; so daß Sokrates in dem Theater getrost aufstehen und sich der Vergleichung preis geben konnte! Aber wie sehr verkennt man das Wesen der Komödie, wenn man diese nicht treffenden Züge für nichts als muthwillige Verläumdungen erklärt, und sie durchaus dafür nicht erkennen will, was sie doch sind, für Erweiterungen des einzelnen Charakters, für Erhebungen des Persönlichen zum Allgemeinen!

Hier ließe sich von dem Gebrauche der wahren Namen in der griechischen Komödie überhaupt Verschiedenes sagen, was von den Gelehrten so genau noch nicht aus einander gesetzt worden, als es wohl verdiente. Es ließe sich anmerken, daß dieser Gebrauch keinesweges in der ältern griechischen Komödie allgemein gewesen;*) daß sich nur der und jener

*) Wenn, nach dem Aristoteles, das Schema der Komödie von dem Margites des Homer, οὐ ψογον, ἀλλα το γελοιον δραματοποὶησαντος, genommen worden, so wird man, allem Ansehn nach, auch gleich Anfangs die erdichteten Namen mit eingeführt haben.

Dichter gelegentlich desselben erkühnt habe,*) daß er folglich nicht als ein unterscheidendes Merkmal

---

Denn Margites war wohl nicht der Name einer gewissen Person: indem *Μαργειτης* wohl eher von *μαργης* gemacht worden, als daß *μαργης* von *Μαργειτης* sollte entstanden seyn. Von verschiedenen Dichtern der alten Komödie finden wir es auch ausdrücklich angemerkt, daß sie sich aller Anzüglichkeiten enthalten, welches bei wahren Namen nicht möglich gewesen wäre. Z. E. von dem Pherekrates.

*) Die persönliche und namentliche Satyre war so wenig eine wesentliche Eigenschaft der alten Komödie, daß man vielmehr denjenigen ihrer Dichter gar wohl kennt, der sich ihrer zuerst erkühnte. Es war Cratinus, welcher zuerst *τῳ χαριεντι της κωμῳδιας το ἀφελιμον προςεθηκε, τους κακως πραττοντας διαβαλλων, και ὡσπερ δημοσιᾳ μαστιγι τῃ κωμῳδιᾳ κολαζων.* Und auch dieser wagte sich nur Anfangs an gemeine verworfene Leute, von deren Ahndung er nichts zu befürchten hatte. Aristophanes wollte sich die Ehre nicht nehmen lassen, daß er es sey, welcher sich zuerst an die Großen des Reichs gemacht habe: Ir. v. 750.

Οὐκ ἰδιωτας ἀνθρωπισκους κωμωδων, οὐδε γυναικας,
Ἀλλ' Ἡρακλεους ὀργην τιν' ἐχων, τοισι μεγιστοις ἠπιχερει.

Ja, er hätte lieber gar diese Kühnheit als sein eigenes Privilegium betrachten mögen. Er war höchst eifersüchtig, als er sah, daß ihm so viele andere Dichter, die er verachtete, darin nachfolgten.

dieser Epoche der Komödie zu betrachten sey.*) Es ließe sich zeigen, daß, als es endlich durch ausdrück-

*) Welches gleichwohl fast immer geschieht. Ja, man geht noch weiter, und will behaupten, daß mit den wahren Namen auch wahre Begebenheiten verbunden gewesen, an welchen die Erfindung des Dichters keinen Theil gehabt. Dacier selbst sagt: Aristôte n'a pu vouloir dire qu'Epicharmus et Phormis inventèrent les sujets de leurs pièces, puisque l'un et l'autre ont été des Poëtes de la vieille Comédie, où il n'y avoit rien de feint, et que ces avantures feintes ne commencèrent à être mises sur le théâtre, que du tems d'Alexandre le Grand, c'est-à-dire, dans la nouvelle Comédie. (Remarque sur le Chap. V. de la Poët. d'Arist.) Man sollte glauben, wer so etwas sagen könne, müßte nie auch nur Einen Blick in den Aristophanes gethan haben. Das Argument, die Fabel der alten griechischen Komödie, waren eben sowohl erdichtet, als es die Argumente und Fabeln der neuen nur immer seyn konnten. Kein einziges von den übrig gebliebenen Stücken des Aristophanes stellt eine Begebenheit vor, die wirklich geschehen wäre; und wie kann man sagen, daß sie der Dichter deßhalb nicht erfunden, weil sie zum Theil auf wirkliche Begebenheiten anspielt? Wenn Aristoteles als ausgemacht annimmt, *ὁτι τον ποιητην μαλλον των μυθων εἰναι δει ποιητην, ἡ των μετρων*: würde er nicht schlechterdings die Verfasser der alten griechischen Komödie aus der Klasse der Dichter haben ausschließen müssen, wenn er geglaubt hätte, daß sie die Argumente ihrer Stücke nicht erfunden? Aber so wie es, nach ihm, in der Tragödie gar wohl mit der poetischen Erfindung bestehen kann, daß Namen und Umstände aus der wahren Geschichte entlehnt sind: so muß es, seiner Meinung nach, auch in der Komödie bestehen können. Es kann

liche Gesetze untersagt war, doch noch immer gewisse Personen von dem Schutze dieser Gesetze entweder namentlich ausgeschlossen waren, oder doch stillschweigend für ausgeschlossen gehalten wurden. In den Stücken des Menander selbst, wurden noch Leute genug bei ihren wahren Namen genannt und lächerlich gemacht.*) Doch ich muß mich nicht aus einer Abschweifung in die andere verlieren.

---

unmöglich seinen Begriffen gemäß gewesen seyn, daß die Komödie dadurch, daß sie wahre Namen brauche und auf wahre Begebenheiten anspiele, wiederum in die Jambische Schmähsucht zurückfalle; vielmehr muß er geglaubt haben, daß sich das καθολου ποιειν λογους ἢ μυθους gar wohl damit vertrage. Er gesteht dieses den ältesten komischen Dichtern, dem Epicharmus, dem Phormis und Krates zu, und wird es gewiß dem Aristophanes nicht abgesprochen haben, ob er schon wußte, wie sehr er nicht allein den Kleon und Hyperbolus, sondern auch den Perikles und Sokrates namentlich mitgenommen.

*) Mit der Strenge, mit welcher Plato das Verbot, jemand in der Komödie lächerlich zu machen, in seiner Republik einführen wollte (μητε λογῳ, μητε εἰκονι, μητε θυμῳ, μητε ἀνευ θυμου, μηδαμως μηδενα των πολιτων κωμῳδειν), ist in der wirklichen Republik niemals darüber gehalten worden. Ich will nicht anführen, daß in den Stücken des Menander noch so mancher Cynische Philosoph, noch so manche Buhlerin mit Namen genannt ward; man könnte antworten, daß dieser Abschaum von Menschen nicht zu den Bürgern gehört. Aber Ktesippus, der Sohn des Chabrias, war doch gewiß Atheniensischer Bürger, so gut wie Einer: und man sehe, was Menander von ihm sagte. (*Menandri* Fr. p. 137. Edit. Cl.)

Ich will nur noch die Anwendung auf die wahren Namen der Tragödie machen. So wie der Aristophanische Sokrates nicht den einzelnen Mann dieses Namens vorstellte, noch vorstellen sollte; so wie dieses personificirte Ideal einer eiteln und gefährlichen Schulweisheit nur darum den Namen Sokrates bekam, weil Sokrates als ein solcher Täuscher und Verführer zum Theil bekannt war, zum Theil noch bekannter werden sollte; so wie bloß der Begriff von Stand und Charakter, den man mit dem Namen Sokrates verband und noch näher verbinden sollte, den Dichter in der Wahl des Namens bestimmte: so ist auch bloß der Begriff des Charakters, den wir mit den Namen Regulus, Cato, Brutus zu verbinden gewohnt sind, die Ursache, warum der tragische Dichter seinen Personen diese Namen ertheilt. Er führt einen Regulus, einen Brutus auf; nicht um uns mit den wirklichen Begegnissen dieser Männer bekannt zu machen, nicht um das Gedächtniß derselben zu erneuern: sondern um uns mit solchen Begegnissen zu unterhalten, die Männern von ihrem Charakter überhaupt begegnen können und müssen. Nun ist es zwar wahr, daß wir diesen ihren Charakter aus ihren wirklichen Begegnissen abstrahirt haben; es folgt aber doch daraus nicht, daß uns auch ihr Charakter wieder auf ihre Begegnisse zurückführen müsse; er kann uns nicht selten weit kürzer, weit natürlicher auf ganz andere bringen, mit welchen jene wirklichen weiter nichts gemein ha=

ben, als daß sie mit ihnen aus einer Quelle, aber auf unzuverfolgenden Umwegen und über Erdstriche hergeflossen sind, welche ihre Lauterkeit verdorben haben. In diesem Falle wird der Poet jene erfundenen den wirklichen schlechterdings vorziehen, aber den Personen noch immer die wahren Namen lassen. Und zwar aus einer doppelten Ursache: einmal, weil wir schon gewohnt sind, bei diesen Namen einen Charakter zu denken, wie er ihn in seiner Allgemeinheit zeigt; zweitens, weil wirklichen Namen auch wirkliche Begebenheiten anzuhängen scheinen, und alles, was einmal geschehen, glaubwürdiger ist, als was nicht geschehen. Die erste dieser Ursachen fließt aus der Verbindung der Aristotelischen Begriffe überhaupt; sie liegt zum Grunde, und Aristoteles hatte nicht nöthig, sich umständlicher bei ihr zu verweilen: wohl aber bei der zweiten, als einer von anderwärts noch dazu kommenden Ursache. Doch diese liegt jetzt außer meinem Wege und die Ausleger insgesammt haben sie weniger mißverstanden, als jene.

Nun also auf die Behauptung des Diderot zurückzukommen. Wenn ich die Lehre des Aristoteles richtig erklärt zu haben glauben darf: so darf ich auch glauben, durch meine Erklärung bewiesen zu haben, daß die Sache selbst unmöglich anders seyn kann, als sie Aristoteles lehrt. Die Charaktere der Tragödie müssen eben so allgemein seyn, als die Charaktere der Komödie. Der Unterschied,

den Diderot behauptet, ist falsch: oder Diderot muß unter der Allgemeinheit eines Charakters ganz etwas anderes verstehen, als Aristoteles darunter verstand.

No. XCII.

Den 18ten März 1768.

Und warum könnte das Letztere nicht seyn? Finde ich doch noch einen andern, nicht minder trefflichen Kunstrichter, der sich fast eben so ausdrückt, als Diderot, fast eben so geradezu dem Aristoteles zu widersprechen scheint, und gleichwohl im Grunde so wenig widerspricht, daß ich ihn vielmehr unter allen Kunstrichtern für denjenigen erkennen muß, der noch das meiste Licht über diese Materie verbreitet hat.

Es ist dieses der englische Kommentator der Horazischen Dichtkunst, Hurd: ein Schriftsteller aus derjenigen Klasse, die durch Übersetzungen bei uns immer am spätesten bekannt werden. Ich möchte ihn aber hier nicht gern anpreisen, um diese seine Bekanntmachung zu beschleunigen. Wenn der Deutsche, der ihr gewachsen wäre, sich noch nicht gefunden hat; so dürften vielleicht auch der Leser unter uns noch nicht viele seyn, denen daran gelegen wäre.

Der fleißige Mann, voll guten Willens, übereile sich also lieber damit nicht, und sehe, was ich von einem noch unübersetzten guten Buche hier sage, ja für keinen Wink an, den ich seiner allezeit fertigen Feder geben wollen.

Hurd hat seinem Kommentar eine Abhandlung, über die verschiedenen Gebiete des Drama, beigefügt. Denn er glaubte bemerkt zu haben, daß bisher nur die allgemeinen Gesetze dieser Dichtungsart in Erwägung gezogen worden, ohne die Grenzen der verschiedenen Gattungen derselben festzusetzen. Gleichwohl müsse auch dieses geschehen, um von dem eigenen Verdienste einer jeden Gattung insbesondere ein billiges Urtheil zu fällen. Nachdem er also die Absicht des Drama überhaupt und der drei Gattungen desselben, die er vor sich findet, der Tragödie, der Komödie und des Possenspiels, insbesondere festgesetzt: so folgert er, aus jener allgemeinen und aus diesen besonderen Absichten, sowohl diejenigen Eigenschaften, welche sie unter sich gemein haben, als diejenigen, in welchen sie von einander unterschieden seyn müssen.

Unter die letzteren rechnet er, in Ansehung der Komödie und Tragödie, auch diese, daß der Tragödie eine wahre, der Komödie hingegen eine erdichtete Begebenheit zuträglicher sey. Hierauf fährt er fort: The same Genius in the two dramas is observable, in their draught of *characters*. Comedy makes all its characters *general*: Tragedy,

particular. The *Avare* of Moliere is not so properly the picture of a *covetous man*, as of *covetousness* itself. Racine's *Nero* on the other hand, is not a picture of *cruelty*, but of a cruel man. D. i. „In dem nämlichen Geiste schildern die zwei Gattungen des Drama auch ihre Charaktere. Die Komödie macht alle ihre Charaktere general; die Tragödie partikular. Der Geizige des Moliere ist nicht so eigentlich das Gemälde eines geizigen Mannes, als des Geizes selbst. Racine's Nero hingegen ist nicht das Gemälde der Grausamkeit, sondern nur eines grausamen Mannes."

Hurd scheint so zu schließen: wenn die Tragödie eine wahre Begebenheit erfordert, so müssen auch ihre Charaktere wahr, das ist, so beschaffen seyn, wie sie wirklich in den Individuen existiren; wenn hingegen die Komödie sich mit erdichteten Begebenheiten begnügen kann, wenn ihr wahrscheinliche Begebenheiten, in welchen sich die Charaktere nach allem ihrem Umfange zeigen können, lieber sind, als wahre, die ihnen einen so weiten Spielraum nicht erlauben, so dürfen und müssen auch ihre Charaktere selbst allgemeiner seyn, als sie in der Natur existiren; angesehen dem allgemeinen selbst, in unserer Einbildungskraft eine Art von Existenz zukommt, die sich gegen die wirkliche Existenz des Einzelnen eben wie das Wahrscheinliche zu dem Wahren verhält.

Ich will jetzt nicht untersuchen, ob diese Art zu schließen nicht ein bloßer Zirkel ist: ich will die Schlußfolge bloß annehmen, so wie sie da liegt und wie sie der Lehre des Aristoteles schnurstracks zu widersprechen scheint. Doch, wie gesagt, sie scheint es bloß, welches aus der weitern Erklärung des Hurd erhellt.

„Es wird aber," fährt er fort, „hier dienlich seyn, einer doppelten Verstoßung vorzubeugen, welche der eben angeführte Grundsatz zu begünstigen scheinen könnte."

„Der erste betrifft die Tragödie, von der ich gesagt habe, daß sie partikuläre Charaktere zeige. Ich meine, ihre Charaktere sind partikulärer, als die Charaktere der Komödie. Das ist: die Absicht der Tragödie verlangt es nicht und erlaubt es nicht, daß der Dichter von den charakteristischen Umständen, durch welche sich die Sitten schildern, so viele zusammenzieht, als die Komödie. Denn in jener wird von dem Charakter nicht mehr gezeigt, als so viel der Verlauf der Handlung unumgänglich erfordert. In dieser hingegen werden alle Züge, durch die er sich zu unterscheiden pflegt, mit Fleiß aufgesucht und angebracht."

„Es ist fast, wie mit dem Portraitmalen. Wenn ein großer Meister ein einzelnes Gesicht abmalen soll, so giebt er ihm alle die Lineamente, die er in ihm findet, und macht es Gesichtern von der nämlichen Art nur so weit ähnlich, als es ohne Ver=

letzung des allergeringsten eigenthümlichen Zuges geschehen kann. Soll ebenderselbe Künstler hingegen einen Kopf überhaupt malen, so wird er alle die gewöhnlichen Mienen und Züge zusammen anzubringen suchen, von denen er in der gesammten Gattung bemerkt hat, daß sie die Idee am kräftigsten ausdrücken, die er sich jetzt in Gedanken gemacht hat, und in seinem Gemälde darstellen will."

„Eben so unterscheiden sich die Schildereien der beiden Gattungen des Drama: woraus denn erhellt, daß, wenn ich den tragischen Charakter partikular nenne, ich bloß sagen will, daß er die Art, zu welcher er gehört, weniger vorstellig macht, als der komische; nicht aber, daß das, was man von dem Charakter zu zeigen für gut befindet, es mag nun so wenig seyn, als es will, nicht nach dem Allgemeinen entworfen seyn sollte, als wovon ich das Gegentheil anderwärts behauptet, und umständlich erläutert habe."*)

„Was zweitens die Komödie anbelangt, so

*) Bei den Versen der Horazischen Dichtkunst: Respicere exemplar vitae morumque jubebo Doctum imitatorem, et veras hinc ducere voces, wo Hurd zeigt, daß die Wahrheit, welche Horaz hier verlangt, einen solchen Ausdruck bedeute, als der allgemeinen Natur der Dinge gemäß ist; Falschheit hingegen das heiße, was zwar dem vorhabenden besondern Falle angemessen, aber nicht mit jener allgemeinen Natur übereinstimmend sey.

habe ich gesagt, daß sie generale Charaktere geben müsse und habe zum Beispiele den Geizigen des Moliere angeführt, der mehr der Idee des Geizes, als eines wirklichen geizigen Mannes entspricht. Doch auch hier muß man meine Worte nicht in aller ihrer Strenge nehmen. Moliere dünkt mich in diesem Beispiele selbst fehlerhaft; ob es schon sonst, mit der erforderlichen Erklärung, nicht ganz unschicklich seyn wird, meine Meinung begreiflich zu machen."

„Da die komische Bühne die Absicht hat, Charaktere zu schildern, so meine ich, kann diese Absicht am vollkommensten erreicht werden, wenn sie diese Charaktere so allgemein macht, als möglich. Denn indem auf diese Weise die in dem Stücke aufgeführte Person gleichsam der Repräsentant aller Charaktere dieser Art wird, so kann unsere Lust an der Wahrheit der Vorstellung so viel Nahrung darin finden, als nur möglich. Es muß aber sodann die Allgemeinheit sich nicht bis auf unsern Begriff von den möglichen Wirkungen des Charakters, im Abstraktum betrachtet, erstrecken, sondern nur bis auf die wirkliche Äußerung seiner Kräfte, so wie sie von der Erfahrung gerechtfertigt werden, und im gemeinen Leben Statt finden können. Hierin haben Moliere, und vor ihm Plautus, gefehlt; statt der Abbildung eines geizigen Mannes haben sie uns eine grillenhafte widrige Schilderung der Leidenschaft des Geizes gegeben. Ich nenne es

eine grillenhafte Schilderung, weil sie kein Urbild in der Natur hat. Ich nenne es eine widrige Schilderung; denn da es die Schilderung einer einfachen unvermischten Leidenschaft ist, so fehlen ihr alle die Lichter und Schatten, deren richtige Verbindung allein ihr Kraft und Leben ertheilen könnte. Diese Lichter und Schatten sind die Vermischung verschiedener Leidenschaften, welche mit der vornehmsten oder herrschenden Leidenschaft zusammen den menschlichen Charakter ausmachen; und diese Vermischung muß sich in jedem dramatischen Gemälde von Sitten finden, weil es zugestanden ist, daß das Drama vornehmlich das wirkliche Leben abbilden soll. Doch aber muß die Zeichnung der herrschenden Leidenschaft so allgemein entworfen seyn, als es ihr Streit mit den anderen in der Natur nur immer zulassen will, damit der vorzustellende Charakter sich desto kräftiger ausdrücke.

No. XCIII.

Den 22sten März 1768.

„Alles dieses läßt sich abermals aus der Malerei sehr wohl erläutern. In charakteristischen Portraiten, wie wir diejenigen nennen können, welche eine Abbildung der Sitten geben sollen, wird

der Artist, wenn er ein Mann von wirklicher Fähigkeit ist, nicht auf die Möglichkeit einer abstrakten Idee losarbeiten. Alles, was er sich vornimmt, zu zeigen, wird dieses seyn, daß irgend eine Eigenschaft die herrschende ist; diese drückt er stark und durch solche Zeichen aus, als sich in den Wirkungen der herrschenden Leidenschaft am sichtbarsten äußern. Und wenn er dieses gethan hat, so dürfen wir, nach der gemeinen Art zu reden, oder, wenn man will, als ein Kompliment gegen seine Kunst, gar wohl von einem solchen Portraite sagen, daß es uns nicht sowohl den Menschen, als die Leidenschaft zeige; gerade so, wie die Alten von der berühmten Bildsäule des Apollodorus vom Silanion angemerkt haben, daß sie nicht sowohl den zornigen Apollodorus, als die Leidenschaft des Zornes vorstelle.*) Dieses aber muß bloß so verstanden werden, daß er die hauptsächlichen Züge der vorgebildeten Leidenschaft gut ausgedrückt habe. Denn im Übrigen behandelt er seinen Vorwurf eben so, wie er jeden andern behandeln würde: das ist, er vergißt die mitverbundenen Eigenschaften nicht, und nimmt das allgemeine Ebenmaaß und Verhältniß, welches man an einer menschlichen Figur erwartet, in Acht. Und das heißt denn die Natur schildern, welche uns kein Beispiel von einem Menschen giebt, der ganz und gar in

---

*) Non hominem ex aere fecit, sed iracundiam. *Plin.* lib. 34, 8.

eine einzige Leidenschaft verwandelt wäre. Keine Metamorphosis könnte seltsamer und unglaublicher seyn. Gleichwohl sind Portraite in diesem tadelhaften Geschmacke verfertigt, die Bewunderung gemeiner Gaffer, die, wenn sie in einer Sammlung das Gemälde, z. E. eines Geizigen, (denn ein gewöhnlicheres giebt es wohl in dieser Gattung nicht), erblicken, und nach dieser Idee jede Muskel, jeden Zug angestrengt, verzerrt und überladen finden, sicherlich nicht ermangeln, ihre Billigung und Bewunderung darüber zu äußern. — Nach diesem Begriffe der Vortrefflichkeit würde le Brun's Buch von den Leidenschaften, eine Folge der besten und richtigsten moralischen Portraite enthalten: und die Charaktere des Theophrast müßten, in Absicht auf das Drama, den Charakteren des Terenz weit vorzuziehen seyn."

„Über das erstere dieser Urtheile würde jeder Virtuose in den bildenden Künsten unstreitig lachen. Das letztere aber, fürchte ich, dürften wohl nicht alle so seltsam finden; wenigstens, nach der Praxis verschiedener unserer besten komischen Schriftsteller und nach dem Beifalle zu urtheilen, welchen dergleichen Stücke gemeiniglich gefunden haben. Es ließen sich leicht fast aus allen charakteristischen Komödien Beispiele anführen. Wer aber die Ungereimtheit, dramatische Sitten nach abstrakten Ideen auszuführen, in ihrem völligen Lichte sehen will, der darf nur B. Johnson's Jedermann aus seinem Hu-

mor*) vor sich nehmen; welches ein charakteristisches Stück seyn soll, in der That aber nichts, als

*) Beim B. Johnson sind zwei Komödien, die er vom Humor benannt hat: die eine Every Man in his Humour, und die andere Every Man out of his Humour. Das Wort Humor war zu seiner Zeit aufgekommen, und wurde auf die lächerlichste Weise gemißbraucht. Sowohl diesen Mißbrauch, als den eigentlichen Sinn desselben, bemerkt er in folgender Stelle selbst:

As when some one peculiar quality
Doth so possess a Man, that it doth draw
All his affects, his spirits, and his powers,
In their constructions, all to run one way,
This may be truly said to be a humour.
But that a rook by wearing a py'd feather,
The cable hatband, or the three-pil'd ruff,
A yard of shoe-tye, or the Switzers knot
On his French garters, should affect a humour!
O, it is more than most ridiculous.

In der Geschichte des Humors sind beide Stücke des Johnson also sehr wichtige Dokumente, und das letztere noch mehr, als das erstere. Der Humor, den wir den Engländern jetzt so vorzüglich zuschreiben, war damals bei ihnen großen Theils Affektation; und vornehmlich diese Affektation lächerlich zu machen, schilderte Johnson den Humor. Die Sache genau zu nehmen, müßte auch nur der affektirte, und nie der wahre Humor ein Gegenstand der Komödie seyn. Denn nur die Begierde, sich vor Anderen auszuzeichnen, sich durch etwas Eigenthümliches merkbar zu machen, ist allgemeine menschliche Schwachheit, die, nach Beschaffenheit der Mittel, welche sie wählt, sehr lächerlich, oder auch sehr strafbar werden kann. Das aber, wo=

eine unnatürliche, und, wie es die Maler nennen würden, harte Schilderung einer Gruppe von für

---

durch die Natur selbst, oder eine anhaltende zur Natur gewordene Gewohnheit, einen einzelnen Menschen vor allen anderen auszeichnet, ist viel zu speziell, als daß es sich mit der allgemeinen philosophischen Absicht des Drama vertragen könnte. Der überhäufte Humor in vielen Englischen Stücken, dürfte sonach auch wohl das Eigene, aber nicht das Bessere derselben seyn. Gewiß ist es, daß sich in dem Drama der Alten keine Spur von Humor findet. Die alten dramatischen Dichter wußten das Kunststück, ihre Personen auch ohne Humor zu individualisiren; ja, die alten Dichter überhaupt. Wohl aber zeigen die alten Geschichtschreiber und Redner dann und wann Humor; wenn nämlich die historische Wahrheit, oder die Aufklärung eines gewissen Faktums, diese genaue Schilderung καθ᾽ ἑκαστον erfordert. Ich habe Exempel davon fleißig gesammelt, die ich auch bloß darum in Ordnung bringen zu können wünschte, um gelegentlich einen Fehler wieder gut zu machen, der ziemlich allgemein geworden ist. Wir übersetzen nämlich jetzt, fast durchgängig, Humor durch Laune; und ich glaube mir bewußt zu seyn, daß ich der Erste bin, der es so übersetzt hat. Ich habe sehr Unrecht daran gethan, und ich wünschte, daß man mir nicht gefolgt wäre. Denn ich glaube es unwidersprechlich beweisen zu können, daß Humor und Laune ganz verschiedene, ja, in gewissem Verstande, ganz entgegengesetzte Dinge sind. Laune kann zu Humor werden; aber Humor ist, außer diesem einzigen Falle, nie Laune. Ich hätte die Abstammung unseres deutschen Wortes und den gewöhnlichen Gebrauch desselben besser untersuchen und genauer erwägen sollen. Ich schloß zu eilig, weil Laune das französische Hu-

sich bestehenden Leidenschaften ist, wovon man das Urbild in dem wirklichen Leben nirgends findet. Dennoch hat die Komödie immer ihre Bewunderer gehabt; und besonders muß Randolph von ihrer Einrichtung sehr bezaubert gewesen seyn, weil er sie in seinem Spiegel der Muse ausdrücklich nachgeahmt zu haben scheint."

„Auch hierin, müssen wir anmerken, ist Shakespeare, so wie in allen anderen noch wesentlicheren Schönheiten des Drama, ein vollkommenes Muster.

---

meur ausdrücke, daß es auch das englische Humour ausdrücken könnte; aber die Franzosen selbst können Humour nicht durch Humeur übersetzen. — Von den genannten zwei Stücken des Johnson hat das erste, Jedermann in seinem Humor, den von Hurd hier gerügten Fehler weit weniger. Der Humor, den die Personen desselben zeigen, ist weder so individuell, noch so überladen, daß er mit der gewöhnlichen Natur nicht bestehen könnte; sie sind auch alle zu einer gemeinschaftlichen Handlung so ziemlich verbunden. In dem zweiten hingegen, Jedermann aus seinem Humor, ist fast nicht die geringste Fabel; es treten eine Menge der wunderlichsten Narren nach einander auf, man weiß weder wie, noch warum; und ihr Gespräch ist überall durch ein Paar Freunde des Verfassers unterbrochen, die unter dem Namen Grex eingeführt sind, und Betrachtungen über die Charaktere der Personen, und über die Kunst des Dichters, sie zu behandeln, anstellen. Das aus seinem Humor, out of his humour, zeigt an, daß alle die Personen in Umstände gerathen, in welchen sie ihres Humors satt und überdrüssig werden.

Wer seine Komödien in dieser Absicht aufmerksam durchlesen will, wird finden, daß seine auch noch so kräftig gezeichneten Charaktere, den größten Theil ihrer Rollen durch, sich vollkommen wie alle anderen ausdrücken, und ihre wesentlichen und herrschenden Eigenschaften nur gelegentlich, so wie die Umstände eine ungezwungene Äußerung veranlassen, an den Tag legen. Diese besondere Vortrefflichkeit seiner Komödien entstand daher, daß er die Natur getreulich kopirte und sein reges und feuriges Genie auf alles aufmerksam war, was ihm in dem Verlaufe der Scenen Dienliches aufstoßen konnte: da hingegen Nachahmung und geringere Fähigkeiten kleine Skribenten verleiten, sich um die Fertigkeit zu beeifern, diesen Einen Zweck keinen Augenblick aus dem Gesichte zu lassen, und mit der ängstlichsten Sorgfalt ihre Lieblingscharaktere in beständigem Spiele und ununterbrochener Thätigkeit zu erhalten. Man könnte über diese ungeschickte Anstrengung ihres Witzes sagen, daß sie mit den Personen ihres Stücks nicht anders umgehen, als gewisse spaßhafte Leute mit ihren Bekannten, denen sie mit ihren Höflichkeiten so zusetzen, daß sie ihren Antheil an der allgemeinen Unterhaltung gar nicht nehmen können, sondern nur immer, zum Vergnügen der Gesellschaft, Sprünge und Männerchen machen müssen."

No. XCIV.

Den 25sten März 1768.

Und so viel von der Allgemeinheit der komischen Charaktere, und den Grenzen dieser Allgemeinheit, nach der Idee des Hurd! — Doch es wird nöthig seyn, noch erst die zweite Stelle beizubringen, wo er erklärt zu haben versichert, in wie weit auch den tragischen Charakteren, ob sie schon nur partikular wären, dennoch eine Allgemeinheit zukomme: ehe wir den Schluß überhaupt machen können, ob und wie Hurd mit Diderot, und beide mit dem Aristoteles übereinstimmen.

„Wahrheit," sagt er, „heißt in der Poesie ein solcher Ausdruck, als der allgemeinen Natur der Dinge gemäß ist; Falschheit hingegen ein solcher, als sich zwar zu dem vorhergehenden besondern Falle schickt, aber nicht mit jener allgemeinen Natur übereinstimmt. Diese Wahrheit des Ausdrucks in der dramatischen Poesie zu erreichen, empfiehlt Horaz*) zwei Dinge: einmal, die Sokratische Philosophie fleißig zu studiren; zweitens, sich um eine genaue Kenntniß des menschlichen Lebens zu bewerben. Jenes, weil es der eigenthümliche Vorzug dieser Schule ist, ad veritatem vitae proprius accedere; **) dieses, um unserer Nachahmung eine

*) De arte poët. v. 310. 317. 318.

**) De Orat. I. 51.

desto allgemeinere Ähnlichkeit ertheilen zu können. Sich hiervon zu überzeugen, darf man nur erwägen, daß man sich in Werken der Nachahmung an die Wahrheit zu genau halten kann; und dieses auf doppelte Weise. Denn entweder kann der Künstler, wenn er die Natur nachbilden will, sich zu ängstlich befleißigen, alle und jede Besonderheiten seines Gegenstandes anzudeuten, und so die allgemeine Idee der Gattung auszudrücken verfehlen. Oder er kann, wenn er sich diese allgemeine Idee zu ertheilen bemüht, sie aus zu vielen Fällen des wirklichen Lebens, nach seinem weitesten Umfange, zusammensetzen; da er sie vielmehr von dem lautern Begriffe, der sich bloß in der Vorstellung der Seele findet, hernehmen sollte. Dieses letztere ist der allgemeine Tadel, womit die Schule der Niederländischen Maler zu belegen, als die ihre Vorbilder aus der wirklichen Natur, und nicht, wie die Italienische, von dem geistigen Ideale der Schönheit entlehnt.*) Jenes aber entspricht einem andern Fehler, den man gleichfalls den Niederländischen Meistern vorwirft, und der dieser ist, daß sie lieber die

*) Nach Maßgebung der Antiken. Nec enim Phidias, cum faceret Jovis formam aut Minervae, contemplabatur aliquem, e quo similitudinem duceret: sed ipsius in mente insidebat *species pulchritudinis eximia quaedam*, quam intuens in eaque defixus ad illius similitudinem artem et manum dirigebat. (Cic. Orat. 2.)

besondere, seltsame und groteske, als die allgemeine und reizende Natur, sich zum Vorbilde wählen."

„Wir sehen also, daß der Dichter, indem er sich von der eigenen und besondern Wahrheit entfernt, desto getreuer die allgemeine Wahrheit nachahmt. Und hieraus ergiebt sich die Antwort auf jenen spitzfindigen Einwurf, den Plato gegen die Poesie ausgegrübelt hätte, und nicht ohne Selbstzufriedenheit vorzutragen schien. Nämlich, daß die poetische Nachahmung uns die Wahrheit nur sehr von weitem zeigen könne. Denn, der poetische Ausdruck, sagt der Philosoph, ist das Abbild von des Dichters eigenen Begriffen; die Begriffe des Dichters sind das Abbild der Dinge; und die Dinge das Abbild des Urbildes, welches in dem göttlichen Verstande existirt. Folglich ist der Ausdruck des Dichters nur das Bild von dem Bilde eines Bildes, und liefert uns ursprüngliche Wahrheit nur gleichsam aus der dritten Hand.*) Aber alle diese Vernünftelei fällt weg, sobald man die nur gedachte Regel des Dichters gehörig faßt, und fleißig in Ausübung bringt. Denn indem der Dichter von den Wesen alles absondert, was allein das Individuum angeht und unterscheidet, überspringt sein Begriff gleichsam alle die zwischen inne liegenden besonderen Gegenstände, und erhebt sich, so viel

*) *Plato*, de Republ. l. X.

möglich, zu dem göttlichen Urbilde, um so das unmittelbare Nachbild der Wahrheit zu werden. Hieraus lernt man denn auch einsehen, was und wie viel jenes ungewöhnliche Lob, welches der große Kunstrichter der Dichtkunst ertheilt, sagen wolle; daß sie, gegen die Geschichte genommen, das ernstere und philosophischere Studium sey: *φιλοσοφωτερον και σπουδαιοτερον ποιησις ἱστοριας ἐστιν*. Die Ursache, welche gleich darauf folgt, ist nun gleichfalls sehr begreiflich: *ἡ μεν γαρ ποιησις μαλλον τα καθολου, ἡ δ' ἱστορια τα καθ' ἑκαστον λεγει.**) Ferner wird hieraus ein wesentlicher Unterschied deutlich, der sich, wie man sagt, zwischen den zwei großen Nebenbuhlern der griechischen Bühne soll befunden haben. Wenn man dem Sophokles vorwarf, daß es seinen Charakteren an Wahrheit fehle, so pflegte er sich damit zu verantworten, daß er die Menschen so schildere, wie sie seyn sollten, Euripides aber so, wie sie wären. *Σοφοκλης ἐφη, αὐτος μεν οἱους δει ποιειν, Ευριπιδης δε οἱοι εἰσι.***) Der Sinn hiervon ist dieser: Sophokles hatte, durch seinen ausgebreitetern Umgang mit Menschen, die eingeschränkte enge Vorstellung, welche aus der Betrachtung einzelner Charaktere entsteht, in einen vollständigen Begriff des Geschlechts erweitert; der philoso-

---

*) Dichtkunst, Kap. 9.

**) Dichtkunst, Kap. 25.

phische Euripides hingegen, der seine meiste Zeit in der Akademie zugebracht hatte, und von da aus das Leben übersehen wollte, hielt seinen Blick zu sehr auf das Einzelne, auf wirklich existirende Personen geheftet, versenkte das Geschlecht in das Individuum, und malte folglich, den vorhabenden Gegenständen nach, seine Charaktere zwar natürlich und wahr, aber auch dann und wann ohne die höhere allgemeine Ähnlichkeit, die zur Vollendung der poetischen Wahrheit erfordert wird. *)

---

*) Diese Erklärung ist der, welche Dacier von der Stelle des Aristoteles giebt, weit vorzuziehen. Nach den Worten der Übersetzung scheint Dacier zwar eben das zu sagen, was Hurd sagt: que Sophocle faisoit ses Héros, comme ils devoient être, et qu'Euripide les faisoit, comme ils étoient. Aber er verbindet im Grunde einen ganz andern Begriff damit. Hurd versteht unter dem Wie sie seyn sollten, die allgemeine abstrakte Idee des Geschlechts, nach welcher der Dichter seine Personen mehr, als nach ihren individuellen Verschiedenheiten schildern müsse. Dacier aber denkt sich dabei eine höhere moralische Vollkommenheit, wie sie der Mensch zu erreichen fähig sey, ob er sie gleich nur selten erreiche; und diese, sagt er, habe Sophokles seinen Personen gewöhnlicher Weise beigelegt; Sophocle tâchoit de rendre ses imitations parfaites, en suivant toujours bien plus ce qu'une belle Nature étoit capable de faire, que ce qu'elle faisoit. Allein diese höhere moralische Vollkommenheit gehört gerade zu jenem allgemeinen Begriffe nicht; sie steht dem Individuum zu, aber nicht dem Geschlechte; und der Dichter, der sie seinen Personen beilegt, schil

„Ein Einwurf stößt gleichwohl hier auf, den wir nicht unangezeigt lassen müssen. Man könnte sagen, „daß philosophische Spekulationen die Begriffe eines Menschen eher abstrakt und allgemein machen, als sie auf das Individuelle einschränken müßten. Das Letztere sey ein Mangel, welcher aus der kleinen Anzahl von Gegenständen entspringe, die den Menschen zu betrachten vorkommen; und diesem Mangel sey nicht allein dadurch abzuhelfen, daß man sich mit mehreren Individuen bekannt mache, als worin die Kenntniß der Welt bestehe; sondern auch dadurch, daß man über die allgemeine Natur der Menschen nachdenke, so wie sie in guten moralischen Büchern gelehrt werde. Denn die Verfasser solcher Bücher hätten ihren allgemeinen Begriff von der menschlichen Natur nicht anders, als aus einer ausgebreiteten Erfahrung (es sey nun ihrer eigenen oder fremden) haben können, ohne welche ihre Bücher sonst von keinem Werthe seyn würden.“ Die Antwort hierauf, dünkt mich, ist diese: durch Erwägung der allgemeinen Natur des Menschen lernt der Philosoph, wie die Handlung beschaffen seyn muß, die aus dem Übergewichte gewisser Neigungen und Eigenschaften entspringt; das ist, er lernt das Betragen überhaupt, welches der beigelegte Cha-

---

dert gerade umgekehrt, mehr in der Manier des Euripides, als des Sophokles. Die weitere Ausführung hiervon verdient mehr, als eine Note.

rakter erfordert. Aber deutlich und zuverläſſig zu wiſſen, wie weit und in welchem Grade von Stärke ſich dieſer oder jener Charakter, bei beſonderen Gelegenheiten, wahrſcheinlicher Weiſe äußern würde, das iſt einzig und allein eine Frucht von unſerer Kenntniß der Welt. Daß Beiſpiele von dem Mangel dieſer Kenntniß bei einem Dichter, wie Euripides war, ſehr häufig ſollten geweſen ſeyn, läßt ſich nicht wohl annehmen; auch werden, wo ſich dergleichen in ſeinen übrig gebliebenen Stücken etwa finden ſollten, ſie ſchwerlich ſo offenbar ſeyn, daß ſie auch einem gemeinen Leſer in die Augen fallen müßten. Es können nur Feinheiten ſeyn, die allein der wahre Kunſtrichter zu unterſcheiden vermögend iſt; und auch dieſem kann, in einer ſolchen Entfernung von Zeit, aus Unwiſſenheit der griechiſchen Sitten, wohl etwas als ein Fehler vorkommen, was im Grunde eine Schönheit iſt. Es würde alſo ein ſehr gefährliches Unternehmen ſeyn, die Stellen im Euripides anzeigen zu wollen, welche Ariſtoteles dieſem Tadel unterworfen zu ſeyn geglaubt hatte. Aber gleichwohl will ich es wagen, eine anzuführen, die, wenn ich ſie auch ſchon nicht nach aller Gerechtigkeit kritiſiren ſollte, wenigſtens meine Meinung zu erläutern dienen kann.

No. XCV.

Den 29sten März 1768.

„Die Geschichte seiner Elektra ist ganz bekannt. Der Dichter hatte, in dem Charakter dieser Prinzessin, ein tugendhaftes, aber mit Stolz und Groll erfülltes Frauenzimmer zu schildern, welches durch die Härte, mit der man sich gegen sie selbst betrug, erbittert war, und durch noch weit stärkere Bewegungsgründe angetrieben ward, den Tod eines Vaters zu rächen. Eine solche heftige Gemüthsverfassung, kann der Philosoph in seinem Winkel wohl schliessen, muß immer sehr bereit seyn, sich zu äußern. Elektra, kann er wohl einsehen, muß, bei der geringsten schicklichen Gelegenheit, ihren Groll an den Tag legen, und die Ausführung ihres Vorhabens beschleunigen zu können wünschen. Aber zu welcher Höhe dieser Groll steigen darf? d. i. wie stark Elektra ihre Rachsucht ausdrücken darf, ohne daß ein Mann, der mit dem menschlichen Geschlechte und mit den Wirkungen der Leidenschaften im Ganzen bekannt ist, dabei ausrufen kann: das ist unwahrscheinlich? Dieses auszumachen, wird die abstrakte Theorie von wenig Nutzen seyn. Sogar eine nur mäßige Bekanntschaft mit dem wirklichen Leben, ist hier nicht hinlänglich, uns zu leiten. Man kann eine Menge Individuen bemerkt haben, welche den Poeten, der den Ausdruck eines solchen Grolles bis auf

das Äußerste getrieben hätte, zu rechtfertigen scheinen. Selbst die Geschichte dürfte vielleicht Exempel an die Hand geben, wo eine tugendhafte Erbitterung auch wohl noch weiter getrieben worden, als es der Dichter hier vorgestellt. Welches sind denn nun also die eigentlichen Grenzen derselben, und wodurch sind sie zu bestimmen? Einzig und allein durch Bemerkung so vieler einzelnen Fälle, als möglich; einzig und allein vermittelst der ausgebreitetsten Kenntniß, wie viel eine solche Erbitterung über dergleichen Charaktere unter dergleichen Umständen, im wirklichen Leben gewöhnlicher Weise vermag. So verschieden diese Kenntniß in Ansehung ihres Umfanges ist, so verschieden wird denn auch die Art der Vorstellung seyn. Und nun wollen wir sehen, wie der vorhandene Charakter von dem Euripides wirklich behandelt worden."

„In der schönen Scene, welche zwischen der Elektra und dem Orestes vorfällt, von dem sie aber noch nicht weiß, daß er ihr Bruder ist, kommt die Unterredung ganz natürlich auf die Unglücksfälle der Elektra, und auf den Urheber derselben, die Klytemnestra, so wie auch auf die Hoffnung, welche Elektra hat, von den Drangsalen durch den Orestes befreiet zu werden. Das Gespräch, wie es hierauf weiter geht, ist dieses:

Orestes. Und Orestes? Gesetzt, er käme nach Argos zurück —

Elektra. Wozu diese Frage, da er, allem Ansehn nach, niemals zurückkommen wird?

Orestes. Aber gesetzt, er käme! Wie müßte er es anfangen, um den Tod seines Vaters zu rächen?

Elektra. Sich eben dessen erkühnen, wessen die Feinde sich gegen seinen Vater erkühnten.

Orestes. Wolltest du es wohl mit ihm wagen, deine Mutter umzubringen?

Elektra. Sie mit dem nämlichen Eisen umbringen, mit welchem sie meinen Vater mordete!

Orestes. Und darf ich das, als deinen festen Entschluß, deinem Bruder vermelden?

Elektra. Ich will meine Mutter umbringen, oder nicht leben!

Das Griechische ist noch stärker:

Θανοιμι, μητρος αἱμ' ἐπισφαξασ' ἐμης.

„Ich will gern des Todes seyn, sobald ich meine Mutter umgebracht habe!"

„Nun kann man nicht behaupten, daß diese letzte Rede schlechterdings unnatürlich sey. Ohne Zweifel haben sich Beispiele genug ereignet, wo unter ähnlichen Umständen die Rache sich eben so heftig ausgedrückt hat. Gleichwohl, denke ich, kann uns die Härte dieses Ausdrucks nicht anders als ein wenig beleidigen. Zum mindesten hielt Sophokles nicht für gut, ihn so weit zu treiben. Bei ihm sagt Elektra unter gleichen Umständen nur das: Jetzt sey dir die Ausführung überlassen! Wäre

ich aber allein geblieben, so glaube mir nur: beides hätte mir gewiß nicht mißlingen sollen: entweder mit Ehren mich zu befreien, oder mit Ehren zu sterben!"

„Ob nun diese Vorstellung des Sophokles der Wahrheit, in so fern sie aus einer ausgebreiteten Erfahrung, d. i. aus der Kenntniß der menschlichen Natur überhaupt, gesammelt worden, nicht weit gemäßer ist, als die Vorstellung des Euripides, will ich denen zu beurtheilen überlassen, die es zu beurtheilen fähig sind. Ist sie es, so kann die Ursache keine andere seyn, als die ich angenommen: daß nämlich Sophokles seine Charaktere so geschildert, als er, unzähligen von ihm beobachteten Beispielen der nämlichen Gattung zufolge, glaubte, daß sie seyn sollten; Euripides aber so, als er in der engern Sphäre seiner Beobachtungen erkannt hatte, daß sie wirklich wären." —

Vortrefflich! Auch unangesehen der Absicht, in welcher ich diese langen Stellen des Hurd angeführt habe, enthalten sie unstreitig so viel feine Bemerkungen, daß es mir der Leser wohl erlassen wird, mich wegen Einschaltung derselben zu entschuldigen. Ich besorge nur, daß er meine Absicht selbst darüber aus den Augen verloren. Sie war aber diese: zu zeigen, daß auch Hurd, so wie Diderot, der Tragödie besondere, und nur der Komödie allgemeine Charaktere zutheile, und dessenungeachtet dem Aristoteles nicht widersprechen

wolle, welcher das Allgemeine von allen poetischen Charakteren, und folglich auch von den tragischen, verlangt. Hurd erklärt sich nämlich so: der tragische Charakter müsse zwar particular oder weniger allgemein seyn, als der komische, d. i. er müsse die Art, zu welcher er gehöre, weniger vorstellig machen; gleichwohl aber müsse das Wenige, was man von ihm zu zeigen für gut finde, nach dem Allgemeinen entworfen seyn, welches Aristoteles fordere.*)

Und nun wäre die Frage, ob Diderot sich auch so verstanden wissen wolle? — Warum nicht, wenn ihm daran gelegen wäre, sich nirgends im Widerspruche mit dem Aristoteles finden zu lassen? Mir wenigstens, dem daran gelegen ist, daß zwei denkende Köpfe von der nämlichen Sache nicht Ja und Nein sagen, könnte es erlaubt seyn, ihm diese Ausflucht zu leihen.

Aber lieber von dieser Ausflucht selbst ein Wort! — Mich dünkt, es ist eine Ausflucht, und ist auch keine. Denn das Wort Allgemein wird offenbar darin in einer doppelten und ganz verschiedenen Bedeutung genommen. Die eine, in welcher es Hurd und Diderot von dem tragischen Charakter verneinen, ist nicht die nämliche, in welcher es Hurd

---

*) In calling the tragic character *particular*, I suppose it only *less representative* of the kind than the comic: not that the draught of so much character as it is concerned to represent should not be *general*.

von ihm bejahet. Freilich beruht eben hierauf die Ausflucht; aber wie, wenn die eine die andere schlechterdings ausschlösse?

In der ersten Bedeutung heißt ein allgemeiner Charakter ein solcher, in welchem man das, was man an mehreren oder allen Individuen bemerkt hat, zusammen nimmt; es heißt mit Einem Worte, ein überladener Charakter; es ist mehr die personificirte Idee eines Charakters, als eine charakterisirte Person. In der andern Bedeutung aber heißt ein allgemeiner Charakter ein solcher, in welchem man von dem, was an mehreren oder anderen Individuen bemerkt worden, einen gewissen Durchschnitt, eine mittlere Proportion angenommen; es heißt mit einem Worte, ein gewöhnlicher Charakter, nicht zwar in so fern der Charakter selbst, sondern nur in so fern der Grad, das Maaß desselben gewöhnlich ist.

Hurd hat vollkommen Recht, das *καθολου* des Aristoteles von der Allgemeinheit in der zweiten Bedeutung zu erklären. Aber wenn denn nun Aristoteles diese Allgemeinheit eben sowohl von den komischen als tragischen Charakteren erfordert: wie ist es möglich, daß der nämliche Charakter zugleich auch jene Allgemeinheit haben kann? Wie ist es möglich, daß er zugleich überladen und gewöhnlich seyn kann? Und gesetzt auch, er wäre so überladen noch lange nicht, als es die Charaktere in dem getadelten Stücke des Johnson sind; gesetzt,

er ließe sich noch gar wohl in einem Individuum gedenken, und man habe Beispiele, daß er sich wirklich in mehreren Menschen eben so stark, eben so ununterbrochen geäußert habe: würde er dessenungeachtet nicht auch noch viel ungewöhnlicher seyn, als jene Allgemeinheit des Aristoteles zu seyn erlaubt?

Das ist die Schwierigkeit! — Ich erinnere hier meine Leser, daß diese Blätter nichts weniger, als ein dramatisches System enthalten sollen. Ich bin also nicht verpflichtet, alle die Schwierigkeiten aufzulösen, die ich mache. Meine Gedanken mögen immer sich weniger zu verbinden, ja wohl gar sich zu widersprechen scheinen: wenn es denn nur Gedanken sind, bei welchen sie Stoff finden, selbst zu denken. Hier will ich nichts, als Fermenta cognitionis ausstreuen.

No. XCVI.

Den 1sten April 1768.

Den zwei und funfzigsten Abend (Dienstags, den 28sten Julius) wurden des Herrn Romanus Brüder wiederholt.

Oder sollte ich nicht vielmehr sagen: die Brüder des Herrn Romanus? Nach einer Annehmung

nämlich, welche Donatus bei Gelegenheit der Brüder des Terenz macht: Hanc dicunt fabulam secundo loco actam, etiam tum rudi nomine poëtae; itaque sic pronunciatam, Adelphoi Terenti, non Terenti Adelphoi, quod adhuc magis de fabula nomine poëta, quam de poëtae nomine fabula commendabatur. Herr Romanus hat seine Komödien zwar ohne seinen Namen herausgegeben; aber doch ist sein Name durch sie bekannt geworden. Noch jetzt sind diejenigen Stücke, die sich auf unserer Bühne von ihm erhalten haben, eine Empfehlung seines Namens, der in Provinzen Deutschlands genannt wird, wo er ohne sie wohl nie wäre gehört worden. Aber welches widrige Schicksal hat auch diesen Mann abgehalten, mit seinen Arbeiten für das Theater so lange fortzufahren, bis die Stücke aufgehört hätten, seinen Namen zu empfehlen, und sein Name dafür die Stücke empfohlen hätte?

Das Meiste, was wir Deutschen noch in der schönen Litteratur haben, sind Versuche junger Leute. Ja, das Vorurtheil ist bei uns fast allgemein, daß es nur jungen Leuten zukomme, in diesem Felde zu arbeiten. Männer, sagt man, haben ernsthaftere Studien, oder wichtigere Geschäfte, zu welchen sie die Kirche oder der Staat auffordert. Verse und Komödien heißen Spielwerke; allenfalls nicht unnütze Vorübungen, mit welchen man sich höchstens bis in sein fünf und zwanzigstes Jahr beschäftigen

darf. Sobald wir uns dem männlichen Alter nähern, sollen wir fein alle unsere Kräfte einem nützlichen Amte widmen; und läßt uns dieses Amt einige Zeit, etwas zu schreiben, so soll man ja nichts anderes schreiben, als was mit der Gravität und dem bürgerlichen Range desselben bestehen kann: ein hübsches Compendium aus den höheren Facultäten, eine gute Chronik von der lieben Vaterstadt, eine erbauliche Predigt und dergleichen.

Daher kommt es denn auch, daß unsere schöne Litteratur, ich will nicht bloß sagen gegen die schöne Litteratur der Alten, sondern sogar, fast gegen aller neueren polirten Völker ihre, ein so jugendliches, ja kindisches Ansehn hat, und noch lange, lange haben wird. An Blut und Leben, an Farbe und Feuer fehlt es ihr endlich nicht; aber Kräfte und Nerven, Mark und Knochen mangeln ihr noch sehr. Sie hat noch so wenig Werke, die ein Mann, der im Denken geübt ist, gern zur Hand nimmt, wenn er, zu seiner Erholung und Stärkung, einmal außer dem einförmigen ekeln Zirkel seiner alltäglichen Beschäftigungen denken will! Welche Nahrung kann so ein Mann wohl z. E. in unseren höchst trivialen Komödien finden? Wortspiele, Sprichwörter, Späßchen, wie man sie alle Tage auf den Gassen hört: solches Zeug macht zwar das Parterre zu lachen, das sich vergnügt, so gut es kann; wer aber von ihm mehr als den Bauch erschüttern will, wer zugleich

mit seinem Verstande lachen will, der ist einmal da gewesen und kommt nicht wieder.

Wer nichts hat, der kann nichts geben. Ein junger Mensch, der erst selbst in die Welt tritt, kann unmöglich die Welt kennen und sie schildern. Das größte komische Genie zeigt sich in seinen jugendlichen Werken hohl und leer; selbst von den ersten Stücken des Menander sagt Plutarch,*) daß sie mit seinen späteren und letzteren Stücken gar nicht zu vergleichen gewesen. Aus diesen aber, setzt er hinzu, könne man schließen, was er noch würde geleistet haben, wenn er länger gelebt hätte. Und wie jung meint man wohl, daß Menander starb? Wie viele Komödieen meint man wohl, daß er erst geschrieben hatte? Nicht weniger als hundert und fünfe; und nicht jünger als zwei und funfzig.

Keiner von allen unseren verstorbenen komischen Dichtern, von denen es sich noch der Mühe verlohnte zu reden, ist so alt geworden; keiner von den jetzt lebenden ist es noch zur Zeit; keiner von beiden hat das vierte Theil so viel Stücke gemacht. Und die Kritik sollte von ihnen nicht eben das zu sagen haben, was sie von dem Menander zu sagen fand? — Sie wage es aber nur und spreche!

Und nicht die Verfasser allein sind es, die sie mit Unwillen hören. Wir haben, dem Himmel sey

---

*) *Επιτ. της συγκρισεως Αριστ. και Μεναν.* p. 1588. Edit. Henr. Stephani.

Dank! jetzt ein Geschlecht selbst von Kritikern, deren beste Kritik darin besteht, — alle Kritik verdächtig zu machen. „Genie! Genie! schreien sie. Das Genie setzt sich über alle Regeln hinweg! Was das Genie macht, ist Regel!“ So schmeicheln sie dem Genie: ich glaube, damit wir sie auch für Genie's halten sollen. Doch sie verrathen zu sehr, daß sie nicht einen Funken davon in sich spüren, wenn sie in einem und eben demselben Athem hinzusetzen: „die Regeln unterdrücken das Genie!“ — Als ob sich Genie durch etwas in der Welt unterdrücken ließe! Und noch dazu durch etwas, das, wie sie selbst gestehen, aus ihm hergeleitet ist. Nicht jeder Kunstrichter ist Genie; aber jedes Genie ist ein geborener Kunstrichter. Es hat die Probe aller Regeln in sich. Es begreift und behält und befolgt nur die, die ihm seine Empfindung in Worten ausdrücken. Und diese seine in Worten ausgedrückte Empfindung sollte seine Thätigkeit verringern können? Vernünftelt darüber mit ihm, so viel ihr wollt; es versteht euch nur, in so fern es eure allgemeinen Sätze den Augenblick in einem einzelnen Falle anschauend erkennt; und nur von diesem einzelnen Falle bleibt Erinnerung in ihm zurück, die während der Arbeit auf seine Kräfte nicht mehr und nicht weniger wirken kann, als die Erinnerung eines glücklichen Beispiels, die Erinnerung einer eigenen glücklichen Erfahrung auf sie zu wirken im Stande ist. Behaupten also, daß Regeln und Kritik das Genie unterdrücken können: heißt

mit anderen Worten behaupten, daß Beispiele und Übung eben dieses vermögen: heißt, das Genie nicht allein auf sich selbst, heißt es sogar, lediglich auf seinen ersten Versuch einschränken.

Eben so wenig wissen diese weisen Herren, was sie wollen, wenn sie über die nachtheiligen Eindrücke, welche die Kritik auf das genießende Publikum mache, so lustig wimmern! Sie möchten uns lieber bereden, daß kein Mensch einen Schmetterling mehr bunt und schön findet, seitdem das böse Vergrößerungsglas erkennen lassen, daß die Farben desselben nur Staub sind.

„Unser Theater," sagen sie, „ist noch in einem viel zu zarten Alter, als daß es das monarchische Zepter der Kritik ertragen könnte. — Es ist fast nöthiger, die Mittel zu zeigen, wie das Ideal erreicht werden kann, als darzuthun, wie weit wir noch von diesem Ideale entfernt sind. — Die Bühne muß durch Beispiele, nicht durch Regeln reformirt werden. — Raisonniren ist leichter, als selbst erfinden."

Heißt das, Gedanken in Worte kleiden: oder heißt es nicht vielmehr, Gedanken zu Worten suchen und keine erhaschen? — Und wer sind sie denn, die so viel von Beispielen und vom Selbsterfinden reden? — Was für Beispiele haben sie denn selbst erfunden? — Schlaue Köpfe! Wenn ihnen Beispiele zu beurtheilen vorkommen, so wünschen sie lieber Regeln; und wenn sie Regeln beurtheilen sollen, so

möchten sie lieber Beispiele haben. Anstatt von einer Kritik zu beweisen, daß sie falsch ist, beweisen sie, daß sie zu strenge ist; und glauben verthan zu haben! Anstatt ein Raisonnement zu widerlegen, merken sie an, daß Erfinden schwerer ist, als Raisonniren; und glauben, widerlegt zu haben.

Wer richtig raisonnirt, erfindet auch: und wer erfinden will, muß raisonniren können. Nur die glauben, daß sich das eine von dem andern trennen lasse, die zu keinem von beiden aufgelegt sind.

Doch was halte ich mich mit diesen Schwätzern auf? Ich will meinen Gang gehen, und mich unbekümmert lassen, was die Grillen am Wege schwirren. Auch ein Schritt aus dem Wege, um sie zu zertreten, ist schon zu viel. Ihr Sommer ist so leicht abgewartet!

Also, ohne weitere Einleitung, zu den Anmerkungen, die ich bei Gelegenheit der Brüder des Hrn. Romanus,*) noch über dieses Stück versprach! — Die vornehmsten derselben werden die Veränderungen betreffen, die er in der Fabel des Terenz machen zu müssen geglaubt, um sie unseren Sitten näher zu bringen.

Was soll man überhaupt von der Nothwendigkeit dieser Veränderungen sagen? Wenn wir so wenig Anstoß finden, römische oder griechische Sitten in der Tragödie geschildert zu sehen: warum nicht

---

*) Drei und siebzigstes Stück, S. 143.

auch in der Komödie? Woher die Regel, wenn es anders eine Regel ist, die Scene der erstern in ein entferntes, unter ein fremdes Volk; die Scene der andern aber, in unsere Heimath zu legen? Woher die Verbindlichkeit, die wir dem Dichter aufbürden, in jener die Sitten desjenigen Volks, unter dem er seine Handlung vorgehen läßt, so genau als möglich zu schildern; da wir in dieser nur unsere eigenen Sitten von ihm geschildert zu sehen verlangen? „Dieses," sagt Pope an einem Orte, „scheint dem ersten Ansehn nach bloßer Eigensinn, bloße Grille zu seyn; es hat aber doch seinen guten Grund in der Natur. Das Hauptsächlichste, was wir in der Komödie suchen, ist ein getreues Bild des gemeinen Lebens, von dessen Treue wir aber nicht so leicht versichert seyn können, wenn wir es in fremde Moden und Gebräuche verkleidet finden. In der Tragödie hingegen ist es die Handlung, was unsere Aufmerksamkeit am meisten an sich zieht. Einen einheimischen Vorfall aber für die Bühne bequem zu machen, dazu muß man sich mit der Handlung größere Freiheiten nehmen, als eine zu bekannte Geschichte verstattet."

No. XCVII.

Den 5ten April 1768.

Diese Auflösung, genau betrachtet, dürfte wohl nicht in allen Stücken befriedigend seyn. Denn zugegeben, daß fremde Sitten der Absicht der Komödie nicht so gut entsprechen, als einheimische: so bleibt noch immer die Frage, ob die einheimischen Sitten nicht auch zur Absicht der Tragödie ein besseres Verhältniß haben, als fremde? Diese Frage ist wenigstens durch die Schwierigkeit, einen einheimischen Vorfall ohne allzu merkliche und anstößige Veränderungen für die Bühne bequem zu machen, nicht beantwortet. Freilich erfordern einheimische Sitten auch einheimische Vorfälle; wenn denn aber nur mit jenen die Tragödie am leichtesten und gewissesten ihren Zweck erreichte, so müßte es ja doch wohl besser seyn, sich über alle Schwierigkeiten, welche sich bei Behandlung dieser finden, wegzusetzen, als in Absicht des Wesentlichsten zu kurz zu fallen, welches unstreitig der Zweck ist. Auch werden nicht alle einheimische Vorfälle so merklicher und anstößiger Veränderungen bedürfen: und die deren bedürfen, ist man ja nicht verbunden zu bearbeiten. Aristoteles hat schon angemerkt, daß es gar wohl Begebenheiten geben kann und giebt, die sich vollkommen so ereignet haben, als sie der Dichter braucht. Da dergleichen aber nur selten sind, so hat er auch

schon entschieden, daß sich der Dichter um den wenigern Theil seiner Zuschauer, der von den wahren Umständen vielleicht unterrichtet ist, lieber nicht bekümmern, als seiner Pflicht minder Genüge leisten müsse.

Der Vortheil, den die einheimischen Sitten in der Komödie haben, beruht auf der innigen Bekanntschaft, in der wir mit ihnen stehen. Der Dichter braucht sie uns nicht erst bekannt zu machen; er ist aller hierzu nöthigen Beschreibungen und Winke überhoben; er kann seine Personen sogleich nach ihren Sitten handeln lassen, ohne uns diese Sitten selbst erst langweilig zu schildern. Einheimische Sitten also erleichtern ihm die Arbeit, und befördern bei dem Zuschauer die Illusion.

Warum sollte nun der tragische Dichter sich dieses wichtigen doppelten Vortheils begeben? Auch er hat Ursache, sich die Arbeit so viel als möglich zu erleichtern, seine Kräfte nicht an Nebenzwecke zu verschwenden, sondern sie ganz für den Hauptzweck zu sparen. Auch ihm kommt auf die Illusion des Zuschauers alles an. — Man wird vielleicht hierauf antworten, daß die Tragödie der Sitten nicht groß bedürfe; daß sie ihrer ganz und gar entübrigt seyn könne. Aber sonach braucht sie auch keine fremden Sitten; und von dem Wenigen, was sie von Sitten haben und zeigen will, wird es doch immer besser seyn, wenn es von einheimischen Sitten hergenommen ist, als von fremden.

Die Griechen wenigstens haben nie anders, als ihre eigenen Sitten, nicht bloß in der Komödie, sondern auch in der Tragödie, zum Grunde gelegt. Ja sie haben fremden Völkern, aus deren Geschichte sie den Stoff ihrer Tragödie etwa einmal entlehnten, lieber ihre eigenen griechischen Sitten leihen, als die Wirkungen der Bühne durch unverständliche barbarische Sitten entkräften wollen. Auf das Costume, welches unseren tragischen Dichtern so ängstlich empfohlen wird, hielten sie wenig oder nichts. Der Beweis hiervon können vornehmlich die Perserinnen des Äschylus seyn; und die Ursache, warum sie sich so wenig an das Costume binden zu dürfen glaubten, ist aus der Absicht der Tragödie leicht zu folgern.

Doch ich gerathe zu weit in denjenigen Theil des Problems, der mich jetzt gerade am wenigsten angeht. Zwar indem ich behaupte, daß einheimische Sitten auch in der Tragödie zuträglicher seyn würden, als fremde: so setze ich schon als unstreitig voraus, daß sie es wenigstens in der Komödie sind. Und sind sie das, glaube ich wenigstens, daß sie es sind: so kann ich auch die Veränderungen, welche Herr Romanus in Absicht derselben, mit dem Stücke des Terenz gemacht hat, überhaupt nicht anders als billigen.

Er hatte Recht, eine Fabel, in welche so besondere griechische und römische Sitten so innig verwebt sind, umzuschaffen. Das Beispiel erhält seine Kraft nur von seiner innern Wahrscheinlichkeit, die

jeder Mensch nach dem beurtheilt, was ihm selbst am gewöhnlichsten ist. Alle Anwendung fällt weg, wo wir uns erst mit Mühe in fremde Umstände versetzen müssen. Aber es ist auch keine leichte Sache mit einer solchen Umschaffung. Je vollkommener die Fabel ist, desto weniger läßt sich der geringste Theil verändern, ohne das Ganze zu zerrütten. Und schlimm! wenn man sich sodann nur mit Flicken begnügt, ohne im eigentlichen Verstande umzuschaffen.

Das Stück heißt die Brüder, und dieses bei dem Terenz aus einem doppelten Grunde. Denn nicht allein die beiden Alten, Micio und Demea, sondern auch die beiden jungen Leute, Äschinus und Ktesipho, sind Brüder. Demea ist dieser beiden Vater; Micio hat den einen, den Äschinus, nur an Sohnes Statt angenommen. Nun begreife ich nicht, warum unserm Verfasser diese Adoption mißfallen hat. Ich weiß nicht anders, als daß die Adoption auch unter uns auch noch jetzt gebräuchlich ist, und vollkommen auf dem nämlichen Fuß gebräuchlich, wie sie es bei den Römern war. Dessenungeachtet ist er davon abgegangen: bei ihm sind nur die zwei Alten Brüder, und jeder hat einen leiblichen Sohn, den er nach seiner Art erzieht. Aber, desto besser! wird man vielleicht sagen. So sind denn auch die zwei Alten wirkliche Väter; und das Stück ist wirklich eine Schule der Väter, d. i. solcher, denen die Natur die väterliche Pflicht aufgelegt, nicht solcher, die sie freiwillig zwar übernommen, die sich ihr

aber schwerlich weiter unterziehen, als es mit ihrer Gemächlichkeit bestehen kann.

Pater esse disce ab illis, qui vere sciunt! Sehr wohl! Nur Schade, daß durch Auflösung dieses einzigen Knotens, welcher bei dem Terenz den Äschinus und Ktesipho unter sich, und beide mit dem Demea, ihrem Vater, verbindet, die ganze Maschine aus einander fällt, und aus Einem allgemeinen Interesse zwei ganz verschiedene entstehen, die bloß die Convenienz des Dichters, und keinesweges ihre eigene Natur, zusammen hält.

Denn ist Äschinus nicht bloß der angenommene, sondern der leibliche Sohn des Micio, was hat Demea sich viel um ihn zu bekümmern? Der Sohn eines Bruders geht mich so nahe nicht an, als mein eigener. Wenn ich finde, daß jemand meinen eigenen Sohn verzieht, geschähe es auch in der besten Absicht von der Welt, so habe ich Recht, diesem gutherzigen Verführer mit aller der Heftigkeit zu begegnen, mit welcher, beim Terenz, Demea dem Micio begegnet. Aber wenn es nicht mein Sohn ist, wenn es der eigene Sohn des Verziehers ist, was darf ich mehr, als daß ich diesen Verzieher warne, und wenn er mein Bruder ist, ihn öfters und ernstlich warne? Unser Verfasser setzt den Demea aus dem Verhältnisse, in welchem er bei dem Terenz steht; aber er läßt ihm die nämliche Ungestümheit, zu welcher ihn doch nur jenes Verhältniß berechtigen konnte. Ja, bei ihm

schimpft und tobt Demea noch weit ärger, als bei dem Terenz. Er will aus der Haut fahren, „daß er an seines Bruders Kinde Schimpf und Schande erleben muß.“ Wenn ihm nun aber dieser antwortete: „Du bist nicht klug, mein lieber Bruder, wenn du glaubst, du könntest an meinem Kinde Schimpf und Schande erleben. Wenn mein Sohn ein Bube ist und bleibt, so wird, wie das Unglück, also auch der Schimpf nur mein seyn. Du magst es mit deinem Eifer wohl gut meinen; aber er geht zu weit, er beleidigt mich. Falls du mich nur immer so ärgern willst, so komm mir lieber nicht über die Schwelle! u. s. w.“ Wenn Micio, sage ich, dieses antwortete: nicht wahr, so wäre die Komödie auf einmal aus? Oder könnte Micio etwa nicht so antworten? Ja, müßte er wohl eigentlich nicht so antworten?

Wie viel schicklicher eifert Demea beim Terenz! Dieser Äschinus, den er ein so liederliches Leben zu führen glaubt, ist noch immer sein Sohn, ob ihn gleich der Bruder an Kindes Statt angenommen. Und dennoch besteht der römische Micio weit mehr auf sein Recht, als der deutsche. Du hast mir, sagt er, deinen Sohn einmal überlassen; bekümmere dich um den, der dir noch übrig ist;

— — — —nam ambos curare, propemodum
Reposcere illum est, quem dedisti — —.

Diese versteckte Drohung, ihm seinen Sohn zurück zu geben, ist es auch, die ihn zum Schweigen

bringt; und doch kann Micio nicht verlangen, daß sie alle väterlichen Empfindungen bei ihm unterdrükken soll. Es muß den Micio zwar verdrießen, daß Demea auch in der Folge nicht aufhört, ihm immer die nämlichen Vorwürfe zu machen; aber er kann es dem Vater doch auch nicht verdenken, wenn er seinen Sohn nicht gänzlich will verderben lassen. Kurz, der Demea des Terenz ist ein Mann, der für das Wohl dessen besorgt ist, für den ihm die Natur zu sorgen aufgab; er thut es zwar auf die unrechte Weise, aber diese Weise macht den Grund nicht schlimmer. Der Demea unsers Verfassers hingegen ist ein beschwerlicher Zänker, der sich aus Verwandtschaft zu allen Grobheiten berechtigt glaubt, die Micio auf keine Weise an dem bloßen Bruder dulden müßte.

No. XCVIII.

Den 8ten April 1768.

Eben so schielend und falsch wird, durch Aufhebung der doppelten Brüderschaft, auch das Verhältniß der beiden jungen Leute. Ich verdenke es dem deutschen Äschinus, daß er*) „vielmals an

*) Aufz. 1. Auftr. 1. S. 13.

den Thorheiten des Ktesipho Antheil nehmen zu müssen geglaubt, um ihn, als seinen Vetter, der Gefahr und öffentlichen Schande zu entreißen." Was Vetter? Und schickt es sich wohl für den leiblichen Vater, ihm darauf zu antworten: „ich billige deine hierbei bezeigte Sorgfalt und Vorsicht; ich verwehre dir es auch inskünftige nicht!" Was verwehrt der Vater dem Sohne nicht? An den Thorheiten eines ungezogenen Vetters Antheil zu nehmen? Wahrlich, das sollte er ihm verwehren. „Suche deinen Vetter," müßte er ihm höchstens sagen, „so viel möglich von Thorheiten abzuhalten; wenn du aber findest, daß er durchaus darauf besteht, so entziehe dich ihm: denn dein guter Name muß dir werther seyn, als seiner."

Nur dem leiblichen Bruder verzeihen wir, hierin weiter zu gehen. Nur an leiblichen Brüdern kann es uns freuen, wenn einer von dem andern rühmt:

— — — — Illius opera nunc vivo! Festivum caput,
Qui omnia sibi post putarit esse prae meo commodo:
Maledicta, famam, meum amorum et peccatum in se transtulit.

Denn der brüderlichen Liebe wollen wir von der Klugheit keine Grenzen gesetzt wissen. Zwar ist es wahr, daß unser Verfasser seinem Äschinus die Thorheit überhaupt zu ersparen gewußt hat, die der

Äschinus des Terenz für seinen Bruder begeht. Eine gewaltsame Entführung hat er in eine kleine Schlägerei verwandelt, an welcher sein wohlgezogener Jüngling weiter keinen Theil hat, als daß er sie gern verhindern wollen. Aber gleichwohl läßt er diesen wohlgezogenen Vetter noch viel zu viel thun. Denn müßte es jener wohl auf irgend eine Weise gestatten, daß dieser ein Kreatürchen, wie Eutalise ist, zu ihm in das Haus brächte? in das Haus seines Vaters? unter die Augen seiner tugendhaften Geliebten? Es ist nicht der verführerische Damis, diese Pest für junge Leute,*) dessentwegen der deutsche Äschinus seinem liederlichen Vetter die Niederlage bei sich erlaubt; es ist die bloße Convenienz des Dichters.

Wie vortrefflich hängt alles das bei dem Terenz zusammen! Wie richtig und nothwendig ist da auch die geringste Kleinigkeit motivirt! Äschinus nimmt einem Sklavenhändler ein Mädchen mit Gewalt aus dem Hause, in das sich sein Bruder verliebt. Aber er thut das, weniger um der Neigung seines Bruders zu willfahren, als um einem größern Übel vorzubauen. Der Sklavenhändler will mit diesem Mädchen unverzüglich auf einen auswärtigen Markt, und der Bruder will dem Mädchen nach; will lieber sein Vaterland verlassen, als den Gegenstand seiner Liebe aus den Augen

*) Seite 30.

verlieren.*) Noch erfährt Äschinus zu rechter Zeit diesen Entschluß. Was soll er thun? Er bemächtigt sich in der Geschwindigkeit des Mädchens und bringt sie in das Haus seines Oheims, um diesem gütigen Manne den ganzen Handel zu entdecken. Denn das Mädchen ist zwar entführt, aber sie muß ihrem Eigenthümer doch bezahlt werden. Micio bezahlt sie auch ohne Anstand, und freuet sich nicht sowohl über die That der jungen Leute, als über die brüderliche Liebe, welche er zum Grunde sieht, und über das Vertrauen, welches sie auf ihn dabei setzen wollen. Das Größte ist geschehen; warum sollte er nicht noch eine Kleinigkeit hinzufügen, ihnen einen vollkommen vergnügten Tag zu machen?

— — — Argentum adnumeravit illico;
Dedit praeterea in sumptum dimidium minae.

Hat er dem Ktesipho das Mädchen gekauft, warum soll er ihm nicht verstatten, sich in seinem Hause mit ihr zu vergnügen? Da ist nach den alten Sitten nichts, was im Geringsten der Tugend und Ehrbarkeit widerspräche.

---

*) Act II. Sc. 4.

Ae. Hoc mihi dolet, nos paene sero scisse: et paene in eum locum
Rediisse, ut si omnes cuperent, nihil tibi possent auxiliarier.
Ct. Pudebat. *Ae.* Ah, stultitia est istaec, non pudor, tam ob parvulam
Rem paene e patria: turpe dictu. Deos quaeso, ut istaec prohibeant.

Aber nicht so in unsern Brüdern! Das Haus des gütigen Vaters wird auf das Ungeziemendste gemißbraucht. Anfangs ohne sein Wissen, und endlich gar mit seiner Genehmigung. Eidalise ist eine weit unanständigere Person, als selbst jene Psaltria; und unser Ktesipho will sie gar heirathen. Wenn das der Terenzische Ktesipho mit seiner Psaltria vorgehabt hätte, so würde sich der Terenzische Micio sicherlich ganz anders dabei genommen haben. Er würde Eidalisen die Thüre gewiesen, und mit dem Vater die kräftigsten Mittel verabredet haben, einen sich so sträflich emancipirenden Burschen im Zaume zu halten.

Überhaupt ist der deutsche Ktesipho vom Anfange viel zu verderbt geschildert, und auch hierin ist unser Verfasser von seinem Muster abgegangen. Die Stelle erweckt mir immer Grausen, wo er sich mit seinem Vetter über seinen Vater unterhält. *)

Leander. Aber wie reimt sich das mit der Ehrfurcht, mit der Liebe, die du deinem Vater schuldig bist?

Lycast. Ehrfurcht? Liebe? Hm! die wird er nicht von mir verlangen.

Leander. Er sollte sie nicht verlangen?

Lycast. Nein, gewiß nicht. Ich habe meinen Vater gar nicht lieb. Ich müßte es lügen, wenn ich es sagen wollte.

---

*) Aufz. 1. Auftr. 6.

Leander. Unmenschlicher Sohn! Du bedenkst nicht, was du sagst. Denjenigen nicht zu lieben, der dir das Leben gegeben hat! So sprichst du jetzt, da du ihn noch leben siehst. Aber verliere ihn einmal; hernach will ich dich fragen.

Lycast. Hm! ich weiß nun eben nicht, was da geschehen würde. Auf allen Fall würde ich wohl auch so gar unrecht nicht thun. Denn ich glaube, er würde es auch nicht besser machen. Er spricht ja fast täglich zu mir: „Wenn ich dich nur los wäre! wenn du nur weg wärest!" Heißt das Liebe? Kannst du verlangen, daß ich ihn wieder lieben soll?

Auch die strengste Zucht müßte ein Kind zu so unnatürlichen Gesinnungen nicht verleiten. Das Herz, das ihrer, aus irgend einer Ursache, fähig ist, verdient nicht anders als sklavisch gehalten zu werden. Wenn wir uns des ausschweifenden Sohnes gegen den strengen Vater annehmen sollen: so müssen jene Ausschweifungen kein grundböses Herz verrathen; es müssen nichts als Ausschweifungen des Temperaments, jugendliche Unbedachtsamkeit, Thorheiten des Kitzels und Muthwillens seyn. Nach diesem Grundsatze haben Menander und Terenz ihren Ktesipho geschildert. So streng ihn sein Vater hält, so entfährt ihm doch nie das geringste böse Wort gegen denselben. Das Einzige, was man so nennen könnte, machte er auf die vortrefflichste Weise wieder gut. Er möchte seiner Liebe gern wenigstens ein Paar Tage ruhig genießen; er freuet sich, daß der

Vater wieder hinaus auf das Land an seine Arbeit ist; und wünscht, daß er sich damit so abmatten, — so abmatten möge, daß er ganze drei Tage nicht aus dem Bette könne. Ein rascher Wunsch! aber man sehe, mit welchem Zusatze:

— — — — utinam quidem
Quod cum salute ejus fiat, ita se defatigarit velim,
Ut triduo hoc perpetuo prorsum e lecto nequeat surgere,

Quod cum salute ejus fiat! Nur müßte es ihm weiter nicht schaden! — So recht! so recht, liebenswürdiger Jüngling! Immer geh, wohin dich Freude und Liebe rufen! Für dich drücken wir gern ein Auge zu! Das Böse, das du begehst, wird nicht sehr böse seyn! Du hast einen strengern Aufseher in dir, als selbst dein Vater ist! — Und so sind mehrere Züge in der Scene, aus der diese Stelle genommen ist. Der deutsche Ktesipho ist ein abgefeimter Bube, dem Lügen und Betrug sehr geläufig sind; der römische hingegen ist in der äußersten Verwirrung, um einen kleinen Vorwand, durch den er seine Abwesenheit bei seinem Vater rechtfertigen könnte.

Rogabit me: ubi fuerim? quem ego hodie toto non vidi die.
Quid dicam? *Sy.* Nil ne in mentem venit? *Cl.* Nunquam quicquam. *Sy.* Tanto nequior.

Cliens, amicus, hospes, nemo est vobis? *Ct.*
Sunt: quid postea?
Sy. Hisce opera ut data sit. *Ct.* Quae non
data sit? Non potest fieri?

Dieses naive, aufrichtige: quae non data sit! Der gute Jüngling sucht einen Vorwand; und der schalkische Knecht schlägt eine Lüge vor. Eine Lüge! Nein, das geht nicht: non potest fieri!

No. XCIX.

Den 12ten April 1768.

Sonach hatte Terenz auch nicht nöthig, uns seinen Ktesipho am Ende des Stücks beschämt, und durch die Beschämung auf dem Wege der Besserung, zu zeigen. Wohl aber mußte dieses unser Verfasser thun. Nur fürchte ich, daß der Zuschauer die kriechende Reue und die furchtsame Unterwerfung eines so leichtsinnigen Buben nicht für sehr aufrichtig halten kann. Eben so wenig, als die Gemüthsänderung seines Vaters. Beider Umkehrung ist so wenig in ihrem Charakter gegründet, daß man das Bedürfniß des Dichters, sein Stück schließen zu müssen, und die Verlegenheit, es auf eine bessere Art zu schließen, ein wenig zu sehr darin empfindet.

— Ich weiß überhaupt nicht, woher so viele komische Dichter die Regel genommen haben, daß der Böse nothwendig am Ende des Stücks entweder bestraft werden, oder sich bessern müsse. In der Tragödie möchte diese Regel noch eher gelten; sie kann uns da mit dem Schicksale versöhnen, und Murren in Mitleid kehren. Aber in der Komödie, denke ich, hilft sie nicht allein nichts, sondern sie verdirbt vielmehr vieles. Wenigstens macht sie immer den Ausgang schielend, kalt und einförmig. Wenn die verschiedenen Charaktere, welche ich in eine Handlung verbinde, nur diese Handlung zu Ende bringen, warum sollen sie nicht bleiben, wie sie wären? Aber freilich muß die Handlung sodann in etwas mehr, als in einer bloßen Collision der Charaktere, bestehen. Diese kann allerdings nicht anders, als durch Nachgebung und Veränderung des einen Theils dieser Charaktere, geendet werden; und ein Stück, das wenig oder nichts mehr hat, als sie, nähert sich nicht sowohl seinem Ziele, sondern schläft vielmehr nach und nach ein. Wenn hingegen jene Collision, die Handlung mag sich ihrem Ende nähern, so viel als sie will, dennoch gleich stark fortdauert: so begreift man leicht, daß das Ende eben so lebhaft und unterhaltend seyn kann, als die Mitte nur immer war. Und das ist gerade der Unterschied, der sich zwischen dem letzten Akte des Terenz, und dem letzten unsers Verfassers befindet. Sobald wir in diesem hören, daß der strenge Vater hinter die Wahr-

heit gekommen: so können wir uns das übrige alles an den Fingern abzählen; denn es ist der fünfte Akt. Er wird Anfangs poltern und toben; bald darauf wird er sich besänftigen lassen, wird sein Unrecht erkennen, und so werden wollen, daß er nie wieder zu einer solchen Komödie den Stoff geben kann: deßgleichen wird der ungerathene Sohn kommen, wird abbitten, wird sich zu bessern versprechen; kurz, alles wird Ein Herz und Eine Seele werden. Den hingegen will ich sehen, der in dem fünften Akte des Terenz die Wendungen des Dichters errathen kann! Die Intrigue ist längst zu Ende; aber das fortwährende Spiel der Charaktere läßt es uns kaum bemerken, daß sie zu Ende ist. Keiner verändert sich; sondern jeder schleift nur dem andern eben so viel ab, als nöthig ist, ihn gegen den Nachtheil des Excesses zu verwahren. Der freigebige Micio wird durch das Manövre des geizigen Demea dahin gebracht, daß er selbst das Übermaaß in seinem Bezeigen erkennt, und fragt:

Quod proluvium? quae istaec subita est largitas?

So wie umgekehrt der strenge Demea durch das Manövre des nachsichtsvollen Micio endlich erkennt, daß es nicht genug ist, nur immer zu tadeln und zu bestrafen, sondern es auch gut sey, obsecundare in loco. —

Noch eine einzige Kleinigkeit will ich erinnern,

in welcher unser Verfasser sich, gleichfalls zu seinem eigenen Nachtheile, von seinem Muster entfernt hat.

Terenz sagt es selbst, daß er in die Brüder des Menander eine Episode aus einem Stücke des Diphilus übergetragen, und so seine Brüder zusammengesetzt habe. Diese Episode ist die gewaltsame Entführung der Psaltria durch den Äschinus; und das Stück des Diphilus hieß: die mit einander Sterbenden.

Synapothnescontes Diphili comoedia est —
In Graeca adolescens est, qui lenoni eripit
Meretricem in prima fabula — —
— — cum hic locum sumpsit sibi
In Adelphos — —

Nach diesen beiden Umständen zu urtheilen, mochte Diphilus ein Paar Verliebte aufgeführt haben, die fest entschlossen waren, lieber mit einander zu sterben, als sich trennen zu lassen: und wer weiß, was geschehen wäre, wenn sich gleichfalls nicht ein Freund ins Mittel geschlagen, und das Mädchen für den Liebhaber mit Gewalt entführt hätte? Den Entschluß, mit einander zu sterben, hat Terenz in den bloßen Entschluß des Liebhabers, dem Mädchen nachzufliehen und Vater und Vaterland um sie zu verlassen, gemildert. Donatus sagt dieses ausdrücklich: Menander mori illum voluisse fingit, Terentius fugere. Aber sollte es in dieser Note des Donatus nicht Diphilus anstatt Menander heißen? Ganz gewiß; wie Peter Nannius dieses

schon angemerkt hat.*) Denn der Dichter, wie wir gesehen, sagt es ja selbst, daß er diese ganze Episode von der Entführung nicht aus dem Menander, sondern aus dem Diphilus entlehnt habe; und das Stück des Diphilus hatte von dem Sterben sogar seinen Titel.

Indeß muß freilich, anstatt dieser von dem Diphilus entlehnten Entführung, in dem Stücke des Menander eine andere Intrigue gewesen seyn, an der Äschinus gleicher Weise für den Ktesipho Antheil nahm, und wodurch er sich bei seiner Geliebten in eben den Verdacht brachte, der am Ende ihre Verbindung so glücklich beschleunigte. Worin diese eigentlich bestanden, dürfte schwer zu errathen seyn. Sie mag aber bestanden haben, worin sie will: so wird sie doch gewiß eben sowohl gleich vor dem Stücke vorhergegangen seyn, als die vom Terenz dafür gebrauchte Entführung. Denn auch sie muß es gewesen seyn, wovon man noch überall sprach,

---

*) Sylloge V. Miscell. c. 10. Videat quaeso accuratus lector, num pro Menandro legendum sit Diphilus. Certe vel tota Comoedia, vel pars istius argumenti, quod hic tractatur, ad verbum e Diphilo translata est. — Ita cum Diphili comoedia a commoriendo nomen habeat, et ibi dicatur adolescens mori voluisse, quod Terentius in sugere mutavit: omnino adducor, eam imitationem a Diphilo, non a Menandro mutuatam esse, et ex eo commoriendi cum puella studio συναποθνησκοντες nomen fabulae inditum esse.

als Demea in die Stadt kam; auch sie muß die Gelegenheit und der Stoff gewesen seyn, worüber Demea gleich Anfangs mit seinem Bruder den Streit beginnt, in welchem sich beider Gemüthsarten so vortrefflich entwickeln.

— — Nam illa, quae antehac facta sunt,
Omitto: modo quid designavit? —
Fores effregit, atque in aedes irruit
Alienas — — —
— — clamant omnes, indignissime
Factum esse. Hoc advenienti quot mihi Micio,
Dixere? in ore est omni populo — —

Nun habe ich schon gesagt, daß unser Verfasser diese gewaltsame Entführung in eine kleine Schlägerei verwandelt hat. Er mag auch seine guten Ursachen dazu gehabt haben; wenn er nur diese Schlägerei selbst nicht so spät hätte geschehen lassen. Auch sie sollte und müßte das seyn, was den strengen Vater aufbringt. So aber ist er schon aufgebracht, ehe sie geschieht, und man weiß gar nicht worüber? Er tritt auf und zankt, ohne den geringsten Anlaß. Er sagt zwar: „Alle Leute reden von der schlechten Aufführung deines Sohnes; ich darf nur einmal den Fuß in die Stadt setzen, so höre ich mein blaues Wunder." Aber was denn die Leute eben jetzt reden; worin das blaue Wunder bestanden, das er eben jetzt gehört und worüber er ausdrücklich mit seinem Bruder zu zanken kommt: das hören wir nicht, und können es auch aus dem Stücke nicht errathen.

Kurz, unser Verfasser hätte den Umstand, der den Demea in Harnisch bringt, zwar verändern können, aber er hätte ihn nicht versetzen müssen! Wenigstens, wenn er ihn versetzen wollen, hätte er den Demea im ersten Akte seine Unzufriedenheit mit der Erziehungsart seines Bruders nur nach und nach äußern, nicht aber auf einmal damit herausplatzen lassen müssen. —

Möchten wenigstens nur diejenigen Stücke des Menander auf uns gekommen seyn, welche Terenz genutzt hat! Ich kann mir nichts Unterrichtenderes denken, als eine Vergleichung dieser griechischen Originale mit den lateinischen Kopieen seyn würde.

Denn gewiß ist es, daß Terenz kein bloßer sklavischer Übersetzer gewesen. Auch da, wo er den Faden des Menandrischen Stückes völlig beibehalten, hat er sich noch manchen kleinen Zusatz, manche Verstärkung oder Schwächung eines und des andern Zuges erlaubt; wie uns deren verschiedene Donatus in seinen Scholien angezeigt. Nur Schade, daß sich Donatus immer so kurz, und öfters so dunkel darüber ausdrückt (weil zu seiner Zeit die Stücke des Menander noch selbst in Jedermanns Händen waren), daß es schwer wird, über den Werth oder Unwerth solcher Terenzischen Künsteleien etwas Zuverlässiges zu sagen. In den Brüdern findet sich hiervon ein sehr merkwürdiges Exempel.

No. C.

Den 25sten April 1768.

Demea, wie schon angemerkt, will im fünften Akte dem Micio eine Lektion nach seiner Art geben. Er stellt sich lustig, um die Anderen wahre Ausschweifungen und Tollheiten begehen zu lassen; er spielt den Freigebigen, aber nicht aus seinem, sondern aus des Bruders Beutel; er möchte diesen lieber auf einmal ruiniren, um nur das boshafte Vergnügen zu haben, ihm am Ende sagen zu können: „Nun sieh, was du von deiner Gutherzigkeit hast!" So lange der ehrliche Micio nur von seinem Vermögen dabei zusetzt, lassen wir uns den hämischen Spaß ziemlich gefallen. Aber nun kommt es dem Verräther gar ein, den guten Hagestolz mit einem alten verlebten Mütterchen zu verkuppeln. Der bloße Einfall macht uns Anfangs zu lachen; wenn wir aber endlich sehen, daß es Ernst damit wird, daß sich Micio wirklich die Schlinge über den Kopf werfen läßt, der er mit einer einzigen ernsthaften Wendung hätte ausweichen können: wahrlich, so wissen wir kaum mehr, auf wen wir ungehaltener seyn sollen; ob auf den Demea, oder auf den Micio.*)

---

*) Act V. Sc. 8.

Dem. Ego vero jubeo, et in hac re, et in aliis omnibus,
Quam maxime unam facere nos hanc familiam,
Colere, adjuvare, adjungere. *Aes.* Ita quaeso pater.

Demea. Ja wohl ist das mein Wille! Wir müssen von nun an mit diesen guten Leuten nur

---

Mic. Haud aliter censeo. *Dem.* Imo hercle ita nobis decet.
Primum hujus uxoris est mater. *Mic.* Quid postea?
Dem. Proba, et modesta. *Mic.* Ita ajunt. *Dem.* Natu grandior.
Mic. Scio. *Dem.* Parere jam diu haec per annos non potest.
Nec qui eam respiciat, quisquam est; sola est. *Mic.* Quam hic rem agit?
Dem. Hanc te aequum est ducere; et te operam, ut fiat, dare.
Mic. Me ducere autem? *Dem.* Te. *Mic.* Me? *Dem.* Te inquam. *Mic.* Ineptis. *Dem.* Si tu sis homo.
Hic faciat. *Aes.* Mi pater. *Mic.* Quid? Tu autem huic, asine, auscultas. *Dem.* Nihil agis,
Fieri aliter non potest. *Mic.* Deliras. *Aes.* Sine te exorem, mi pater.
Mic. Insanis, aufer. *Dem.* Age, da veniam filio. *Mic.* Satin' sanus es?
Ego novus maritus anno demum quinto et sexagesimo
Fiam, atque anum decrepitam ducam? Idne estis auctores mihi?
Aes. Fac; promisi ego illis. *Mic.* Promisti autem? de te largitor puer.
Dem. Age, quid, si quid te majus oret? *Mic.* Quasi non hoc sit maximum.
Dem. Da veniam. *Aes.* Ne gravere. *Dem.* Fac, promitte. *Mic.* Non omittis?

Eine Familie machen; wir müssen ihnen auf alle Weise aufhelfen, uns auf alle Art mit ihnen verbinden. —

Äschinus. Das bitte ich, mein Vater.

Micio. Ich bin gar nicht dagegen.

Demea. Es schickt sich auch nicht anders für uns. — Denn erstlich ist sie seiner Frauen Mutter —

Micio. Nun dann?

Demea. Auf die nichts zu sagen; brav, ehrbar —

Micio. So höre ich.

Demea. Bei Jahren ist sie auch.

Micio. Ja wohl.

Demea. Kinder kann sie schon lange nicht mehr haben. Dazu ist niemand, der sich um sie bekümmerte; sie ist ganz verlassen.

Micio. Was will der damit?

Demea. Die mußt du billig heirathen, Bruder. Und du (zum Äschinus) mußt ja machen, daß er es thut.

Micio. Ich? sie heirathen?

Demea. Du!

Micio. Ich?

Demea. Du! wie gesagt, du!

Aes. Non: nisi te exorem. *Mic.* Vis est haec quidem. *Dem.* Age prolixe Micio.
Mic. Etsi hoc mihi pravum, ineptum, absurdum, atque alienum a vita mea
Videtur: si vos tantopere istuc vultis, fiat —

Micio. Du bist nicht klug.

Demea. (zum Äschinus) Nun zeige, was du kannst! Er muß!

Äschinus. Mein Vater —

Micio. Wie? — Und du, Geck, kannst ihm noch folgen?

Demea. Du sträubst dich umsonst: es kann nun einmal nicht anders seyn.

Micio. Du schwärmst.

Äschinus. Laß dich erbitten, mein Vater!

Micio. Rasest du? Geh!

Demea. O, so mache dem Sohne doch die Freude!

Micio. Bist du wohl bei Verstande? Ich, in meinem fünf und sechzigsten Jahre, noch heirathen? Und ein altes verlebtes Weib heirathen? Das könnt ihr mir nicht zumuthen!

Äschinus. Thu es immer! ich habe es ihnen versprochen.

Micio. Versprochen gar? — Bürschchen, versprich für dich, was du versprechen willst!

Demea. Frisch! wenn es nun etwas Wichtigeres wäre, warum er dich bäte!

Micio. Als ob etwas Wichtigeres seyn könnte, wie das?

Demea. So willfahre ihm doch nur!

Äschinus. Sey uns nicht zuwider!

Demea. Fort, versprich!

Micio. Wie lange soll das währen?

Äschinus. Bis du dich erbitten lassen.

Micio. Aber das heißt Gewalt brauchen.

Demea. Thu ein Übriges, guter Micio.

Micio. Nun denn; — ob ich es zwar sehr unrecht, sehr abgeschmackt finde; ob es sich schon weder mit der Vernunft, noch mit meiner Lebensart reimt: — weil ihr doch so sehr darauf besteht; es sey!

Nein, sagt die Kritik; das ist zu viel! Der Dichter ist hier mit Recht zu tadeln. Das Einzige, was man noch zu seiner Rechtfertigung sagen könnte, wäre dieses, daß er die nachtheiligen Folgen einer übermäßigen Gutherzigkeit habe zeigen wollen. Doch Micio hat sich bis dahin so liebenswürdig bewiesen, er hat so viel Verstand, so viele Kenntniß der Welt gezeigt, daß diese seine letzte Ausschweifung wider alle Wahrscheinlichkeit ist, und den feinern Zuschauer nothwendig beleidigen muß. Wie gesagt also: der Dichter ist hier zu tadeln, auf alle Weise zu tadeln!

Aber welcher Dichter? Terenz? oder Menander? oder beide? — Der neue englische Übersetzer des Terenz, Colman, will den größern Theil des Tadels auf den Menander zurückschieben, und glaubt aus einer Anmerkung des Donatus beweisen zu können, daß Terenz die Ungereimtheit seines Originals in dieser Stelle wenigstens sehr gemildert habe. Donatus sagt nämlich: Apud Menandrum senex de nuptiis non gravatur. Ergo Terentius *εὑρητικως*.

„Es ist sehr sonderbar," erklärt sich Colman, „daß diese Anmerkung des Donatus so gänzlich von allen Kunstrichtern übersehen worden, da sie, bei unserm Verluste des Menander, doch um so viel mehr Aufmerksamkeit verdient. Unstreitig ist es, daß Terenz in dem letzten Akte dem Plane des Menander gefolgt ist: ob er nun aber schon die Ungereimtheit, den Micio mit der alten Mutter zu verheirathen, angenommen, so lernen wir doch vom Donatus, daß dieser Umstand ihm selber anstößig gewesen, und er sein Original dahin verbessert, daß er den Micio allen den Widerwillen gegen eine solche Verbindung äußern lassen, den er in dem Stücke des Menander, wie es scheint, nicht geäußert hatte."

Es ist nicht unmöglich, daß ein römischer Dichter einmal etwas Besseres könne gemacht haben, als ein griechischer. Aber der bloßen Möglichkeit wegen, möchte ich es gern in keinem Falle glauben.

Colman meint also, die Worte des Donatus: Apud Menandrum senex de nuptiis non gravatur, hießen so viel, als beim Menander sträubet sich der Alte gegen die Heirath nicht. Aber wie, wenn sie das nicht hießen? Wenn sie vielmehr zu übersetzen wären: bei Menander fällt man dem Alten mit der Heirath nicht beschwerlich? Nuptias gravari würde zwar allerdings jenes heißen; aber auch de nuptiis gravari? In jener Redensart wird gravari gleichsam als ein

Deponens gebraucht; in dieser aber ist es ja wohl das eigentliche Passivum, und kann also meine Auslegung nicht allein leiden, sondern vielleicht wohl gar keine andere leiden, als sie.

Wäre aber dieses: wie stände es dann um den Terenz? Er hätte sein Original so wenig verbessert, daß er es vielmehr verschlimmert hätte; er hätte die Ungereimtheit mit der Verheirathung des Micio, durch die Weigerung desselben nicht gemildert, sondern sie selber erfunden. Terentius *εὑρητικως!* Aber nur Schade, daß es mit den Erfindungen der Nachahmer nicht weit her ist.

No. CI. CII. CIII. CIV.

Den 19ten April 1768.

Hundert und erstes bis viertes? — Ich hatte mir vorgenommen, den Jahrgang dieser Blätter nur aus hundert Stücken bestehen zu lassen. Zwei und funfzig Wochen, und die Woche zwei Stück, geben zwar allerdings hundert und vier. Aber warum sollte, unter allen Tagewerkern, dem einzigen wöchentlichen Schriftsteller kein Feiertag zu Statten kommen? Und in dem ganzen Jahre nur vier: ist ja so wenig!

Doch Dodsley und Compagnie haben dem Publikum, in meinem Namen, ausdrücklich hundert und vier Stücke versprochen. Ich werde die guten Leute schon nicht zu Lügnern machen müssen.

Die Frage ist nur: wie fange ich es am besten an? — Der Zeug ist schon verschnitten: ich werde einflicken oder recken müssen. — Aber das klingt so stümpermäßig. Mir fällt ein, — was mir gleich hätte einfallen sollen: die Gewohnheit der Schauspieler, auf ihre Hauptvorstellung ein kleines Nachspiel folgen zu lassen. Das Nachspiel kann handeln, wovon es will, und braucht mit dem Vorhergehenden nicht in der geringsten Verbindung zu stehen. — So ein Nachspiel denn mag die Blätter nun füllen, die ich mir ganz ersparen wollte.

Erst ein Wort von mir selbst! Denn warum sollte nicht auch ein Nachspiel einen Prolog haben dürfen, der sich mit einem Poëta, cum primum animum ad scribendum appulit, anfinge?

Als vor Jahr und Tag einige gute Leute hier den Einfall bekamen, einen Versuch zu machen, ob nicht für das deutsche Theater sich etwas mehr thun lasse, als unter der Verwaltung eines sogenannten Prinzipals geschehen könne: so weiß ich nicht, wie man auf mich dabei fiel, und sich träumen ließ, daß ich bei diesem Unternehmen wohl nützlich seyn könnte. — Ich stand eben am Markte, und war müßig; niemand wollte mich dingen: ohne Zweifel, weil mich niemand zu brauchen wußte; bis gerade auf diese Freunde! — Noch sind mir in meinem Leben alle Beschäftigungen sehr gleichgültig gewesen: ich habe mich nie zu einer gedrungen, oder nur erboten; aber auch die geringfügigste nicht von der Hand gewiesen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilektion erlesen zu seyn, glauben konnte.

Ob ich zur Aufnahme des hiesigen Theaters konkurriren wolle? darauf war also leicht geantwortet. Alle Bedenklichkeiten waren nur die: ob ich es könne? und wie ich es am besten könne?

Ich bin weder Schauspieler noch Dichter.

Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so

freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt, und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich empor arbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig seyn, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken: und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann.

Doch freilich; wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann: so auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde: so kostet es

mir so viel Zeit, ich muß von anderen Geschäften so frei, von unwillkührlichen Zerstreuungen so ununterbrochen seyn, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können; daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, niemand in der Welt ungeschickter seyn kann, als ich.

Was Goldoni für das italienische Theater that, der es in einem Jahre mit dreizehn neuen Stücken bereicherte, das muß ich für das deutsche zu thun, folglich bleiben lassen. Ja, das würde ich bleiben lassen, wenn ich es auch könnte. Ich bin mißtrauischer gegen alle ersten Gedanken, als de la Casa und der alte Shandy nur immer gewesen sind. Denn wenn ich sie auch schon nicht für Eingebungen des bösen Feindes, weder des eigentlichen noch des allegorischen, halte:*) so denke ich doch immer, daß

*) An opinion *John de la Casa* archbishop of Benevento, was afflicted with — which opinion was, — that whenever a Christian was writing a book (not for his private amusement) but where his intent and purpose was *bona fide*, to print and publish it to the world, his first thougths were allways the temptations of the evil one. — My father was hugely pleased with this theory of John de la Casa; and (had it not cramped him a little in his creed) I believe would have given ten of the best acres in the Shandy estate, to have been the broacher of

die ersten Gedanken die ersten sind, und daß das Beste auch nicht einmal in allen Suppen obenauf zu schwimmen pflegt. Meine ersten Gedanken sind gewiß kein Haar besser, als Jedermanns erste Gedanken; und mit Jedermanns Gedanken bleibt man am klügsten zu Hause.

Endlich fiel man darauf, selbst das, was mich zu einem so langsamen, oder, wie es meinen rüstigeren Freunden scheint, so faulen Arbeiter macht, selbst das an mir nutzen zu wollen: die Kritik. Und so entsprang die Idee zu diesem Blatte.

Sie gefiel mir, diese Idee. Sie erinnerte mich an die Didaskalien der Griechen, d. i. an die kurzen Nachrichten, dergleichen selbst Aristoteles von den Stücken der griechischen Bühne zu schreiben der Mühe werth gehalten. Sie erinnerte mich, vor langer Zeit einmal über den grundgelehrten Casaubonus bei mir gelacht zu haben, der sich, aus wahrer Hochachtung für das Solide in den Wissenschaften, einbildete, daß es dem Aristoteles vornehmlich um die Berichtigung der Chronologie bei seinen Didaskalien zu thun gewesen.*) — Wahr-

it; — but as he could not have the honour of it in the litteral sense of the doctrine he took up with the allegory of it. Preiudice of education, he would say, is the devil etc. (Life and Op. of Tristram Shandy, Vol. V. p. 74.)

*) (Animadv. in Athenaeum Libr. VI. cap. 7.) *Διδασκαλια* accipitur pro eo scripto, quo explicatur, ubi,

haftig, es wäre auch eine ewige Schande für den Aristoteles, wenn er sich mehr um den poetischen Werth der Stücke, mehr um ihren Einfluß auf die Sitten, mehr um die Bildung des Geschmacks darin bekümmert hätte, als um die Olympiade, als um das Jahr der Olympiade, als um die Namen der Archonten, unter welchen sie zuerst aufgeführt worden!

Ich war schon Willens, das Blatt selbst Hamburgische Didaskalien zu nennen. Aber der Titel klang mir allzufremd, und nun ist es mir sehr lieb, daß ich ihm diesen vorgezogen habe. Was ich in eine Dramaturgie bringen oder nicht bringen wollte, das stand bei mir: wenigstens hatte mir Lione Alacci deßfalls nichts vorzuschreiben. Aber wie eine Didaskalie aussehen müsse, glauben die Gelehrten zu wissen, wenn es auch nur aus den noch vorhandenen Didaskalien des Terenz wäre, die eben dieser Casaubonus breviter et eleganter scriptas nennt. Ich hatte weder Lust, meine Didaskalien so kurz, noch so elegant zu schreiben: und unsere jetztlebenden Casauboni würden die Köpfe trefflich geschüttelt ha-

---

quando, quomodo et quo eventu fabula aliqua fuerit acta. — Quantum critici hac diligentia veteres chronologos adjuverint, soli aestimabunt illi, qui norunt, quam infirma et tenula praesidia habuerint, qui ad ineundam fugacis temporis rationem primi animum appulerunt. Ego non dubito, eo potissimum spectasse Aristotelem, cum Διδασκαλιας suas componeret.

ben, wenn sie gefunden hätten, wie selten ich irgend eines chronologischen Umstandes gedenke, der künftig einmal, wenn Millionen anderer Bücher verloren gegangen wären, auf irgend ein historisches Faktum einiges Licht werfen könnte. In welchem Jahre Ludwigs des Funfzehnten, ob zu Paris, oder zu Versailles, ob in Gegenwart der Prinzen vom Geblüte, oder nicht der Prinzen vom Geblüte, dieses oder jenes französische Meisterstück zuerst aufgeführt worden: das würden sie bei mir gesucht, und zu ihrem großen Erstaunen nicht gefunden haben.

Was sonst diese Blätter werden sollten, darüber habe ich mich in der Ankündigung erklärt: was sie wirklich geworden, das werden meine Leser wissen. Nicht völlig das, wozu ich sie zu machen versprach: etwas Anderes; aber doch, denke ich, nichts Schlechteres.

„Sie sollten jeden Schritt begleiten, den die Kunst, sowohl des Dichters, als des Schauspielers, hier thun würde."

Die letztere Hälfte bin ich sehr bald überdrüssig geworden. Wir haben Schauspieler, aber keine Schauspielkunst. Wenn es vor Alters eine solche Kunst gegeben hat: so haben wir sie nicht mehr; sie ist verloren; sie muß ganz von neuem wieder erfunden werden. Allgemeines Geschwätz darüber hat man in verschiedenen Sprachen genug; aber spezielle, von jedermann erkannte, mit Deutlichkeit und Präcision abgefaßte Regeln, nach welchen der Tadel

oder das Lob des Akteurs in einem besondern Falle zu bestimmen sey: deren wüßte ich kaum zwei oder drei. Daher kommt es, daß alles Raisonnement über diese Materie immer so schwankend und vieldeutig scheint, daß es eben kein Wunder ist, wenn der Schauspieler, der nichts als eine glückliche Routine hat, sich auf alle Weise dadurch beleidigt findet. Gelobt wird er sich nie genug, getadelt aber allezeit zu viel glauben; ja, öfters wird er gar nicht einmal wissen, ob man ihn tadeln oder loben wollen. Überhaupt hat man die Anmerkung schon längst gemacht, daß die Empfindlichkeit der Künstler, in Ansehung der Kritik, in eben dem Verhältnisse steigt, in welchem die Gewißheit und Deutlichkeit und Menge der Grundsätze ihrer Künste abnimmt. — So viel zu meiner, und selbst zu deren Entschuldigung, ohne die ich mich nicht zu entschuldigen hätte.

Aber die erstere Hälfte meines Versprechens? Bei dieser ist freilich das Hier zur Zeit noch nicht sehr in Betrachtung gekommen, — und wie hätte es auch können? Die Schranken sind noch kaum geöffnet, und man wollte die Wettläufer lieber schon bei dem Ziele sehen, bei einem Ziele, das ihnen alle Augenblicke immer weiter und weiter hinausgesteckt wird? Wenn das Publikum fragt: was ist denn nun geschehen? und mit einem höhnischen: Nichts! sich selbst antwortet; so frage ich wiederum: und was hat denn das Publikum gethan, da-

mit etwas geschehen könnte? Auch nichts; ja noch etwas Schlimmeres, als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht befördert: es hat ihm nicht einmal seinen natürlichen Lauf gelassen. — Über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutschen noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sey: keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen; alles, was uns von jenseits des Rheins kommt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingel von Reimen für Poesie, Geheul für Musik uns einreden lassen, als im geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk in der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in allem, was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Antheile erhalten hat. —

Doch dieser Locus communis ist so abgedroschen, und die nähere Anwendung desselben könnte leicht so bitter werden, daß ich lieber davon abbreche.

Ich war also genöthigt, anstatt der Schritte, welche die Kunst des dramatischen Dichters hier wirklich könnte gethan haben, mich bei denen zu verweilen, die sie vorläufig thun müßte, um sodann mit eins ihre Bahn mit desto schnelleren und größeren zu durchlaufen. Es waren die Schritte, welche ein Irrender zurückgehen muß, um wieder auf den rechten Weg zu gelangen und sein Ziel gerade in das Auge zu bekommen.

Seines Fleißes darf sich jedermann rühmen: ich glaube, die dramatische Dichtkunst studirt zu haben; sie mehr studirt zu haben, als zwanzig, die sie ausüben. Auch habe ich sie so weit ausgeübt, als es nöthig ist, um mitsprechen zu dürfen: denn ich weiß wohl, so wie der Maler sich von niemanden gern tadeln läßt, der den Pinsel ganz und gar nicht zu führen weiß, so auch der Dichter. Ich habe es wenigstens versucht, was er bewerkstelligen muß, und kann von dem, was ich selbst nicht zu machen vermag, doch urtheilen, ob es sich machen läßt. Ich verlange auch nur eine Stimme unter uns, wo so mancher sich eine anmaßt, der, wenn er nicht dem oder jenem Ausländer nachplaudern gelernt hätte, stummer seyn würde, als ein Fisch.

Aber man kann studiren, und sich tief in den Irrthum hinein studiren. Was mich also versichert, daß mir dergleichen nicht begegnet sey, daß ich das Wesen der dramatischen Dichtkunst nicht verkenne,

ist dieses, daß ich es vollkommen so erkenne, wie es Aristoteles aus den unzähligen Meisterstücken der griechischen Bühne abstrahirt hat. Ich habe von dem Entstehen, von der Grundlage der Dichtkunst dieses Philosophen, meine eigenen Gedanken, die ich hier ohne Weitläuftigkeit nicht äußern könnte. Indeß steh' ich nicht an, zu bekennen (und sollte ich in diesen erleuchteten Zeiten auch darüber ausgelacht werden!), daß ich sie für ein eben so unfehlbares Werk halte, als die Elemente des Euklides nur immer sind. Ihre Grundsätze sind eben so wahr und gewiß, nur freilich nicht so faßlich und daher mehr der Chikane ausgesetzt, als alles, was diese enthalten. Besonders getraue ich mir von der Tragödie, als über die uns die Zeit so ziemlich alles daraus gönnen wollen, unwidersprechlich zu beweisen, daß sie sich von der Richtschnur des Aristoteles keinen Schritt entfernen kann, ohne sich eben so weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen.

Nach dieser Überzeugung nahm ich mir vor, einige der berühmtesten Muster der französischen Bühne ausführlich zu beurtheilen. Denn diese Bühne soll ganz nach den Regeln des Aristoteles gebildet seyn; und besonders hat man uns Deutsche bereden wollen, daß sie nur durch diese Regeln die Stufe der Vollkommenheit erreicht habe, auf welcher sie die Bühnen aller neueren Völker so weit unter sich erblicke. Wir haben das auch lange so fest geglaubt, daß bei unseren Dichtern, den Franzosen

nachahmen, eben so viel gewesen ist, als nach den Regeln der Alten arbeiten.

Indeß konnte das Vorurtheil nicht ewig gegen unser Gefühl bestehen. Dieses ward, glücklicher Weise, durch einige englische Stücke aus seinem Schlummer erweckt, und wir machten endlich die Erfahrung, daß die Tragödie noch einer ganz andern Wirkung fähig sey, als ihr Corneille und Racine zu ertheilen vermocht haben. Aber geblendet von diesem plötzlichen Strahle der Wahrheit, prallten wir gegen den Rand eines andern Abgrundes zurück. Den englischen Stücken fehlten zu augenscheinlich gewisse Regeln, mit welchen uns die französischen so bekannt gemacht hatten. Was schloß man daraus? Dieses: daß sich auch ohne diese Regeln der Zweck der Tragödie erreichen lasse; ja, daß diese Regeln wohl gar Schuld seyn könnten, wenn man ihn weniger erreiche.

Und das hätte noch hingehen mögen! — Aber mit diesen Regeln fing man an, alle Regeln zu vermengen, und es überhaupt für Pedanterei zu erklären, dem Genie vorzuschreiben, was es thun und was es nicht thun müsse. Kurz, wir waren auf dem Punkte, uns alle Erfahrungen der vergangenen Zeit muthwillig zu verscherzen, und von den Dichtern lieber zu verlangen, daß jeder die Kunst aufs neue für sich erfinden solle.

Ich wäre eitel genug, mir einiges Verdienst um unser Theater beizumessen, wenn ich glauben

dürfte, das einzige Mittel getroffen zu haben, diese Gährung des Geschmacks zu hemmen. Darauf los gearbeitet zu haben, darf ich mir wenigstens schmeicheln, indem ich mir nichts angelegener habe seyn lassen, als den Wahn von der Regelmäßigkeit der französischen Bühne zu bestreiten. Gerade keine Nation hat die Regeln des alten Drama mehr verkannt, als die Franzosen. Einige beiläufige Bemerkungen, die sie über die schicklichste Einrichtung des Drama bei dem Aristoteles fanden, haben sie für das Wesentliche angenommen, und das Wesentliche, durch allerlei Einschränkungen und Deutungen, dafür so entkräftet, daß nothwendig nichts anderes als Werke daraus entstehen konnten, die weit unter der höchsten Wirkung blieben, auf welche der Philosoph seine Regeln kalkulirt hatte.

Ich wage es, hier eine Äußerung zu thun, mag man sie doch nehmen, wofür man will! — Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette? —

Doch nein; ich wollte nicht gern, daß man diese Äußerung für Prahlerei nehmen könne. Man merke also wohl, was ich hinzusetze: Ich werde es zuverlässig besser machen, — und doch lange kein Corneille seyn, — und doch lange noch kein Meisterstück gemacht haben. Ich werde es zuverlässig besser machen; — und mir doch wenig darauf ein=

bilden dürfen. Ich werde nichts gethan haben, als was jeder thun kann, — der so fest an den Aristoteles glaubt, wie ich.

Eine Tonne für unsere kritischen Wallfische! Ich freue mich im voraus, wie trefflich sie damit spielen werden. Sie ist einzig und allein für sie ausgeworfen; besonders für den kleinen Wallfisch in dem Salzwasser zu Halle! —

Und mit diesem Übergange — sinnreicher muß er nicht seyn — mag denn der Ton des ernsthaftern Prologs in den Ton des Nachspiels verschmelzen, wozu ich diese letzten Blätter bestimmte. Wer hätte mich auch sonst erinnern können, daß es Zeit sey, dieses Nachspiel anfangen zu lassen, als eben der Hr. Stl., welcher in der deutschen Bibliothek des Herrn Geheimerath Klotz, den Inhalt desselben bereits angekündigt hat? —*)

Aber was bekommt denn der schnakische Mann in dem bunten Jäckchen, daß er so dienstfertig mit seiner Trommel ist? Ich erinnere mich nicht, daß ich ihm etwas dafür versprochen hätte. Er mag wohl bloß zu seinem Vergnügen trommeln; und der Himmel weiß, wo er alles her hat, was die liebe Jugend auf den Gassen, die ihm mit einem bewundernden Ah! nachfolgt, aus der ersten Hand von ihm zu erfahren bekommt. Er muß einen Wahrsagergeist haben, trotz der Magd in der Apostel-

*) Neuntes Stück, S. 60.

geschichte. Denn wer hätte es ihm sonst sagen können, daß der Verfasser der Dramaturgie auch mit der Verleger derselben ist? Wer hätte ihm sonst die geheimen Ursachen entdecken können, warum ich der einen Schauspielerin eine sonore Stimme beigelegt, und das Probestück einer andern so erhoben habe? Ich war freilich damals in beide verliebt; aber ich hätte doch nimmermehr geglaubt, daß es eine lebendige Seele errathen sollte. Die Damen können es ihm auch unmöglich selbst gesagt haben: folglich hat es mit dem Wahrsagergeiste seine Richtigkeit. Ja, wehe uns armen Schriftstellern, wenn unsere hochgebietenden Herren, die Journalisten und Zeitungsschreiber, mit solchen Kälbern pflügen wollen! Wenn sie zu ihren Beurtheilungen, außer ihrer gewöhnlichen Gelehrsamkeit und Scharfsinnigkeit, sich auch noch solcher Stückchen aus der geheimsten Magie bedienen wollen; wer kann wider sie bestehen?

„Ich würde," schrieb dieser Hr. Stl. aus Eingebung seines Kobolts, „auch den zweiten Band der Dramaturgie anzeigen können, wenn nicht die Abhandlung wider die Buchhändler dem Verfasser zu viel Arbeit machte, als daß er das Werk bald beschließen könnte."

Man muß auch einen Kobolt nicht zum Lügner machen wollen, wenn er es gerade einmal nicht ist. Es ist nicht ganz ohne, was das böse Ding dem guten Stl. hier eingeblasen. Ich hatte allerdings so etwas vor. Ich wollte meinen Lesern

erzählen, warum dieses Werk so oft unterbrochen worden; warum in zwei Jahren erst, und noch mit Mühe, so viel davon fertig geworden, als auf ein Jahr versprochen war. Ich wollte mich über den Nachdruck beschweren, durch den man den geradesten Weg eingeschlagen, es in seiner Geburt zu ersticken. Ich wollte über die nachtheiligen Folgen des Nachdrucks überhaupt, einige Betrachtungen anstellen. Ich wollte das einzige Mittel vorschlagen, ihm zu steuern. — Aber, das wäre ja sonach keine Abhandlung wider die Buchhändler geworden? Sondern vielmehr, für sie; wenigstens, die rechtschaffenen Männer unter ihnen; und es giebt deren. Trauen Sie, mein Herr Stl., Ihrem Kobolte also nicht immer so ganz! Sie sehen es: was solch Geschmeiß des bösen Feindes von der Zukunft noch etwa weiß, das weiß es nur halb! —

Doch nun genug dem Narren nach seiner Narrheit geantwortet, damit er sich nicht weise dünke. Denn eben dieser Mund sagt: antworte dem Narren nicht nach seiner Narrheit, damit du ihm nicht gleich werdest! Das ist: antworte ihm nicht so nach seiner Narrheit, daß die Sache selbst darüber vergessen wird; als wodurch du ihm gleich werden würdest. Und so wende ich mich wieder an meinen ernsthaften Leser, den ich dieser Possen wegen ernstlich um Vergebung bitte.

Es ist die lautere Wahrheit, daß der Nachdruck, durch den man diese Blätter gemeinnütziger

machen wollen, die einzige Ursache ist, warum sich ihre Ausgabe bisher so verzögert hat, und warum sie nun gänzlich liegen bleiben. Ehe ich ein Wort mehr hierüber sage, erlaube man mir, den Verdacht des Eigenthums von mir abzulehnen. Das Theater selbst hat die Unkosten dazu hergegeben, in Hoffnung, aus dem Verkaufe wenigstens einen ansehnlichen Theil derselben wieder zu erhalten. Ich verliere nichts dabei, daß diese Hoffnung fehlschlägt. Auch bin ich gar nicht ungehalten darüber, daß ich den zur Fortsetzung gesammelten Stoff nicht weiter an den Mann bringen kann. Ich ziehe meine Hand von diesem Pfluge eben so gern wieder ab, als ich sie anlegte. Kloß und Consorten wünschen ohnedies, daß ich sie nie angelegt hätte; und es wird sich leicht Einer unter ihnen finden, der das Tageregister einer mißlungenen Unternehmung bis zu Ende führt, und mir zeigt, was für einen periodischen Nutzen ich einem solchen periodischen Blatte hätte ertheilen können und sollen.

Denn ich will und kann es nicht bergen, daß diese letzten Bogen fast ein Jahr später niedergeschrieben worden, als ihr Datum besagt. Der süße Traum, ein Nationaltheater hier in Hamburg zu gründen, ist schon wieder verschwunden: und so viel ich diesen Ort nun habe kennen lernen, dürfte er auch wohl gerade der seyn, wo ein solcher Traum am spätesten in Erfüllung gehen wird.

Aber auch das kann mir sehr gleichgültig seyn

— Ich möchte überhaupt nicht gern das Ansehn haben, als ob ich es für ein großes Unglück hielte, daß Bemühungen vereitelt worden, an welchen ich Antheil genommen. Sie können von keiner besondern Wichtigkeit seyn, eben weil ich Antheil daran genommen. Doch wie, wenn Bemühungen von weiterm Belange durch die nämlichen Undienste scheitern könnten, durch welche meine gescheitert sind? Die Welt verliert nichts, daß ich, anstatt fünf und sechs Bände Dramaturgie, nur zwei an das Licht bringen kann. Aber sie könnte verlieren, wenn einmal ein nützlicheres Werk eines bessern Schriftstellers eben so ins Stocken geriethe; und es wohl gar Leute gäbe, die einen ausdrücklichen Plan darnach machten, daß auch das nützlichste, unter ähnlichen Umständen unternommene Werk verunglücken sollte und müßte.

In diesem Betracht stehe ich nicht an, und halte es für meine Schuldigkeit, dem Publikum ein sonderbares Complot zu denunciren. Eben diese Dodsley und Compagnie, welche sich die Dramaturgie nachzudrucken erlaubt, lassen seit einiger Zeit einen Aufsatz, gedruckt und geschrieben, bei den Buchhändlern umlaufen, welcher von Wort zu Wort so lautet:

Nachricht an die Herren Buchhändler.

„Wir haben uns mit Beihülfe verschiedener Herren Buchhändler entschlossen, künftig de-

nenjenigen, welche sich ohne die erforderlichen Eigenschaften in die Buchhandlung mischen werden, (wie es, zum Exempel, die neuaufgerichtete in Hamburg und anderer Orten vorgebliche Handlungen mehrere) das Selbstverlegen zu verwehren, und ihnen ohne Ansehn nachzudrucken; auch ihre gesetzten Preise allezeit um die Hälfte zu verringern. Die diesem Vorhaben bereits beigetretenen Herren Buchhändler, welche wohl eingesehen, daß eine solche unbefugte Störung für alle Buchhändler zum größten Nachtheil gereichen müsse, haben sich entschlossen, zur Unterstützung dieses Vorhabens, eine Kasse aufzurichten, und eine ansehnliche Summe Geldes eingelegt, mit Bitte, ihre Namen vorerst nicht zu nennen, dabei aber versprochen, selbige ferner zu unterstützen. Von den übrigen gutgesinnten Herren Buchhändlern erwarten wir demnach zur Vermehrung der Kasse deßgleichen, und ersuchen, auch unsern Verlag bestens zu rekommandiren. Was den Druck und die Schönheit des Papiers betrifft, so werden wir den Ersten nichts nachgeben; übrigens aber uns bemühen, auf die unzählige Menge der Schleichhändler genau Acht zu geben, damit nicht jeder in der Buchhandlung zu hökern und zu stören anfange. So viel versichern wir, sowohl als die noch zutretenden Herren Mitkollegen, daß wir

keinem rechtmäßigen Buchhändler ein Blatt nachdrucken werden; aber dagegen werden wir sehr aufmerksam seyn, sobald jemanden von unserer Gesellschaft ein Buch nachgedruckt wird, nicht allein dem Nachdrucker hinwieder allen Schaden zuzufügen, sondern auch nicht weniger denenjenigen Buchhändlern, welche ihren Nachdruck zu verkaufen sich unterfangen. Wir ersuchen demnach alle und jede Herren Buchhändler dienstfreundlichst, von allen Arten des Nachdrucks in einer Zeit von einem Jahre, nachdem wir die Namen der ganzen Buchhändlergesellschaft gedruckt angezeigt haben werden, sich los zu machen, oder zu erwarten, ihren besten Verlag für die Hälfte des Preises oder noch weit geringer verkaufen zu sehen. Denenjenigen Herren Buchhändlern von unserer Gesellschaft aber, welchen etwas nachgedruckt werden sollte, werden wir nach Proportion und Ertrag der Kasse eine ansehnliche Vergütung widerfahren zu lassen, nicht ermangeln. Und so hoffen wir, daß sich auch die übrigen Unordnungen bei der Buchhandlung mit Beihülfe gutgesinnter Herren Buchhändler in kurzer Zeit legen werden.

Wenn die Umstände erlauben, so kommen wir alle Ostermessen selbst nach Leipzig, wo nicht, so werden wir doch deßfalls Commission geben. Wir empfehlen uns Deren guten Ge-

sinnungen, und verbleiben Deren getreue Mitkollegen,

J. Dodsley und Compagnie."

Wenn dieser Aufsatz nichts enthielte, als die Einladung zu einer genauern Verbindung der Buchhändler, um dem eingerissenen Nachdrucke unter sich zu steuern, so würde schwerlich ein Gelehrter ihm seinen Beifall versagen. Aber wie hat es vernünftigen und rechtschaffenen Leuten einkommen können, diesem Plane eine so strafbare Ausdehnung zu geben? Um ein Paar armen Hausdieben das Handwerk zu legen, wollen sie selbst Straßenräuber werden? „Sie wollen dem nachdrucken, der ihnen nachdruckt." Das möchte seyn; wenn es ihnen die Obrigkeit anders erlauben will, sich auf diese Art selbst zu rächen. Aber sie wollen zugleich das Selbstverlegen verwehren. Wer sind die, die das verwehren wollen? Haben sie wohl das Herz, sich unter ihren wahren Namen zu diesem Frevel zu bekennen? Ist irgendwo das Selbstverlegen jemals verboten gewesen? Und wie kann es verboten seyn? Welches Gesetz kann dem Gelehrten das Recht schmälern, aus seinem eigenthümlichen Werke allen den Nutzen zu ziehen, den er möglicher Weise daraus ziehen kann? „Aber sie mischen sich ohne die erforderlichen Eigenschaften in die Buchhandlung." Was sind das für erforderliche Eigenschaften? Daß man fünf Jahre bei einem

Manne Packete zubinden gelernt, der auch nichts weiter kann, als Packete zubinden? Und wer darf sich in die Buchhandlung nicht mischen? Seit wann ist der Buchhandel eine Innung? Welches sind seine ausschließenden Privilegien? Wer hat sie ihm ertheilt?

Wenn Dodsley und Compagnie ihren Nachdruck der Dramaturgie vollenden, so bitte ich sie, mein Werk wenigstens nicht zu verstümmeln, sondern auch das getreulich nachdrucken zu lassen, was sie hier gegen sich finden. Daß sie ihre Vertheidigung beifügen — wenn anders eine Vertheidigung für sie möglich ist — werde ich ihnen nicht verdenken. Sie mögen sie auch in einem Tone abfassen, oder von einem Gelehrten, der klein genug seyn kann, ihnen seine Feder dazu zu leihen, abfassen lassen, in welchem sie wollen: selbst in dem so interessanten der Klotzischen Schule, reich an allerlei Histörchen und Anekdötchen und Pasquillchen, ohne ein Wort von der Sache. Nur erkläre ich im Voraus die geringste Insinuation, daß es gekränkter Eigennutz sey, der mich so warm gegen sie hat sprechen lassen, für eine Lüge. Ich habe nie etwas auf meine Kosten drucken lassen, und werde es schwerlich in meinem Leben thun. Ich kenne, wie schon gesagt, mehr als einen rechtschaffenen Mann unter den Buchhändlern, dessen Vermittelung ich ein solches Geschäft gern überlasse. Aber keiner von ihnen muß mir es auch verübeln, daß ich meine

Verachtung und meinen Haß gegen Leute bezeige, in deren Vergleich alle Buschklepper und Wegelaurer wahrlich nicht die schlimmeren Menschen sind. Denn jeder von diesen macht seinen coup de main für sich; Dodsley und Compagnie aber wollen Bandenweise rauben.

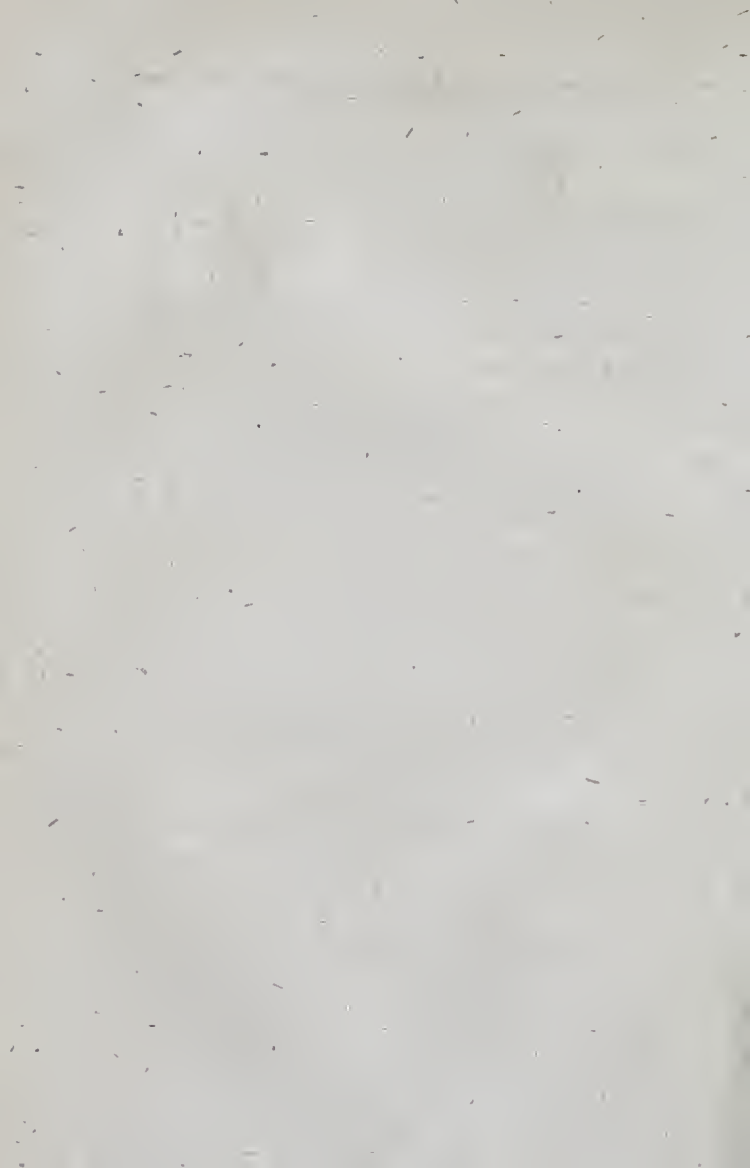
Das Beste ist, daß ihre Einladung wohl von den Wenigsten dürfte angenommen werden. Sonst wäre es Zeit, daß die Gelehrten mit Ernst darauf dächten, das bekannte Leibnitzische Projekt auszuführen.

Gotthold Ephraim Lessing's

sämmtliche Schriften.

Sechs und zwanzigster Band.

Berlin.
In der Vossischen Buchhandlung.
1827.



Inhalt.

Zur schönen Litteratur.

(Fortsetzung.)

Seite

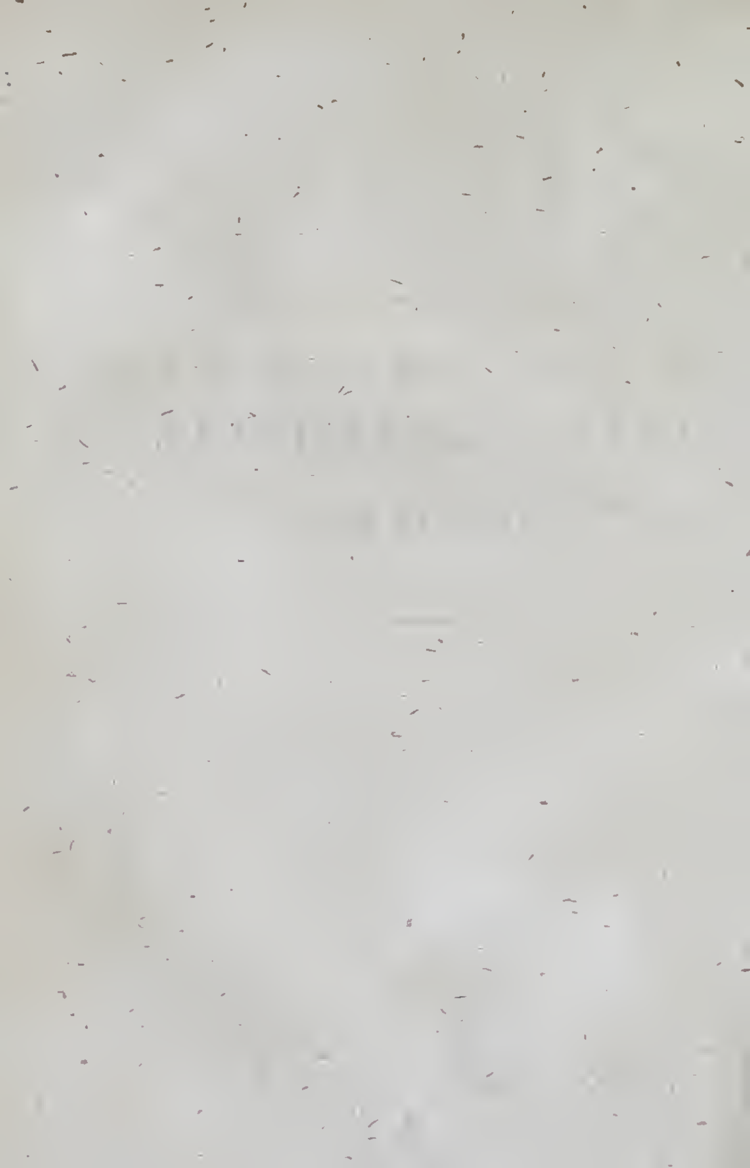
Gotth. Ephr. Lessing's Briefwechsel mit Moses Mendelssohn. 3

Gotth. Ephr. Lessing's Briefwechsel mit Dr. Johann Jacob Reiske. 273



Zur schönen Litteratur.

(Fortsetzung.)



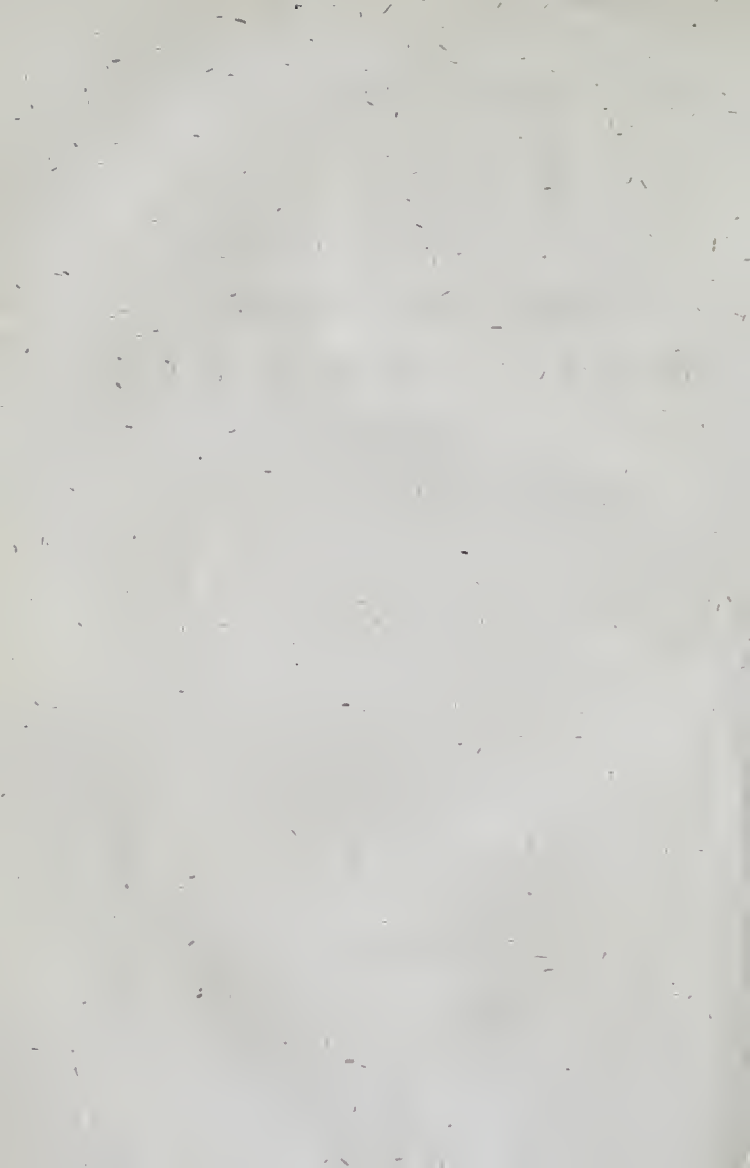
Gotth. Ephr. Lessing's

Briefwechsel

mit

Moses Mendelssohn.

1755 — 1780.



1.

Moses Mendelssohn an Lessing. *)

Berlin, den 17. Febr. 1755.

Mein Herr!

Wenn Ihnen diese Schrift zu ungelegener Zeit kommt, so bedenken Sie, daß ich in drei Wochen nicht auf Ihrer Stube war; daß ich unmöglich Ihren Umgang so lange entbehren kann, als Sie sich vorgenommen haben, abwesend zu bleiben.**) Jedoch ich begnüge mich damit, in dem Augenblicke, da ich schreibe, gleichsam eine Art von Umgang mit Ihnen gepflogen zu haben, ohne daß es nöthig ist, daß Sie mir antworten. Ich erwarte nur einen Spartanischen Brief, worin Sie mit großen Buchstaben Ja oder Nein schreiben sollen. So viel Zeit werden Sie sich doch wohl nehmen? Ich frage nämlich, ob die in Vorschlag gebrachte periodische Schrift noch wirklich vor sich gehen soll, und ob

---

*) Zu diesen Briefen hat Friedr. Nicolai Anmerkungen geliefert, die dem Briefwechsel Lessing's mit Ramler, Eschenburg und Nicolai angehängt sind.

**) Lessing war damals in Potsdam, hauptsächlich um die Miß Sara Sampson auszuarbeiten.

ich Ihnen die Recension der Psychologie, die Sie mir zum Durchlesen gegeben haben, überschicken kann? Sie beträgt drei und einen halben geschriebenen Bogen, und ich glaube, daß Sie so ziemlich damit zufrieden seyn werden.

Werden Sie nicht bald wiederkommen, theuerster Freund? Wenn Sie es zu lange machen, so weiß ich nicht, ob ich der Versuchung widerstehen können werde, mit der Journaliere auf einige Stunden zu Ihnen zu kommen. Länger wollte ich Sie gewiß nicht stören. Auch auf diese Anfrage sollen Sie nicht mehr als Ja oder Nein antworten. Ich bin beständig

Ihr

Freund

Moses.

2.

Lessing an Moses Mendelssohn.

den 18. Febr. 1755.

Liebster Freund!

Es ist mir recht sehr angenehm gewesen, die Versicherung von Ihnen zu erhalten, daß Sie in meiner Abwesenheit noch an mich denken. Ich habe Ihnen von einem Tage zum andern schreiben wollen; aber Sie wissen ja wohl, daß nicht alles geschieht, was ich mir vornehme. Ich wollte Ihnen

meine Ursachen nach der Länge anführen, warum ich, Ihnen die Wahrheit zu gestehen, die bewußte Preisschrift mit Fleiß zurückgehalten habe. Ihr Verweigern, sich nicht dabei zu nennen, war die vornehmste. Gesetzt nun, daß wir aus dieser gelehrten Lotterie das größte Loos gezogen hätten; was meinen Sie wohl, das alsdann geschehen wäre? Sie hätten wollen verborgen bleiben, und ich hätte es müssen bleiben. Wenn sich alsdann niemand genannt hätte, so hätten wir unsere Schrift auch nicht einmal dürfen drucken lassen, oder wir wären doch zuletzt verrathen worden. Ist es also nicht besser, daß wir den uneigennützigen Weltweisen spielen, und unsere Entdeckungen der Welt ohne 50 Ducaten überlassen? Ich hoffe binnen drei Wochen wieder in Berlin zu seyn, und ich will Ihnen nur im Voraus sagen, daß wir sogleich unsere Arbeiten in eben dem Formate, wie Ihre philosophischen Gespräche, wollen drucken lassen. Das projectirte Journal kommt gleichfalls noch ganz unfehlbar zu Stande. Sie sollen in acht Tagen die ersten Bogen davon gedruckt sehen. Schicken Sie mir also Ihre Recension von der Psychologie mit nächstem. Haben Sie sonst noch etwas, so legen Sie es bei; deßgleichen fragen Sie auch bei dem Hrn. Dr. Gumperz,*) dem ich mein ergebenstes

---

*) S. Nicolai's erste Anmerkung hinter dem Briefwechsel Lessing's mit Ramler u. s. w.

Kompliment mache, in meinem Namen nach. Vielleicht, daß er auch noch etwas gemacht hat. Haben Sie die Recension von Ihren Gesprächen in dem Correspondenten gelesen? Hier ist sie. Sie können das Blatt behalten. Ich würde mir das größte Vergnügen daraus machen, ein Paar Stunden mit Ihnen hier schwatzen zu können; allein ich mag kein Vergnügen, das Sie mir nicht anders, als mit Ihrer Incommodität machen könnten. Ich komme wohl gar ehestens selber auf einen Tag nach Berlin. — Haben Sie von Herrn Voß die Werke des Corneille bekommen? Ich bin ꝛc. ꝛc.

Ihr

ergebenster Freund
Lessing.

3.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Werthester Freund!

Unsere Correspondenz mag hiermit angehen. Ich will Ihnen alles aufschreiben, was ich Ihnen in acht Morgen von 7 bis 9 Uhr hätte vorschwatzen können. Es versteht sich, daß ich auf keinen Übergang zu künsteln nöthig habe. Die Übergänge werden unser einem nicht so leicht, als den Lessing's.

When by means of these senses, some object, must appear beautiful, graceful, honourable or venerable, and others mean and shameful, should it happen that in any object, these appeared a mixture of these opposite forms or qualities, there would appear also another sense of the *ridiculous* — — — Things too of a quite different nature from any human action may occasion *laughter* by exhibiting *at once* some venerable appearance along with some thing mean and despicable.

(*Hutchenson* short Introd. to moral Philosoph. Br. ch. 1. §. 14.)

Wollen Sie noch zweifeln, daß Ihre Erklärungsart, woher das Lachen komme, richtig sey?

An eben dem Sonnabend, da man Tages darauf zu Leipzig den Teufel erst gefürchtet, und dann ausgelacht, bin ich bei dem Herrn von Maupertuis nicht gewesen. Heute bin ich bei Prof. Sulzer gewesen; er ist ein gar zu guter Mann, und morgen um 10 Uhr gehen wir zu dem Hrn. v. M. Ich bin selbst begierig zu wissen, was er mir sagen wird; denn ich werde ihm wohl nichts sagen können. Sie wissen, daß ich blöde bin.

Herr Michaelis sagt in der Göttingischen Anzeige geradezu, ich hätte den Hrn. von Premontval einen Unbesonnenen genannt. Aber wo habe ich dies gethan? Herr Merian sagte zu Prof.

Sulzer, ich hätte irgendwo in meinen Briefen gesagt: Hr. v. Premontval müßte das hitzige Fieber gehabt haben. O der junge Gelehrte liegt diesem Herrn noch in dem Kopfe! Ich werde ihm zuschwören, daß ich nur 26 Jahr alt bin.

Wissen Sie, was ich that? ich schrieb einen französischen Brief (Gott weiß, er ward mir recht sauer!) an den Hrn. v. Premontval, und betheuerte ihm, daß alle Menschen lügen, und die Göttingischen Anzeigen auch.

Mein Rousseau ist fertig. *) Den versprochenen Anhang will ich in ein Sendschreiben an den Hrn. Magister Lessing einkleiden, damit Sie wenigstens, wenn Sie meine Übersetzung nicht lesen wollen, nur meinen Anhang lesen. Sie werden ja wohl einen Brief lesen, der an Sie gerichtet ist?

Wo haben Sie des Dr. Gumperz Manuscript? Liegt es irgend bei Hrn. M. Naumann?

Der Hr. Prof. Michaelis hat mir einige Einwürfe gemacht. Lesen Sie sie doch! Er glaubt, wir könnten keine genetische Erklärung vom Schmerze geben, und die von allen Weltweisen dafür ange-

---

*) Der Titel davon heißt: J. J. Rousseau's Abhandlung von dem Ursprunge der Ungleichheit unter den Menschen. Übersetzt, nebst Betrachtungen über desselben Meinung von dem Ursprunge der Sprache. In Moses Mendelssohn's Leben und Meinungen (Hamburg 1787) wird diese Übersetzung nicht erwähnt.

nommene Trennung des Stätigen wäre eben deß=
wegen unzureichend, weil gewisse Schmerzleidende
mehr ausstehen als Sterbende. Ich glaube hierin
keine Schwierigkeit zu finden. Die Nerven des
Schmerzleidenden sind noch reizbar, die Unvollkom=
menheit kann sich von Nerve zu Nerve mittheilen,
und das Gehirn und die Seele stellt sich eine Un=
vollkommenheit vor, die sich in dem Ganzen äußert.
Hingegen sind alle Nerven, alle Fasern eines Ster=
benden entkräftet; sie haben nur einen sehr geringen
Grad der Wirksamkeit; die Unvollkommenheit nimmt
zu; aber das Gefühl, das Bewußtseyn dieser Un=
vollkommenheit, wird immer schwächer. Alle See=
lenkräfte sind dem Untergange nahe, und der Ster=
bende weiß es kaum. Er muß den schwachen Rest
der Vernunft noch anstrengen, um davon überzeugt
zu seyn, daß seine Nerven ihr Amt nicht mehr ver=
richten wollen. Aber das gegenwärtige Gefühl sei=
ner Unvollkommenheit kann niemals so heftig werden,
als wenn seine Nerven in gutem Stande wären.
Da ich nun bewiesen, daß die ursprüngliche Kraft
unserer Seele determinirt sey, das heftigste Be=
wußtseyn einer Verstümmelung ihrer Zernichtung
vorzuziehen, so bin ich geborgen, und Herr Mi=
chaelis darf sich nicht schämen, die Meinung wie=
der anzunehmen, die er in seiner Jugend, wie er
selbst gesteht, gehabt, von welcher er aber in rei=
feren Jahren abgegangen ist.

Was macht unser rechtschaffener Herr von

Breitenbauch?*) Werden wir ihn bald wieder zu sehen bekommen? Wenn er doch den Prof. Gottsched in Kupfer stechen wollte! Ich möchte ihn so gern sehen. Dieses Bild könnte auch eine vortreffliche Vignette vor Hrn. Lessing's Abhandlung vom Lachen abgeben. Thun Sie es ja, mein Herr v. Breitenbauch!

In *Hutchenson's* Introduction to moral Philosophy finde ich, außer einigen Stellen, nichts Sonderliches. Er ist manchmal, wie es scheint, ziemlich seicht. Besonders vom Beten hat der Mann triviale Begriffe; auch seine Definitionen sind alle unvollständig.

Was denken Sie davon? der Herr Prof. Sulzer sagte mir, man hätte ihm hinterbracht, Sie wollten in Leipzig eine Hofmeisterstelle annehmen. Ich sagte, es wäre nicht andem, und Sie wollten auf Ostern wieder hierher kommen. Machen Sie mich ja nicht zum Lügner, das bitte ich Sie. Jedoch ich muß schließen; denn wo ich erst das Blatt umwende, so schreibe ich es auch ganz gewiß voll. Ich bin, denke ich,

Ihr

bester Freund

Moses.

N. S. Denken Sie ja nicht an die kleine Höflichkeit, mir die Briefe wiederum zu frankiren. So

*) M. s. Nicolai's zweite Anmerk. am angef. Orte.

wahr ich Ihr Freund bin, ich nehme keinen post=freien Brief von Ihnen an. Schreiben Sie nur so fleißig, als ich es wünsche.

4.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 19. Nov. 1755.

Liebster Freund!

Ich habe eine Stunde frei, und wenn ich eine Stunde frei habe, so bin ich gewohnt, es Hrn. Lessing empfinden zu lassen, ergo etc. Führen sie die Schlußrede selber aus. Wir schönen Geister müssen niemals Geduld genug haben, Schlüsse zu machen, oder wir sind in Gefahr — vernünftig zu denken.

Voltaire muß sich gewiß niemals dieser Ge=fahr bloßgestellt haben; sonst würde er nimmermehr einen so elenden Brief an Rousseau geschrieben haben. „Der tolle Poet," sagten Sie in Ihrem letzten Schreiben, „sieht alles von einer drolligen Seite an." Ganz gewiß, liebster Freund! vor=nehmlich ein Voltaire, der die ganze Natur für eine Bontonnerie hält. Indessen bin ich doch ent=schlossen, diesen Brief mit zu übersetzen. Wollen doch einige gern ihre Bäuche schütteln, nachdem sie

ein wenig ernsthaft ausgesehen haben. Lassen Sie Voltairen immer die lustige Person machen. Rousseau ist doch tragisch genug.

Wo sind Sie, liebster Lessing, mit Ihrem bürgerlichen Trauerspiele? Ich möchte es nicht gern bei Namen nennen; denn ich zweifle, ob Sie ihm den Namen Faust lassen werden. Eine einzige Exclamation: o Faustus! Faustus! könnte das ganze Parterre lachen machen. Wieder ein Rathgeber, werden Sie sagen, der gar keinen Beruf dazu hat! Nun wohl, so lassen Sie es immer dabei. Ich will alsdann das Vergnügen haben, selbst mit dem Leipziger Parterre zu lachen, und Sie bei jedem Gelächter sich entflammen zu sehen. Denn lachen muß man gewiß, wenn Ihre Theorie vom Lachen anders richtig ist.

Ich habe neue Gesichter kennen gelernt. Ich wollte mir einen Lessing aussuchen, bei dem die Reihe jetzt eben an Berlin gekommen wäre. (Sie kommt dennoch, sagen Sie was Sie wollen, auch bei Ihnen wieder einst an Berlin.) Ob ich einen gefunden habe, will ich Ihnen nicht sagen, bevor sie nicht die Leute selbst aus einer kleinen Beschreibung kennen lernen. Herrn . . . Jedoch ich mag von diesen Leuten weder Gutes noch Übels reden. Ich nehme Edelmannen aus; von welchem ich dennoch einige Worte sprechen will, weil ich mich so sehr über ihn gewundert habe. Welch ein hölzerner Mann! Ich wette was, der Mensch hat

eben so viel Blei in seinem Gehirn, als Eisen an seinen Stiefeln. Sie kennen ihn doch auch, liebster Lessing? Hat er Ihnen nicht eben so klotzmäßig geschienen? Wenn er doch nur ein rechter Windbeutel wäre! So was hätte ich mir vermuthet, als man mir sagte: Edelmann würde heute kommen. Es kann aber leicht seyn, daß ihn Verfolgung, Unglück und Beschwerlichkeiten sehr niedergeschlagen, und alle seine Lebensgeister unterdrückt haben.

Es will niemand Pope ein Metaphysiker*) gelesen haben. Prof. Sulzer fragte mich schon mehr als einmal: ob was Gutes darin wäre? Ich versicherte ihn: diese kleine Schrift hätte mir gefallen; und wo ich mich nicht irre, so stieg ihm eine kleine Röthe in das Gesicht. Er gab mir zu verstehen: er sey weder mit der Aufgabe, noch mit der Preisschrift zufrieden gewesen. Die deutsche Abhandlung, die sich bei der Sammlung befindet, hätte ihn eher verdient. Eben dieser Prof. macht so viel Rühmens von David Hume's sehr neuem Skepticimus, da er leugnet, man könne nicht beweisen, daß irgend eine Begebenheit in der Welt eine wirkende Ursache hätte. Ich halte diesen Zwei=

---

*) Diese Schrift erschien, Danzig 1755. Moses Mendelssohn hat sie mit Lessing zugleich verfertigt. Sie ist im zweiten Bande dieser Ausgabe S. 63 u. f. abgedruckt. Man vergleiche Nicolai's dritte Anmerk. am angef. Orte.

fel gar nicht für neu, sondern glaube, es sey das System der allgemeinen Harmonisten. Ja, die Cartesianer dringen sogar auf die Unmöglichkeit irgend eines influxus, sowohl idealis als realis. Die allgemeinen Harmonisten nehmen einen influxum idealem an, leugnen aber einen influxum realem. Was thut aber Hume mit allen seinen Spitzfindigkeiten mehr, als daß er beweiset, wir hätten in der Welt nie einen Begriff vom influxu reali erlangt? Wer hat denn dieses je behauptet? sagen die allgemeinen Influxisten. Denn, sie wollten erklären, wie es zuginge? Gewiß nicht! sondern sie beharren auf ihrer Voraussetzung, bis man ihnen die Unmöglichkeit gezeigt hat. Aber so geht es! die Deutschen verkaufen ihre Waaren allzu wohlfeil. Thäten sie ein wenig sauren Humor oder lustige Gasconaden daran, so würden sie gewiß Geistschöpfer (Esprit createur) seyn. Im Vorbeigehen, so soll jemand dieses Wort in dem Vers:

Weihe Sie Geistschöpfer, vor dem ich in ꝛc.

französisch gegeben haben.

Ist nicht Voltaire's Orphelin de la Chine ein erbärmliches Stück? Noch weniger Plan ist darin, als in der Esther, der Voltaire diesen Vorwurf macht. Gengis hat noch weniger einen Charakter, als Xerxes. In der Athalie ist fast ein ähnlicher Knoten; aber welcher Unterschied zwischen Racine und Voltaire! Wie fein, wie meisterlich hat ihn jener, und wie stumpf dieser bearbeitet!

Man sehe nur dort Mathan, hier Oktar, dort eine zärtliche Josabeth, hier eine frostige Zamti, die sich durch viel Schreien erhitzt. Dort eine Tyrannin, der der Anblick des Kindes, das sie umbringen lassen will, Schrecken, Ehrfurcht und Mitleid einjagt. Hier einen grützköpfigen Kaiser, der bald wie ein Teufel, bald wie ein Engel spricht. Indessen zeigt sich Voltaire's Geist in manchen Stellen. Besonders hat er Zamti heroische Maximen in den Mund gelegt, die zu unseren Zeiten, so zu sagen, noch die einzigen heroischen Maximen sind.

— — — — — Mon Roi,
Nous lui devons nos jours, nos services, *notre être*,
Tout jusqu'au sang d'un fils, qui naquit pour son maître.

Es ist einmal Zeit, daß diese Heldentugend in dem Kothurn erscheint. Die Freiheit scheint uns so schon zu allegorisch auf dem Theater!

Als der nächtliche Uhu Todesschrecken in die Stadt hinein heulte ꝛc.

So wollte ich das Lehrgedicht anfangen, wovon wir mit einander redeten; aber Herr Zachariä hat mir diesen neuen Ausdruck weggenommen.

Als der Hahn Freude in das Dorf hinein krähte ꝛc.

Hat dieser scherzhafte epische Sänger nicht eine Satyre auf die Jahreszeiten machen wollen? Dafür hätte er lieber können spaziren wandeln. Auch ich will jetzt weg wandeln, und zwar zu dem Hrn.

Prof. Sulzer, der sonst auf das Gymnasium wandeln könnte. Leben Sie wohl, theuerster und bester Freund.

Moses.

5.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 7. Dec. 1755.

Werthester Freund!

Sie mögen antworten oder nicht, so sollen Sie deßwegen nicht eine einzige Zeile mehr oder weniger von mir bekommen: das merken Sie Sich! Und dieses will ich mir merken, daß das menschliche Herz von der besondern Freundschaft immer etwas nachläßt, je allgemeiner es wird. — — Ich hätte nicht sollen sagen: Herz; der menschliche Geist hätte sich besser geschickt: denn dieser wird wirklich bei Ihnen desto allgemeiner, je mehr Sie die gelehrte Welt auf seine Früchte warten lassen. Nun wohl, mein liebster Freund! Wenn Sie Ihre Zeit besser anzuwenden entschlossen sind, als an Ihre Berlinischen Freunde zu schreiben, so müssen wir es zufrieden seyn. Wenn Sie aber in der Gesellschaft der — — ich weiß selbst nicht recht, wie ich es herausbringen soll; aber ich fürchte immer etwas, seit-

dem ich von dem Hrn. v. Breitenbauch vernommen, Sie lebten allda unter den Schauspielern. Ich habe eine sehr gute Meinung von diesen Leuten; aber da der beständige Umgang mit ihnen — ich will mich deutlicher erklären — der beständige Umgang mit denjenigen, die erst in den neueren Zeiten die Freiheit erhalten haben, auf der Schaubühne zu erscheinen, macht, daß ich nicht sehr ruhig seyn kann, weil ich immer besorge, Sie hätten hier ruhiger seyn können, als in einer solchen geschäftigen Gesellschaft. — Verzeihen Sie meiner Kühnheit, liebster Freund! Ich kann nicht anders als freimüthig seyn, ob dieses gleich eben Ihr Fehler nicht zu seyn scheint.

Sollte es aber wirklich nicht, ich will nur sagen, nachlässig von Ihnen seyn, daß Sie uns so lange, wegen Ihres Befindens, wegen Ihrer Verrichtungen, wegen Ihrer Art zu leben, in Ungewißheit lassen? Nur diese Frage beantworten Sie mir, wie es Ihnen beliebt; alsdann mögen Sie schreiben oder nicht. Sind Sie böse? höre ich Sie fragen. Ja, antwortet der Herr von Breitenbauch; so etwas, ruft Herr Müchler; bitterböse, schreiet Herr Naumann,*) und ziemlich böse, sagt

Ihr
ergebenster Freund
Moses.

---

*) M. s. Nicolai's vierte Anmerk. am angef. Orte.

6.

Lessing an Moses Mendelssohn.

Leipzig, den 18. Dec. 1755.

Liebster Freund!

Ich habe Ihren dritten Brief erhalten, und hier ist mein zweiter. Ich sehe es, so wie in keiner Sache, also auch hier nicht ungern, daß Sie den Schritt vor mir voraus haben.

Karl der XII., ein Held, wie die alten Helden, die lieber Könige machten, als Könige waren, und der vorige König von Pohlen, auch ein Held, wie man sagt, wenigstens aber nur ein subalterner Held, der sich in die Krone vergafft hatte; diese zwei kamen einst zu einer mündlichen Unterredung. Jener besuchte diesen in seiner Residenz, eben, wo ich mich nicht irre, als er diese Residenz belagerte. Von was sprachen sie wohl in einem so kritischen Zeitpunkte? Von ihren Stiefeln. — — Es wäre nicht ein Bißchen komisch, wenn Sie und Maupertuis etwas Wichtiges mit einander gesprochen hätten. Und da mir jetzt alles um so viel lieber ist, je komischer es ist, so bin ich recht wohl damit zufrieden. Besuchen Sie ja den großen Mann fleißig! Mir es aber allezeit zu schreiben, wenn Sie ihn besucht haben, das brauchen Sie eben nicht. Sie könnten mir es einmal zu einer Zeit schreiben, da ich das Komische nicht liebe.

Wie gesagt, jetzt liebe ich es sehr. Eine von meinen Hauptbeschäftigungen ist in Leipzig noch bis jetzt diese gewesen, daß ich die Lustspiele des Goldoni gelesen habe. Kennen Sie diesen Italiener? wenigstens dem Namen nach? Er lebt noch. Er ist Doctor der Rechte, und prakticirte ehedem in Venedig. Jetzt aber ist er Director einer Bande von Schauspielern. Die Ausgabe seiner Werke von 1753 besteht aus sieben Octavbänden, welche 28 Komödien enthalten. Es ist fast in allen viel Gutes, und die meisten sind auch ziemlich regelmäßig. Ich will Ihnen nichts mehr davon schreiben, weil ich ehestens einen Auszug daraus nach Berlin schicken werde, welcher in das vierte Stück meiner theatralischen Bibliothek kommen soll. Eine von diesen Komödien l'Erede fortunata*) habe ich mir zugeeignet, indem ich ein Stück nach meiner Art daraus verfertigt. Sie sollen es ehestens gedruckt sehen. Koch aber wird es noch eher aufführen, und wenn das geschehen ist, will ich Ihnen schreiben, ob ich mir etwas darauf zu Gute thue, oder nicht. Aber nicht allein dieses Stück, sondern auch noch fünf andere, sind größtentheils schon auf dem Papier, größtentheils aber noch im Kopfe, und bestimmt, mit jenen einen Band auszumachen, mit welchem ich das ernsthafte Deutschland auf Ostern beschenken will. Und alsdann caestus artemque repono.

---

*) M. s. Nicolai's fünfte Anmerk. am angef. Orte.

Was sagen Sie dazu? Alles, was ich zu meiner Entschuldigung anführen kann, ist dieses, daß ich meine Kindereien vollends auszukramen eile. Je länger ich damit warte, desto härter, fürchte ich, möchte das Urtheil werden, welches ich einmal selbst über sie fällen dürfte.

Sollte das Publikum mich als einen zu fleißigen Schriftsteller ein wenig demüthigen wollen, sollte es mir seinen Beifall auch deßwegen mit versagen, weil ich ihn allzu oft zu erhalten suchte, so will ich es auf der andern Seite durch das Versprechen bestechen, daß es von künftigen Ostern an, drei ganze Jahre von mir nichts zu sehen, noch zu hören bekommen soll.

Wie wird das zugehen? fragen Sie ganz gewiß. Ich melde Ihnen also diese wichtigste Neuigkeit, die ich Ihnen von mir melden kann. Ich muß allerdings zu einer glücklichen Stunde aus Berlin gegangen seyn. Sie wissen den Vorschlag, welchen mir Prof. Sulzer wegen einer Reise in fremde Länder that. Aus diesem wird nun ganz gewiß nichts, weil ich einen andern angenommen habe, welcher ungleich vortheilhafter für mich ist. Ich werde nämlich nicht als ein Hofmeister, nicht unter der Last eines mir auf die Seele gebundenen Knaben, nicht nach den Vorschriften einer eigensinnigen Familie, sondern als der bloße Gesellschafter eines Menschen reisen, welchem es weder an Vermögen, noch an Willen fehlt, mir die Reise so nützlich und

angenehm zu machen, als ich mir sie nur selbst werde machen wollen. Es ist ein junger Winkler, ungefähr von meinen Jahren, von einem sehr guten Charakter, ohne Eltern und Freunde, nach deren Grillen er sich richten müßte. Er ist geneigt, mir alle Einrichtungen zu überlassen, und am Ende wird er mehr mit mir, als ich mit ihm gereiset seyn.

Die Sache ist ganz gewiß, und ich werde, wo nicht diesen, doch künftigen Posttag gewiß an den Prof. Sulzer schreiben, und mich für sein gütiges Anerbieten bedanken. Im voraus können Sie es ihm gelegentlich nur immer sagen. Ich hoffe nicht, daß er darüber ungehalten werden wird, indem ich mich eigentlich mit ihm zu nichts verbunden habe, und nicht einmal den Namen des jungen Schweizers weiß, mit welchem ich reisen sollte.

Da unsere Reise von hier nach Holland gehen soll, so hoffe ich es so einzurichten, daß wir über Berlin nach Hamburg gehen. Ich werde Sie also noch sprechen, liebster Freund, und dieses zwar gleich nach der Ostermesse. Wie freue ich mich darauf! Von da aber weiter in die Zeit hinaus will ich jetzt nicht sehen; denn sonst wäre alle Freude auf einmal wieder hin!

Es ist mir lieb, daß man bei Hofe neugierig wird, Sie kennen zu lernen. Die Weisheit selbst hat durch die Neugierde ihre meisten Verehrer erhalten.

Ich will mit einem halben Dutzend Fragen schließen. Was macht der Herr v. Premontval? Sprechen Sie oft mit ihm? Wie steht es mit Ihrem Rousseau? Was arbeiten Sie sonst? Will man von dem Philosophen Pope noch nichts wissen? Was machen Ihre Freunde? Herr Joseph, der große und der kleine; Herr Bernhard, und alle, welche die Ehre, die Sie Ihrer Nation machen, erkennen, und zum Theil, stolz auf diese Ehre, Ihnen nachzueifern suchen? Leben Sie wohl! Ich liebe Sie, theuerster Freund, und bin ganz

der Ihrige

Lessing.

7.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 26. Dec. 1755.

Liebster Lessing!

Nun wahrhaftig! Mehr hat nicht gefehlt, als daß mir noch der Trost genommen werden sollte, an Sie zu schreiben. Mit Euch Schwindlichten ist gar nichts anzufangen. Ihr habt niemals eine bleibende Stelle; und wenn Euch dann das Quecksilber recht herum treibt, so wünscht ihr Euch noch wohl Glück dazu. Ich muß zu einer glücklichen Stunde

aus Berlin gereiset seyn! Viel Glück dazu! Reisen Sie immer! Streifen Sie die Welt durch. Lernen Sie tausend Narren kennen, um sie von noch größeren Narren auslachen zu lassen. Lernen Sie tausend Elende kennen, um noch Elendere zu bewegen. Machen Sie in England Doctor Fauste, in Italien Lustspiele, und in Frankreich Lieder; ich will indessen hier bleiben, und vor langer Weile Ihre Schriften lesen. Der Himmel weiß es, ich habe recht wenig Muße, aber viel lange Weile. Dieses ist sehr paradox, sagen Sie? Es kann seyn; indessen ist es wahr, und wenn ich Geduld genug dazu hätte, so könnte ichs Ihnen beweisen.

Wie gesagt, ich bin erstaunlich ungeduldig. Ich wollte, daß mich Bernhard zum Hause hinaus stieße; ich wollte, daß Sie und Ihr Herr Winkler sich Sterbens verliebten (was ich in meinem vorigen Schreiben gefürchtet habe, das wünsche ich jetzt), daß Sie eifersüchtig auf einander würden, daß Sie, mein Freund, wieder den Einfall bekämen, sich an dem Jöcherschen Wörterbuche unsterblich zu machen, daß alle Pferde die Beine zerbrächen, die Sie werden von da wegfahren sollen, oder daß Sie Gottsched zum Dichter krönen möchte, mit dem Bedinge, daß Sie seine und Schönaich's Reime zu Gedichten machen müßten. So eine kleine Beschäftigung möchte ich Ihnen gönnen, Sie sollten nicht so bald davon kommen. Jedoch genug hiervon! Ich will mich ein wenig zerstreuen. Die

Übersetzung vom Rousseau ist bald fertig. Noch drei Bogen sind ungefähr zu drucken. Der Schwanz ist nicht so fett, wie Sie aus Gefälligkeit glauben wollen. Ich kann in sehr wenig Stücken mit Rousseau uneins seyn, und mich kann nichts mehr ärgern, als wenn ich in einer philosophischen Staatskunst erwiesen sehe, daß alles nach der Vernunft so hat seyn müssen, wie es bei uns ist. Wenn Rousseau dem gesitteten Menschen nur nicht alle Moralität abspräche. Für diese bin ich allzu sehr eingenommen.

Bei Herrn von Maupertuis bin ich seitdem nicht wieder gewesen. Den Hrn. von Premontval habe ich besucht; er hat mir Stücke aus seinen Contestations vorgelesen.

Professor Baumgarten aus Frankfurt ist hier, aber sehr krank. Ich habe ihn besucht. Ein starker Metaphysiker ist dieser Mann, daran ist wohl kein Zweifel. Er hat Sie sehr gelobt, und wie ich glaube, mit Geschmack. Wer mag Premontval'n gesagt haben: Sie hätten Pope den Metaphysiker geschrieben? Ich sagte, ich wüßte nichts davon. Bei Hrn. Sulzer bin ich wohl in vier Wochen nicht gewesen. Jetzt muß ich warten, bis nach den Feiertagen. Ist Baumgarten wirklich orthodox, oder stellt er sich nur so? Und wie steht es mit Sulzern hierin? Gewiß, die Metaphysik muß nicht die wahre Weltweisheit seyn, wenn sie uns unsere Vorurtheile lassen kann.

Was ich jetzt mache, fragen Sie? Liebster Lessing, nicht das Geringste. Ich arbeite nur daran, daß ich mich künftigen Sommer ein wenig von meinen Geschäften soll losreißen können. Das, glaube ich, wird genug gethan seyn.

Was halten Sie dafür? kann uns die Großmuth Thränen auspressen, wenn sich kein Mitleiden in das Spiel mischt? Z. E. die Stelle soyons amis, Cinna u. s. w. rührt uns ungemein, weil uns die Großmuth des Augustus so unerwartet überrascht. Haben Sie aber bemerkt, daß diese Worte den Zuschauern Thränen gekostet haben? Beweisen Sie mir ja nichts aus einer Stelle in Plautus Gefangenen, da der Alte sagt: die Großmuth dieser Leute preßt mir Thränen aus. Ich glaube, dort läuft etwas Mitleiden mit unter.

Abends darauf um 9 Uhr.

Ist es nicht wunderbar? Jetzt, da mein Herr seine Bilanz macht; jetzt, da ich von 8 Uhr des Morgens bis 9 Uhr Abends die fünf Species der Arithmetik wiederholen muß; zu eben der Zeit, da ich mir vorgenommen hatte, Newton's Principia Philosophiae durchzugehen: jetzt, sage ich, bringe ich meine müßigen Stunden zu, Ihnen so viel albernes Zeug vorzuschwatzen, und Sie eben so ungeduldig zu machen, als ich bin. Jedoch, es steht bei Ihnen, ob Sie es lesen wollen. Ehe ich auf- und niedergehen und über mein Schicksal murren will,

will ich immer einige Blätter voll schreiben, und Sie über mich murren lassen. Das Komische soll Ihnen bald vergehen.

Sie haben ganz gewiß keinen Antheil an den Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschäften.*) Sie gefallen mir sonst recht gut, aber die wenigsten Verse sind Lessingisch. Ich erinnere mich auch, alle die Urtheile über das Journal étranger, über die Schweizer, über die Schönaichischen Tragödien, besonders über den Kopf, der dem Hohenpriester zu den Füßen geworfen wird, die ich in den Briefen angetroffen, von jemanden gehört zu haben, der sich auch sonst durch die Probe von einer englischen Übersetzung zu erkennen gegeben hat. Wissen Sie aber, wodurch man eigentlich auf den Gedanken gekommen seyn mag, Sie für den Verfasser dieser Briefe zu halten? Es war sehr gewiß, daß der Verfasser die Bibel nicht sehr gelesen hat. Er macht sich über einen biblischen Liebhaber in Jacob und Joseph ungemein lustig, der seine Geliebte einen verschlossenen Garten, einen versiegelten Brunnen nennt, der ihr die Galanterie vorsagt: es fließe Honig aus ihren Lippen, und unter ihrer Zunge wäre Milch. Er schimpft diese Ausdrücke geradezu mit dem verdienten Namen nonsense, Schwulst, Bombast, Aberwitz u. s. w. Aber das Hohelied? Wußte der Tad-

*) Der Verfasser ist Friedr. Nicolai.

ler auch, daß der König Salomon diese Redensarten autorisirt? Nun bedenken Sie, ob es nicht sehr natürlich war, Ihnen diese Briefe zuzuschreiben!

Wollen Sie denn nichts, als Komödien schreiben? Wollen Sie die Poesie gar in den Wind schlagen? Sie sind mir ein seltsamer Kopf! Ich glaube, Sie könnten solche vier Jahrszeiten des Tages halb träumend dictiren. Der Himmel verleihe Ihnen nur eine arbeitsame Hand!

Lord Shaftesbury sagt irgendwo, das Burleske wäre den Alten ganz unbekannt gewesen, und er behauptet, daß diese seltene Figur erst alsdann aufgekommen, nachdem man angefangen, die Freiheit im Denken mehr und mehr einzuschränken. Man sehe den Unterschied, fährt er fort, zwischen den Italienern und Engländern. Jene müssen ihre Zuflucht zu einem weit hergeholten Scherz, zu ihren Bouffonnerien nehmen, wenn sie ihre Gedanken über gewisse Dinge eröffnen wollen, anstatt daß diese nichts schonen, und von allem ihre wahre Meinung rund heraus sagen. Ehe ich dieser Meinung beipflichten kann, möchte ich mir erst einen rechten Begriff vom Burlesken machen. Ich glaube also, es besteht in der Gegeneinanderhaltung eines sehr wichtigen Gegenstandes mit einem kleinen und verächtlichen Gegenstande, wenn diese Gegenstände an sich selbst nur eine sehr geringe Beziehung auf einander haben. Buttler's Vergleichung eines anbrechenden Tages mit einem Krebse, der von schwarz

roth wird, ist von dieser Art. Naumann's Gleichniß zwischen einem in Todesangst röchelnden Helden, und einem Kinde, das ein Fischgrätchen verschluckt, verdient nicht weniger diesen ehrwürdigen Namen. Wenn aber das Ungereimte eines allgemeinen wichtigen Satzes, durch die Anwendung auf einen besondern Fall gezeigt wird, so ist der Einfall wirklich komisch. Dergleichen sind Moliere's Scenen, worin ein Skeptiker seine spekulativen Grillen mit sich in die Welt bringt: ein Scherz, den dieser Franzose dem Lucian gestohlen hat; oder auch Ihr Einfall von Burdiams Esel. Man kann also überhaupt sagen: Wenn das Ungereimte in der Sache selbst, oder in der Anwendung derselben auf einen besondern Fall liegt, so ist der Einfall komisch; muß aber erst eine sehr geringe Ähnlichkeit zu Hülfe genommen werden, so ist er burlesk. Von dieser Seite betrachtet, mag Shaftesbury einigen Grund haben, das wahre Lächerliche, wenn es dem Burlesken entgegengesetzt wird, für einen tüchtigen Probierstein der Wahrheit zu halten. Denn die Wahrheit muß in aller ihrer Beziehung und Anwendung nichts Ungereimtes in sich fassen. Ich möchte Ihre Meinung hiervon wissen.

Sie sehen, liebster Freund, ich thue alles in der Welt, um Sie zu einem gelehrten Disput aufzufordern. Ich mag von Ihrer Reise nichts hören.

Ich wollte, daß ich mir nicht wünschen möchte, Sie vor Ihrer Reise noch einmal zu sprechen. Ich

will mir dieses alles aus dem Sinn schlagen. Ich habe Ihre spanischen, italienischen und holländischen Bücher jetzt auf meiner Stube. Ich will es Ihnen nicht rathen, daß Sie sich allzusehr entfernen. Den Augenblick will ich alles erbrechen, und Komödien über Komödien herausgeben. Ich will erbärmlich mit den Kindern Ihres Witzes haushalten. So hat die gottlose Marwood nicht gedrohet, die kleine Arabella zu zerfetzen, wie ich diese Seelengeburten zurichten will. Wollen Sie noch reisen?

Ich weiß nichts mehr zu schreiben, als daß ich so eigennützig (Herr Naumann hat mich Ihre Briefe lesen lassen) bin, Ihre Antwort zu erwarten, und zu seyn

Ihr

aufrichtiger Freund

Moses.

8.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 20. Jan. 1756.

Liebster Freund!

Es soll einst Jemand, der seinen Freund nicht hat zum Antworten bringen können, den burlesken Einfall gehabt haben, ihm eine Dissertation, nebst einem recht feierlich demüthigen Sendschreiben zuzu-

schicken, und wie ich glaube, soll dieser Freund, der gegen alles flehentliche Bitten taub gewesen ist, diesen Einfall nicht unbeantwortet gelassen haben. Wenn ich nun nicht ganz gewiß wüßte, daß Sie selbst dieser eigensinnige Freund gewesen sind, so hätte ich mir diesen lustigen Streich zu Nutze gemacht; ich hätte meinen Brief ungefähr folgendergestalt anfangen wollen:

„Ew. Hochedelgeboren mit meiner Übersetzung von Rousseau's Abhandlung nebst einem Sendschreiben an Dieselben, das ich hinzuzusetzen die Erlaubniß u. s. w."

Vielleicht hätten Sie sich's alsdann einen Abendzeitvertreib seyn lassen, mir in einigen Zeilen für die Ehre zu danken, die ich Ihnen erzeigt hätte, und sich ferner meine Freundschaft auszubitten. Aber, wie gesagt, der Einfall ist nicht neu, und ich hoffe ganz gewiß, auch ohne einen so seltsamen Kunstgriff, noch in Ihrem Leben einen Brief von Ihnen zu lesen.

Wenn nun dieses bald geschehen sollte, so bitte ich mir ein strenges Urtheil über die Übersetzung sowohl, als über das Sendschreiben, von Ihnen aus. Wenn Sie alles gutheißen werden, so werde ich ganz gewiß glauben, Sie haben gar nichts davon gelesen; und wahrlich! Sie müßten meine Gemüthsart gar nicht kennen, wenn Sie dieses für ein bloßes Compliment halten sollten.

Ich wünsche mir einen einzigen Tag bei Ihnen

zuzubringen; und wenn Sie Ihre Reise nicht werden hier durch nehmen wollen oder können, so bitte ich sehr, mich es wissen zu lassen. Ich komme vielleicht alsdann zur Ostermesse bloß Ihretwegen nach Leipzig.

Herr Voß beschwert sich ungemein über Sie, daß Sie ihm nicht antworten. Sie werden doch wohl die sechs Stück von Pope ein Metaphysiker nunmehr erhalten haben, die er Ihnen schon längst zugeschickt hatte?

Diese kleine Piece soll in den mélanges littéraires Ihnen zugeschrieben seyn; ich habe es aber selbst noch nicht darin gelesen, und rede nur Herrn Naumann nach, der mir es erzählt hat.

Eben jetzt komme ich aus der Vossischen Buchhandlung, wo ich mir die letzthin herausgekommenen Abendzeitvertreibe gekauft habe. Ich will Hrn. Naumann in meinem Leben nichts mehr nachreden. Hat er mir nicht aufbinden wollen: er wüßte ganz gewiß, Sie hätten diese Mährchen geschrieben? Bald werde ich seinen unsichern Geschmack kennen lernen. Er wollte Ihre ganze Denkungsart, Ihre ganze Seele darin erkannt haben. Was für ein elendes Ding wäre Ihre Seele, wenn sie sich in einem so alltäglichen Gewäsche verlieren könnte! Die Deutschen scheinen sich insgemein zu begnügen, wenn solche kleine Geschichten nur in einer reinen Schreibart abgefaßt sind; aber von Ihnen bin ich überzeugt, daß Sie interessante Sujets gewählt, sie

mit Episoden ausgefüllt, und mit feinen Anspielungen verziert haben würden, wenn Sie sich einen Abendzeitvertreib hätten machen wollen.

Merken Sie es nun, warum ich auf der vorigen Seite Abendzeitvertreib unterstrichen habe?

Es wollen mich Einige überreden, ich sollte die ganze Metaphysik nach meiner Art abhandeln. Ich bin aber fest entschlossen, dieses Werk nicht eher zu unternehmen, als wenn ich das Vergnügen haben werde, mit Ihnen zusammen zu leben. Ich hielt diese gewünschte Zeit für nahe, und ob es gleich nunmehr ein wenig weitläuftig damit aussehen möchte, so lasse ich dennoch die Hoffnung dazu nicht ganz sinken. Bis dahin will ich mich ein wenig in der Mathematik festsetzen, und meine philosophischen Begriffe zur gehörigen Reife gedeihen lassen. Die Welt wird meine Metaphysik nicht vermissen, wenn sie auch gar ausbleiben wird, und ich würde mich schwerlich beruhigen können, wenn ich eine herausgegeben hätte, ohne einen freimüthigen Lessing zum Beurtheiler gehabt zu haben.

Der Herr von Breitenbauch muß sich ganz in seine Händel verloren haben. Er denkt an keine Seele in Berlin, außer an einen gewissen von Fink, an welchen er, nach der unzuverlässigen Aussage des Hrn. Naumann, wirklich geschrieben haben soll.

Ich will nach Ihrer löblichen Gewohnheit mit einigen Fragen schließen. Wo bleiben Ihre Auszüge aus dem Goldoni? Haben Sie die glückliche

Erbin aufführen sehen? Wie hat sie Ihnen gefallen? Spielt Koch Ihre Miß Sara? Sind Sie zufrieden in Leipzig? Was hat Ihr Reisegefährte für einen moralischen Charakter? Wie viel Procent wollen Sie mir antworten? Dieserhalb müssen wir nothwendig einen Accord treffen, damit der Termin bestimmt sey, wann ich, ohne eigennützig zu seyn, mich über Ihr Stillschweigen beschweren kann. Leben Sie so zufrieden, theuerster Freund, als Ihnen wünscht

Ihr

beständiger Freund

Moses.

N. S. Die Hrn. Dr. Gumperz, M. Naumann, Müchler, Bernhard, Joseph, der große und der kleine, machen Ihnen ihre ergebenste Empfehlung. Besonders waren die drei Letzteren ungemein erfreut, daß Sie ihrer noch dachten.

9.

Lessing an Moses Mendelssohn.

Leipzig, den 21. Jan. 1756.

Liebster Freund!

Sorgen Sie nur nicht. Ich verspreche Ihnen, daß Sie am Ende, wenn wir uns unseres Brief-

verkehrs wegen berechnen werden, sehr wenige Procent Verlust haben sollen: so wenige, daß Sie nicht anstehen sollen, mir wieder neuen Credit zu geben. Sie sind jetzt mit drei Briefen im Vorschusse, mit zwei geschriebenen und einem gedruckten. Aber was wollen drei Briefe sagen, wenn ich einmal ins Antworten kommen werde? Erlauben Sie, daß ich jetzt des gedruckten zuerst gedenke. Noch habe ich ihn nur zweimal gelesen. Das erste Mal beschäftigte mich der Freund so sehr, daß ich den Philosophen darüber vergaß. Ich empfand zu viel, um dabei denken zu können. Mehr sage ich Ihnen nicht; denn ich habe es nicht gelernt, in diesem Punkte ein Schwätzer zu seyn. Ich will es nicht wagen, der Freundschaft, noch Ihnen, eine Lobrede zu halten; ich will nichts, als mich von ihr hinreißen lassen. Möchte ich Ihrer Wahl so würdig seyn, als Sie der meinigen sind! Bei der zweiten Lesung war ich nur darauf bedacht, Ihre Gedanken zu fassen. Sie haben mir ungemein gefallen, ob ich mir gleich einige Einwürfe auf unsere mündliche Unterredung vorbehalte. Sie betreffen vornehmlich das zweite Stück, aus welchem Sie, nach den eigenen Einräumungen des Rousseau, die Moralität den Menschen wieder zusprechen wollen: die Perfectibilité. Ich weiß eigentlich noch nicht, was Rousseau für einen Begriff mit diesem Worte verbindet, weil ich seine Abhandlung noch bis jetzt mehr durchgeblättert, als gelesen habe. Ich weiß nur, daß ich einen

ganz andern Begriff damit verbinde, als einen, woraus sich das, was Sie daraus geschlossen haben, schließen ließe. Sie nehmen es für eine Bemühung, sich vollkommener zu machen; und ich verstehe bloß die Beschaffenheit eines Dinges darunter, vermöge welcher es vollkommener werden kann: eine Beschaffenheit, welche alle Dinge in der Welt haben, und die zu ihrer Fortdauer unumgänglich nöthig war. Ich glaube, der Schöpfer mußte alles, was er erschuf, fähig machen, vollkommener zu werden, wenn es in der Vollkommenheit, in welcher er es erschuf, bleiben sollte. Der Wilde z. E. würde, ohne die Perfektibilität, nicht lange ein Wilder bleiben, sondern gar bald nichts Besseres, als irgend ein unvernünftiges Thier werden; er erhielt also die Perfektibilität nicht deßwegen, um etwas Besseres, als ein Wilder zu werden, sondern deßwegen, um nichts Geringeres zu werden. — Ich zweifle, ob ich mich deutlich genug ausdrücke; und zweifle noch mehr, ob mein Einwurf Stich halten würde, wenn ich ihn auch noch so deutlich ausdrückte. Ich verspare ihn also, wie gesagt, auf unsere persönliche Zusammenkunft. Und wann soll denn diese seyn? werden Sie fragen. Ganz gewiß in den nächsten drei oder vier Wochen. Mein Reisegefährte will Berlin noch vor seiner Abreise sehen, weil uns unser Weg vielleicht nicht durchführen möchte. Er will es, und Sie können sich leicht vorstellen, daß ich es ihm nicht auszureden suchen werde. Alsdann, liebster Freund,

will ich mich umständlicher über Ihre Übersetzung sowohl, als über Ihren Brief erklären, die ich beide bis jetzt nur loben kann.

In einem von Ihren Briefen fragen Sie mich, ob ich glaube, daß uns die Großmuth Thränen auspressen könne, wenn sich kein Mitleiden in das Spiel mischt? Ich glaube es nicht; aber gleichwohl glaube ich, daß es Menschen giebt, welche bei dem soyons amis, Cinna, weinen, weil mir diese Stelle nicht so gar ohne allen Anlaß zum Mitleiden scheint. Großmüthige Vergebung kann oft eine von den härtesten Strafen seyn; und wenn wir mit denen Mitleiden haben, welche Strafe leiden, so können wir auch mit denen Mitleiden haben, welche eine außerordentliche Vergebung annehmen müssen. Halten Sie es für unmöglich, daß Cinna selbst bei den Worten soyons amis, könne geweint haben? Hat aber Cinna weinen können, warum nicht Andere mit ihm? Die Thränen des Cinna würden die schmerzhaftesten Empfindungen seiner Reue verrathen, und diese schmerzhaftesten Empfindungen können mein Mitleiden erwerben, und können mir Thränen kosten. In diesem Falle wäre Cinna der, welchen ich mitleidig beweinte. Für gewisse Gemüther kann es aber auch Augustus seyn, welcher Mitleiden verdient. Für unedle Gemüther vielleicht, welche eine solche Handlung der Großmuth für etwas sehr Schweres halten; für etwas, das eine erstaunliche Selbstüberwindung erfordere, die ohne

unangenehme Empfindungen nicht seyn kann. Haben Sie noch niemanden aus Bosheit weinen sehen, weil er sich nicht rächen können? So einer kann, natürlicher Weise, glaube ich, den Augustus beweinen, weil er ihn in eben den Umständen vermuthet, die ihm so schmerzhaft gewesen sind. Überhaupt, wenn Großmuth das edelmüthige Bezeigen unserer Feinde ist, so kann ich mir gar keinen Fall vorstellen, bei welchem nicht Mitleiden Statt finden sollte, welches seine Wirkungen mehr oder weniger äußert, nachdem z. E. der Dichter es durch Umstände mehr oder weniger fühlbar gemacht hat.

Ich würde noch manches Geschwätz auskramen, wenn mich nicht eben jetzt ein unangenehmer Besuch überfiele. Es ärgert mich, daß ich aufhören muß; ich werde aber ehster Tage an Hrn. Naumann schreiben, und einen neuen Brief an Sie einschließen, ohne auf einen neuen von Ihnen zu warten, der mir aber desto angenehmer seyn wird, je unerwarteter ich ihn bekommen werde. Die Abendzeitvertreibe, die Herr Naumann auf meine Rechnung schreiben wollen, habe ich noch nicht mit einem Auge gesehen. Leben Sie wohl. Ich bin

Dero

beständiger Freund

G. E. Lessing.

10.

Moses Mendelssohn an Lessing.

den — März 1756.

Mein Freund!

Es ist eine alte leidige Wahrheit, daß die Menschen den Werth der Güter nie besser einsehen, als wenn sie ihnen entrissen werden. Meine Metaphysik zog (vielleicht aus einem systematischen Stolze) diese erniedrigende Maxime noch immer in Zweifel; aber die Erfahrung kommt ihr nunmehr zu Statten. Ich habe Sie nie so sehr geliebt, als jetzt, da ich mich mit dem Gedanken quäle, ich werde Sie vor Ihrer Abreise nicht wiedersehen. Sie mögen mir immer einbilden wollen, Sie und Ihr Reisegefährte wären noch unentschlossen, ob Sie über Berlin, oder Braunschweig, nach Hamburg gehen werden. Ich weiß schon, was ich mir von dieser Ungewißheit zu versprechen habe; ich werde Sie vor Ihrer Abreise nicht wiedersehen.

Wenn ich mich über Sie beklagen wollte, und wenn mein Beklagen die Sache ändern könnte, so hätte ich vielleicht Ursache dazu. Ich bat Sie, Sie sollten mir bei Zeiten melden, daß Sie nicht nach Berlin kommen würden; so wollte ich selbst eine Reise nach Leipzig thun, um Sie da zu sprechen. Was war leichter, als in dieser Kleinigkeit nicht nachläßig zu seyn? Werden Sie auch in einer grö-

ßern Entfernung noch an mich denken? Ich will es hoffen, ob mich gleich mein geringer Werth, Ihre Unstätigkeit, und die Menge der wichtigeren Bekanntschaften, die Sie in der Welt machen werden, gewissermaßen kleinmüthig machen. Was wird es mir aber helfen, wenn ich Ihnen alle vier Wochen einmal durch die Gedanken laufe, wenn Sie zu verdrossen, ich will es heraus sagen, wenn Sie zu faul seyn sollten, mich es wissen zu lassen? Ich will in langer Zeit keinem Menschen so gut werden, als ich Ihnen bin, wenn mir Ihre Freundschaft mehr Unruhe machen sollte, als sie mir Vergnügen verursacht hat. Sie wissen, daß dieses beinahe eine unleugbare Folge ist aus meiner Lehre von den angenehmen Empfindungen; und wenn ja noch Einwendungen dawider zu machen sind, so mag ich sie für diesesmal nicht hören. So unphilosophisch macht mich der Gedanke, oder vielmehr die Furcht, ich werde in einigen Jahren nichts von Ihnen hören! Genug hiervon! Vielleicht werden Sie nicht ungern erfahren, daß ich diesen Sommer in meiner Lebensart die Änderung treffen werde, zu welcher Sie mir so oft gerathen haben. Ich arbeite nicht länger in dem Comtoir als sechs Stunden, von acht Uhr Morgens, bis um zwei Uhr Nachmittags. Alle übrigen Stunden sind für mich; denn auch die Zeit ist für mich, in welcher ich mich beschäftigen werde, an Sie zu denken, im Geiste mit Ihnen zu reisen, und mich durch Ihren Umgang zu bessern und zu

belustigen. Von alten Bekanntschaften will ich mich, so gut es sich thun läßt, los zu machen suchen. Ich nehme den Herrn Prof. Sulzer und Herrn Nicolai aus. Mit dem letztern habe ich mehr als Bekanntschaft gemacht; ich glaube, daß es mit uns schon bis zur Freundschaft gekommen ist, und der erste verdient es wirklich, daß man seinen Umgang suche. Den Herrn von Maupertuis habe ich nicht wieder besucht; und wer weiß, ob es je geschehen wird. Sie wissen, wie sehr ich die aufgetreppten Schwellen, und das feierliche Anmelden scheue. Die Morgenstunden sind Ihnen gewidmet, weil diese nicht aufhören, mich an Sie zu erinnern, so lange ich nicht Gelegenheit habe, sie eben so angenehm zuzubringen, als in Ihrer Gesellschaft; und wann werde ich diese Gelegenheit haben?

Um zweierlei muß ich Sie noch bitten, bevor ich für diesesmal schließe — Jedoch nur um einerlei: denn das andere, bin ich gewissermaßen berechtigt, von Ihnen zu fordern; und wer bittet gern um das, worauf man einiges Recht zu haben glaubt? Ich bitte um die Sammlung einiger naiven Stellen, die Sie aus den besten Dichtern zusammengetragen haben, und wovon Sie mir kurz vor Ihrer Abreise etwas merken ließen. Wenn Ihnen diese Bitte unhöflich oder etwas eigennützig scheint, so antworten Sie gar nicht darauf. Ich fordere hingegen die Ausführung von einem Einwurfe, den Sie mir in einem Ihrer Briefe wider meine Wi=

derlegung von Rousseau, nur obenhin anzuzeigen schienen. Das Recht, welches ich zu dieser Forderung zu haben vermeine, gründet sich auf Ihr eigenes Versprechen, daß Sie sich mündlich deutlicher erklären wollten. Weil ich vieles entbehren muß, so möchte ich doch nicht gern alles entbehren, was ich mir von unserer Zusammenkunft versprochen habe.

Die beiden Seiten in Folio sind voll, und die Glocke schlägt Eins nach Mitternacht. Nehmen Sie mit meinem unordentlichen Briefe vorlieb; ich bin wahrlich! etwas unruhig. Sie zweifeln wohl nicht, daß ich Ihnen von Herzen eine glückliche Reise wünsche. Ich bin Zeitlebens

Ihr

unveränderlicher Freund

Moses.

Dem Hrn. M. Naumann bitte ich meinen freundlichen Gruß zu vermelden. Ich wünsche ihm gute Verrichtung, und mir, daß ich ihn bald wiedersehen soll.

11.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 9. März 1756.

Mein werthester Freund!

Ich habe Ihre Antwort auf meine beiden Briefe erhalten, und wenn Sie Ihr Versprechen gehalten

hätten, so hätte ich schon vor acht oder zehn Tagen das Vergnügen gehabt, mich mit Ihnen zu unterhalten. In Wahrheit, liebster Lessing! ich durste sehr nach diesem Vergnügen. Ich habe in meinem Leben so viel Bekanntschaften nicht gemacht, als seitdem Sie von hier weg sind, und ich finde noch keinen einzigen, mit welchem ich die wenigen müßigen Stunden, die ich habe, so angenehm und so nützlich zubringen könnte, als mit Ihnen. Wem erzähle ich aber dieses? Einem Freunde, der in wenigen Tagen fast vergessen muß, daß er Freunde in Deutschland hat, den ich fast nur deßwegen habe kennen lernen, um mich von ihm wieder zu trennen, um das Leere recht zu fühlen, daß sich mitten in einer herrlichen Bibliothek oft unserer Seele bemeistert! Man hat vor einigen Wochen aus Leipzig geschrieben, Sie wären schon wieder von da weg, und ich hoffte damals ganz gewiß, Sie würden auf dem Wege hierher begriffen seyn.

Was machen Sie? Soll ich denn gar nichts von Ihnen zu lesen bekommen? Wie steht es um den Auszug des Goldoni, den Sie zu einem Stücke in der Bibliothek anher schicken wollen? Wie steht es um die fünf Komödien, die noch vor Ostern hätten die Presse verlassen sollen?

Ich bin unter andern mit einem Lieutenant Jacobi *) bekannt geworden, der ein sehr geschickter

---

*) M. s. Nicolai's sechste Anmerk. am angef. Orte.

Mann, ein guter Mathematikus und ein gründlicher Metaphysiker ist. Ich habe mit ihm den Hrn. Prof. Baumgarten abermals besucht. Es bessert sich Gottlob! mit seiner Gesundheit. Sie können sich nicht vorstellen, wie sehr Ihnen dieser Mann zugethan ist. Er bedauert es sehr, daß er Sie nicht hier angetroffen hat.

Ich muß schließen, weil ich eben jetzt von einem Freunde in dieser angenehmen Beschäftigung gestört werde.

Leben Sie indessen wohl! Ich bin

Ihr

beständiger Freund

Moses.

12.

Lessing an Moses Mendelssohn.

Leipzig, den 28. April 1756.

Ist es möglich, daß wir einander so lange nicht geschrieben haben? Wenn es eine natürliche Folge von meinem Reisen seyn soll, daß ich immer so wenig Nachricht von Ihnen bekomme, so werde ich mein Reisen von dieser Seite sehr hassen. Zwar ich glaube fest, Sie würden mir fleißiger geschrieben haben, wenn Sie mich nicht in Berlin von Tag zu Tag persönlich erwartet hätten. Ich glaube es ganz.

gewiß. Glauben Sie mir nur auch, daß ich Ihnen fleißiger würde geschrieben haben, wenn ich nicht von Tage zu Tage nach Berlin zu kommen gehofft hätte. Ich hoffe es noch. Wenn mich meine Hoffnung betrügt, so werde ich Deutschland nicht mit dem vergnügtesten Herzen verlassen. Wir gehen den siebenten Mai von hier ab, und also noch vor der Messe. Ich bin unentschlossen; aber was das Unglück ist, mein Reisegefährte ist es noch zehnmal mehr als ich, so daß wir noch nicht einmal wissen, ob wir unsern Weg nach Hamburg über Berlin oder Braunschweig nehmen werden. Dieses ist alles, was ich Ihnen jetzt melden will. Künftigen Posttag sollen Sie einen Brief nach unserer Art von mir bekommen. Sie sollen ihn gewiß bekommen; denn ich habe Ihnen hundert Kleinigkeiten zu schreiben, von der Art, wie wir in unseren Morgengesprächen abzuhandeln pflegten. Leben Sie unterdessen wohl, liebster Freund, und schreiben Sie mir, so bald es Ihnen möglich ist. Ich bin Zeitlebens

Ihr

ergebenster Freund

Lessing.

N. S. Mein Compliment an die Hrn. Naumann, Müchler und die würdigsten Freunde aus Ihrer Nation. Versichern Sie den erstern, daß ich ehestens an ihn schreiben würde.

13.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 2. August 1756.

Theuerster Freund!

Sie müssen sich unmöglich das Vergnügen, das uns Ihre Briefe verursachen, lebhaft genug vorstellen können. Sie würden gewiß sonst manche Stunde den Endzweck Ihrer Reise, die Sättigung der Neubegierde, aus den Augen setzen, um desto öfter an Ihre Freunde zu gedenken: an Ihre Freunde, werthester Lessing, die es gewiß in dem ganzen Umfange sind, den Sie diesem Worte zu geben pflegen. Ich will dem allgemeinen Wahn der Menschen gern allen Kummer verzeihen, daß er mir den besten Freund, den getreuesten Rathgeber von meiner Seite getrennt hat, wenn dieser beste Freund nur fortfahren will, mir die Versicherung zu geben, daß er mich noch liebt, daß er mich noch so zärtlich liebt, als damals, da mir eine neue Unterredung mit ihm eine neue Aufmunterung war, beides, meinen Verstand und mein Herz, zu bessern. Noch eine einzige Versicherung wünsche ich mir von Ihnen, und wenn ich diese erlange, so will ich mich gern in diese Nothwendigkeit zu schicken wissen. Wenn Sie Ihre Reise vollendet und einmal genug die Welt angegafft haben, wenn Sie sich dereinst entschließen, alle Ihre neugierigen Blicke auf Ihr

eigenes Herz, und auf das Herz Ihrer Freunde einzuschränken: wollen Sie alsdann diese ruhigeren Tage bei uns zubringen? Wenn es Ihnen doch möglich wäre, hierauf mit Gewißheit Ja zu antworten! —

Sie wollen, ich soll Ihnen alles schreiben, was die Neugier eines Freundes zu wissen verlangen kann; und ich werde Ihnen melden, wie ich meine Zeit zubringe, weil dieses das vornehmste ist, das ich von Ihnen zu wissen verlange. — Ich bin der grübelnden Metaphysik auf einige Zeit ungetreu geworden. Ich besuche Hrn. Nicolai sehr oft in seinem Garten. (Ich liebe ihn wirklich, theuerster Freund; und ich glaube, daß unsere Freundschaft noch dabei gewinnen muß, weil ich in ihm Ihren wahren Freund liebe.) Wir lesen Gedichte, Herr Nicolai liest mir seine eigenen Ausarbeitungen vor, ich sitze auf meinem kritischen Richterstuhle, bewundere, lache, billige, tadle, bis der Abend herein bricht. Dann denken wir noch einmal an Sie, und gehen, mit unserer heutigen Verrichtung zufrieden, von einander. Ich bekomme einen ziemlichen Ansatz zu einem Bel-esprit. Wer weiß, ob ich nicht gar einst Verse mache! Madame Metaphysik mag es mir verzeihen. Sie behauptet, die Freundschaft gründe sich auf eine Gleichheit der Neigungen, und ich finde, daß sich, umgekehrt, die Gleichheit der Neigung auch auf die Freundschaft gründen könne. Ihre und Nicolai's Freundschaft hat es dahin

gebracht, daß ich dieser ehrwürdigen Matrone einen Theil meiner Liebe entzogen, und ihn den schönen Wissenschaften geschenkt habe. Unser Freund hat mich sogar zum Mitarbeiter an seiner Bibliothek gewählt; aber ich fürchte, er wird unglücklich gewählt haben.

Der zweite Theil des Messias hat mir an vielen Stellen überaus wohl gefallen, und ich schreibe es meiner Religion zu, daß er mir nicht allenthalben gleich gefallen hat. Der 8te und 9te Gesang schienen mir etwas langweilig, der 10te hingegen alle vorhergehenden zu übertreffen. Besonders sind einige Hymnen, einige entworfene Charaktere, und das Gespräch Satans mit Adramelech, meines Erachtens, Meisterstücke. Sonst sind die Charaktere der Hauptpersonen gut soutenirt, der Knoten einfach geschürzt, und die Auflösung Homerisch vorbereitet. Der Kunstgriff, den Abadonna wieder auf die Schaubühne zu bringen, ist so ungekünstelt, als meisterlich. Ist aber der Poet nicht unglücklich, daß jetzt selbst, da alles in der stärksten Bewegung seyn soll, der Held wenigstens todt zu seyn scheint, und die Action der übrigen Personen nichts als eine stumme Bewunderung, und eine inbrünstige Andacht seyn kann? Ich sage, er ist unglücklich: denn er hat wirklich alle seine Kräfte angewendet, in die Empfindung der Anwesenden eine kleine Schattirung zu bringen, die den Schein einer Aktion hat; aber alle die Heiligen, die er aus den Gräbern ruft, können doch nichts anders thun, als anschauen, heilige Hände

falten, und beten. Ja, vielleicht ist dieser große Dichter auch darin unglücklich, daß alle kleinen Umstände seines Subjekts allzu bekannt sind, und daß er nicht den mindesten Umstand darin ändern könnte, ohne sich in theologische Streitigkeiten einzulassen. Es wäre mehr als ein Wunder, wenn sich eine Begebenheit so in der Natur zugetragen hätte, wie sie der Dichter braucht. — Jedoch bin ich nicht ein wenig unbesonnen, daß ich Ihnen mein Urtheil über ein Gedicht schreibe? Gehört denn dieses unter die Sachen, die Sie von mir zu wissen verlangen? Leben Sie also wohl, weil ich doch nichts Wichtigeres zu schreiben weiß, und bleiben beständig mein Freund, so wie ich unaufhörlich der Ihrige bin.

Moses.

14.

Lessing an Moses Mendelssohn.

Leipzig, den 1. Oct. 1756.

Liebster Freund!

Ja freilich bin ich, leider! wieder in Leipzig. Dank sey dem Könige von Preußen! Wir wollten eben nach England übergehen, als wir über Hals über Kopf wieder zurückreisen mußten. Wenn wir den Winter hier bleiben (und es hat ganz das Ansehn), so komme ich auf einen oder zwei Monate,

nicht nach Berlin, sondern zu meinen guten Freunden, die in Berlin sind. Ihre guten Freunde sind mir hier sehr angenehm gewesen; wie viel angenehmer würde mir es gewesen seyn, wenn Sie diese Messe ausgeführt hätten, was Sie die vorige Willens waren! Ich habe viel Neues von Ihnen gehört, welches mich ergötzt hat; es hat mich aber verdrossen, daß ich es nicht unmittelbar von Ihnen selbst erfahren habe. Wie hätte ich es aber erfahren können, da es Ihnen nicht gefallen hat, mir auf meine letzten Briefe zu antworten? Nicht einmal meinen Brief aus Emden haben Sie mir beantwortet. Nächstens werde ich genauere Zusammenrechnung mit Ihnen halten. Leben Sie unterdessen wohl, und grüßen Sie tausendmal von mir unseren guten Freund, Herrn Nicolai. Ich bin Zeitlebens

Ihr

ergebenster Freund

Lessing.

15.

Lessing an Moses Mendelssohn.

Leipzig, den — Oct. 1756.

Liebster Freund!

Ihre Vermuthung ist richtig; es wird mir hier in Leipzig Zeit und Weile lang. Und gleichwohl

bin ich doch auch so zerstreut, daß ich mich nicht einmal getraue, einen vernünftigen Brief zu schreiben. Ich möchte Sie gern um verschiedene Erläuterungen Ihrer fernern Bestreitung des Selbstmords (im 2ten Theil der Abhandlungen) bitten; ich möchte Ihnen gern diese und jene Stelle verweisen, wo Sie mir zu sehr — wie nenn' ich es nun gleich? — zu sehr biaisirt zu haben scheinen. Wissen Sie, was ich meine? Stellen, wo Sie sich, dem allzugefälligen Leibnitz gleich, bei Ihrem Lehrbegriffe auf die Theologen zurück zu sehen, die Mühe genommen haben. Über diese Stellen würde ich mich auslassen; aber ich habe es schon gesagt, ich bin jetzt bis zur Verwirrung zerstreut. Und weiß ich denn gewiß, ob mich meine Zerstreuung auch nur hat recht lesen lassen? Eine Wahrheit aber hat mich meine Zerstreuung gelehrt, und diese will ich Sie auch lehren. Glauben Sie es ja nicht, daß man zerstreut ist, wenn man allzu viel in seinen Gedanken hat; man ist niemals zerstreuter, als wenn man an gar nichts denkt.

Wie ich Ihre Nachricht las, daß Naumann metaphysische Unterredungen mit einer vornehmen Dame schreiben wolle, so konnte ich mich nicht enthalten, auszurufen: Warum ist er nun nicht lieber ersoffen! Der Gedanke ist, nach Ihrem eigenen System, so boshaft nicht, als er scheint. Das Beste einer einzelnen Person muß dem allgemeinen Besten jederzeit nachgesetzt werden. Und auch

seiner eigenen Ehre wäre es zuträglicher; denn wer wollte nicht lieber als ein schlechter Poet, als wie ein schlechter Philosoph ersaufen? Ich will ihm damit, nach Bekanntmachung seiner Unterredungen, das ihm einmal zugeschriebene Schicksal weder prophezeihen noch wünschen; da sey Gott vor! Ich wollte ihn sogar, mit Gefahr meines eigenen Lebens, wenn ich ihn fallen sähe, aus dem Wasser retten; aber gleichwohl — Kurz, Naumann ist nicht klug.

Wollen Sie sich angeführt und gelobt sehen, so lesen Sie Zimmermann's Betrachtungen über die Einsamkeit. Und wollen Sie sich nächstens von mir gelobt lesen, so schicken Sie mir ohne fernere Einwendung mit erster Post, wenigstens Ihre Abhandlung von der Wahrscheinlichkeit. Wenn ich sie auch nicht ganz verstehe, so will ich doch auch hoffentlich kein Zero für ein O ansehen.*)

Leben Sie wohl, und Herr Nicolai soll auch wohl leben. Er soll mir doch melden, was das bei Hrn. Lange angekündigte Journal**) macht. Ich bin wenigstens noch neugierig. Leben Sie nochmals wohl.

Ihr

ergebenster Freund

Lessing.

---

*) M. s. Nicolai's siebente Anmerk. am angef. Orte.

**) Die Bibliothek der schönen Wissenschaften, die nachher in Leipzig herauskam.

16.

Lessing an Hrn. Nicolai in Berlin.

vom 13ten Nov. 1756.

Liebster Freund!

Ihren Brief vom 3ten Nov. bekam ich vorgestern Abends, und den vom 31. Aug. habe ist erst vor einigen Stunden erhalten! denn der Weg von Berlin nach Leipzig über Wittenberg ist näher, als der über Amsterdam. Jetzt antworte ich auf beide, und weil ich in Kleinigkeiten ein großer Liebhaber der Ordnung bin, so beantworte ich den ältesten zuerst. Was steht in diesem?

Erstlich hunzen Sie mich aus, eine ganze Seite lang! Ich aber brauche nur ein Paar Worte, mich zu verantworten. Das Geheimniß Ihrer Autorschaft habe ich nicht ausgeschwatzt, sondern es ist mir abgestohlen worden. Ich war nicht allein, als ich Ihren Brief mit der Ankündigung erbrach. Wer schreibt Ihnen das? fragte man mich. Herr Nicolai — das durfte ich doch sagen? Was gedruckt ist, darf man doch ansehen? fuhr der Neugierige fort. Ja. — Ei! und also wird Herr Nicolai mit an dem Journale arbeiten? — — Warum nicht gar! er communicirt mir bloß die Ankündigung. Warum denn aber zwei Exemplare, wenn er keinen Theil daran hat? Nun war ich drum! Und wenn Verrätherei mit untergelaufen ist, wahrhaftig! so

habe ich nicht das Geheimniß, sondern das Geheimniß hat mich verrathen.

Auf den polemischen Theil Ihres Briefes folgt der didaktische. Ich danke Ihnen aufrichtig für den kurzen Auszug aus Ihrer Abhandlung über das Trauerspiel. Er ist mir auf mancherlei Weise sehr angenehm gewesen und unter andern auch deßwegen, weil er mir Gelegenheit giebt, zu widersprechen. Überlegen Sie ja alles wohl, was ich darauf sagen werde; denn es könnte leicht seyn, daß ich nicht alles wohl überlegt hätte. — Ich will umwenden, um das freie Feld vor mir zu haben!

Vorläufiges Compliment! Da die Absicht, warum ich gewisse Wahrheiten abhandle, die Art, wie ich sie abhandeln soll, bestimmen muß, und da jene es nicht allezeit erfordert, auf die allerersten Begriffe zurück zu gehen; so würde ich gar nichts wider Ihren Aufsatz zu erinnern haben, wenn ich Sie nicht für einen Kopf hielte, der mehr als eine Absicht dabei hätte verbinden können.

Es kann seyn, daß wir dem Grundsatze: Das Trauerspiel soll bessern, manches elende, aber gutgemeinte Stück schuldig sind: es kann seyn, sage ich; denn diese Ihre Anmerkung klingt ein wenig zu sinnreich, als daß ich sie gleich für wahr halten sollte. Aber das erkenne ich für wahr, daß kein Grundsatz, wenn man sich ihn recht geläufig gemacht hat, bessere Trauerspiele kann hervorbringen

helfen, als der: Die Tragödie soll Leidenschaften erregen.

Nehmen Sie einen Augenblick an, daß der erste Grundsatz eben so wahr, als der andere sey, so kann man doch noch hinlängliche Ursachen angeben, warum jener bei der Ausübung mehr schlimme, und dieser mehr gute Folgen haben müsse. Jener hat nicht deßwegen schlimme Folgen, weil er ein falscher Grundsatz ist, sondern deßwegen, weil er entfernter ist, als dieser, weil er bloß den Endzweck angiebt, und dieser die Mittel. Wenn ich die Mittel habe, so habe ich den Endzweck, aber nicht umgekehrt. Sie müssen also stärkere Gründe haben, warum Sie hier vom Aristoteles abgehen, und ich wünschte, daß Sie mir einiges Licht davon gegeben hätten; denn dieser Verabsäumung schreiben Sie es nunmehr zu, daß Sie hier meine Gedanken lesen müssen, wie ich glaube, daß man die Lehre des alten Philosophen verstehen solle, und wie ich mir vorstelle, daß das Trauerspiel durch Erzeugung der Leidenschaften bessern kann.

Das Meiste wird darauf ankommen: was das Trauerspiel für Leidenschaften erregt. In seinen Personen kann es alle mögliche Leidenschaften wirken lassen, die sich zu der Würde des Stoffes schicken. Aber werden auch zugleich alle diese Leidenschaften in dem Zuschauer rege? wird er freudig? wird er verliebt? wird er zornig? wird er rachsüchtig? Ich frage nicht, ob ihn der Poet so weit bringt, daß

er diese Leidenschaften in der spielenden Person billigt, sondern ob er ihn so weit bringt, daß er diese Leidenschaften selbst fühlt, und nicht bloß fühlt, ein Anderer fühle sie.

Kurz, ich finde keine einzige Leidenschaft, die das Trauerspiel in dem Zuschauer rege macht, als das Mitleiden. Sie werden sagen: erweckt es nicht auch Schrecken? erweckt es nicht auch Bewunderung? Schrecken und Bewunderung sind keine Leidenschaften, nach meinem Verstande. Was denn? Wenn Sie es in Ihrer Abschilderung getroffen haben, was Schrecken ist, eris mihi magnus Apollo; und wenn Sie es getroffen haben, was Bewunderung ist, Phyllida solus habeto.

Setzen Sie sich hier auf Ihre Richterstühle, meine Herren, Nicolai und Moses. Ich will es sagen, was ich mir unter beiden vorstelle.

Das Schrecken in der Tragödie ist weiter nichts, als die plötzliche Überraschung des Mitleids, ich mag den Gegenstand meines Mitleids kennen oder nicht. Z. E. endlich bricht der Priester damit heraus: Du Ödip bist der Mörder des Lajus! Ich erschrecke; denn auf einmal sehe ich den rechtschaffenen Ödip unglücklich; mein Mitleiden wird auf einmal rege. Ein anderes Exempel: es erscheint ein Geist: ich erschrecke; der Gedanke, daß er nicht erscheinen würde, wenn er nicht zu des einen oder zu des andern Unglück erscheine, die dunkele Vorstellung dieses Unglücks, ob ich gleich den noch nicht

kenne, den es treffen soll, überraschen mein Mitleid; und dieses überraschte Mitleid heißt Schrecken. Belehren Sie mich eines Bessern, wenn ich Unrecht habe.

Nun zur Bewunderung! Die Bewunderung! O, in der Tragödie, um mich ein wenig orakelmäßig auszudrücken, ist sie das entbehrlich gewordene Mitleiden. Der Held ist unglücklich, aber er ist über sein Unglück so weit erhaben, er ist selbst so stolz darauf, daß es auch in meinen Gedanken die schreckliche Seite zu verlieren anfängt, daß ich ihn mehr beneiden, als bedauern möchte.

Die Staffeln sind also diese: Schrecken, Mitleid, Bewunderung. Die Leiter aber heißt: Mitleid; und Schrecken und Bewunderung sind nichts als die ersten Sprossen, der Anfang und das Ende des Mitleids. Z. E. Ich höre auf einmal, nun ist Cato so gut als des Cäsars Mörder. Schrekken! Ich werde hernach mit der verehrungswürdigen Person des erstern, und auch nachher mit seinem Unglücke bekannt. Das Schrecken zertheilt sich in Mitleid. Nun aber höre ich ihn sagen: „Die Welt, die Cäsarn dient, ist meiner nicht mehr werth." Die Bewunderung setzt dem Mitleiden Schranken. Das Schrecken braucht der Dichter zur Ankündigung des Mitleids, und Bewunderung gleichsam zum Ruhepunkte desselben. Der Weg zum Mitleid wird dem Zuhörer zu lang, wenn ihn nicht gleich der erste Schreck aufmerksam macht;

und das Mitleiden nutzt sich ab, wenn es sich nicht in der Bewunderung erholen kann. Wenn es also wahr ist, daß die ganze Kunst des tragischen Dichters auf die sichere Erregung und Dauer des einzigen Mitleidens geht, so sage ich nunmehr, die Bestimmung der Tragödie ist diese: sie soll unsere Fähigkeit, Mitleid zu fühlen, erweitern. Sie soll uns nicht bloß lehren, gegen diesen oder jenen Unglücklichen Mitleid zu fühlen, sondern sie soll uns so weit fühlbar machen, daß uns der Unglückliche zu allen Zeiten, und unter allen Gestalten, rühren und für sich einnehmen muß. Und nun berufe ich mich auf einen Satz, den Ihnen Herr Moses vorläufig demonstriren mag, wenn Sie Ihrem eigenen Gefühle zum Trotz daran zweifeln wollen. Der mitleidigste Mensch ist der beste Mensch, zu allen gesellschaftlichen Tugenden, zu allen Arten der Großmuth der aufgelegteste. Wer uns also mitleidig macht, macht uns besser und tugendhafter, und das Trauerspiel, das jenes thut, thut auch dieses, oder — es thut jenes, um dieses thun zu können. Bitten Sie es dem Aristoteles ab, oder widerlegen Sie mich.

Auf gleiche Weise verfahre ich mit der Komödie. Sie soll uns zur Fertigkeit verhelfen, alle Arten des Lächerlichen leicht wahrzunehmen. Wer diese Fertigkeit besitzt, wird in seinem Betragen alle Arten des Lächerlichen zu vermeiden suchen, und eben dadurch der wohlgezogenste und gesittetste Mensch

werden. Und so ist auch die Nützlichkeit der Komödie gerettet.

Beider Nutzen, des Trauerspiels sowohl als des Lustspiels, ist von dem Vergnügen unzertrennlich; denn die ganze Hälfte des Mitleids und des Lachens ist Vergnügen, und es ist großer Vortheil für den dramatischen Dichter, daß er weder nützlich, noch angenehm, eins ohne das andere seyn kann.

Ich bin jetzt von diesen meinen Grillen so eingenommen, daß ich, wenn ich eine dramatische Dichtkunst schreiben sollte, weitläuftige Abhandlungen vom Mitleid und Lachen voranschicken würde. Ich würde beides sogar mit einander vergleichen; ich würde zeigen, daß das Weinen eben so aus einer Vermischung der Traurigkeit und Freude, als das Lachen aus einer Vermischung der Lust und Unlust entstehe; ich würde weisen, wie man das Lachen in Weinen verwandeln kann, wenn man auf der einen Seite Lust zur Freude, und auf der andern Unlust zur Traurigkeit, in beständiger Vermischung anwachsen läßt; ich würde — Sie glauben nicht, was ich alles würde.

Ich will Ihnen nur noch einige Proben geben, wie leicht und glücklich aus meinem Grundsatze nicht nur die vornehmste bekannte Regel, sondern auch eine Menge neuer Regeln fließe, an deren Statt man sich mit dem bloßen Gefühle zu begnügen pflegt.

Das Trauerspiel soll so viel Mitleid erwecken, als es nur immer kann; folglich müssen alle Per-

sonen, die man unglücklich werden läßt, gute Eigenschaften haben; folglich muß die beste Person auch die unglücklichste seyn, und Verdienst und Unglück in beständigem Verhältnisse bleiben. Das ist: der Dichter muß keinen von allem Guten entblößten Bösewicht aufführen. Der Held oder die beste Person muß nicht, gleich einem Gotte, seine Tugend ruhig und ungekränkt übersehen. Ein Fehler des Canut, zu dessen Bemerkung Sie auf einem andern Wege gelangt sind. Merken Sie aber wohl, daß ich hier nicht von dem Ausgange rede; denn das stelle ich in des Dichters Gutbefinden, ob er lieber die Tugend durch einen glücklichen Ausgang krönen, oder sie durch einen unglücklichen uns noch interessanter machen will. Ich verlange nur, daß die Personen, die mich am meisten für sich einnehmen, während der Dauer des Stücks, die unglücklichsten seyn sollen. Zu dieser Dauer aber gehört nicht der Ausgang.

Das Schrecken, habe ich gesagt, ist das überraschte Mitleiden; ich will hier noch ein Wort hinzusetzen: das überraschte und unentwickelte Mitleiden; folglich, wozu die Überraschung, wenn es nicht entwickelt wird? Ein Trauerspiel voller Schrekken, ohne Mitleid, ist ein Wetterleuchten ohne Donner. So viel Blitze, so viel Schläge, wenn uns der Blitz nicht so gleichgültig werden soll, daß wir ihm mit einem kindischen Vergnügen entgegen gaffen. Die Bewunderung, habe ich mich ausge-

drückt, ist das entbehrlich gewordene Mitleid. Da aber das Mitleid das Hauptwerk ist, so muß es folglich so selten als möglich entbehrlich werden; der Dichter muß seinen Helden nicht zu sehr, nicht zu anhaltend der bloßen Bewunderung aussetzen, und Cato als ein Stoiker ist mir ein schlechter tragischer Held. Der bewunderte Held ist der Vorwurf der Epopee; der bedauerte des Trauerspiels. Können Sie sich einer einzigen Stelle erinnern, wo der Held des Homer, des Virgil, des Tasso, oder Klopstock, Mitleiden erweckt? oder eines einzigen alten Trauerspiels, wo der Held mehr bewundert, als bedauert wird? Hieraus können Sie nun auch schließen, was ich von Ihrer Eintheilung der Trauerspiele halte. Sie fällt mit Ihrer Erlaubniß ganz weg. Ich habe nicht Lust, noch einen dritten Bogen anzulegen; sonst wollte ich mich noch über einige andere Punkte erklären. Ich verspare es bis auf einen nächsten Brief, welcher zugleich die Beantwortung Ihres zweiten enthalten soll.

Jetzt melde ich Ihnen nur noch, daß ich Ihr zweites Avertissement besorgt habe, verlange, daß Sie mir Ihre aufrichtige Meinung über dieses Geschwätz je eher je lieber entdecken sollen, und empfehle mich Ihrer fernern Freundschaft. Leben Sie wohl! Ich bin 2c.

N. S. Wenn Sie über meine Zweifel freundlich antworten wollen, so schicken Sie mir diesen

Brief wieder mit zurück; denn es könnte leicht kommen, daß ich über acht Tage nicht mehr wüßte, was ich heute geschrieben habe.

17.

Lessing an Moses Mendelssohn.

den 13. Nov. 1756.

Liebster Freund!

Ich habe heute an unsern Hrn. Nicolai einen sehr langen und langwierigen Brief geschrieben, und ich vermuthe, daß Sie einen desto kürzern bekommen werden. Je kürzer, je angenehmer! Zu lesen oder zu schreiben? werden Sie fragen.

Dieser kurze Brief kann aber keine Antwort auf Ihre Antwort meines letzten seyn, den Ihnen Herr Joseph mitgebracht hat, non epistolae nullae sunt responsiones. Sondern er ist eine Antwort auf Ihren Brief, den ich Ihnen von Amsterdam aus beantwortet hätte, wenn der König von Preußen nicht ein so großer Kriegsheld wäre.

Es ist mir recht sehr angenehm, daß mein Freund, der Metaphysiker, sich in einen Bel-esprit ausdehnt; wenn sein Freund, der Bel-esprit, sich nur ein wenig in einen Metaphysiker concentriren könnte oder wollte! Was ist zu thun? Der Bel-

esprit tröstet sich unterdessen mit dem Einfalle — denn mit was kann sich ein Bel-esprit anders trösten, als mit Einfällen? — daß, wenn Freunde alles unter sich gemein haben sollen, Ihr Wissen auch das meinige ist, und Sie kein Metaphysiker seyn können, ohne daß ich nicht auch einer sey.

Z. E. ich bitte Sie, das, was ich an Hrn. Nicolai geschrieben habe, zu überdenken, zu prüfen, zu verbessern. Erfüllen Sie nun meine Bitte, so ist es eben das, als ob ich es selbst nochmals überdacht, geprüft und verbessert hätte. Ihre besseren Gedanken sind weiter nichts, als meine zweiten Gedanken. Sobald Sie also, unter anderen, meinen Begriff vom Weinen falsch finden werden, sobald werde ich ihn auch verwerfen, und ihn für weiter nichts halten, als für eine gewaltsame Ausdehnung meines Begriffs vom Lachen. Jetzt halte ich ihn noch für wahr; denn ich denke so: alle Betrübniß, welche von Thränen begleitet wird, ist eine Betrübniß über ein verlorenes Gut; kein anderer Schmerz, keine andere unangenehme Empfindung wird von Thränen begleitet. Nun findet sich bei dem verlorenen Gute nicht allein die Idee des Verlustes, sondern auch die Idee des Gutes; und beide, diese angenehme mit jener unangenehmen, sind unzertrennlich verknüpft. Wie, wenn diese Verknüpfung überall Statt hätte, wo das Weinen vorkommt? Bei den Thränen des Mitleids ist es offenbar. Bei den Thränen der Freude trifft es auch

ein: denn man weint nur dann vor Freude, wenn man vorher elend gewesen, und sich nun auf einmal beglückt sieht; niemals aber, wenn man vorher nicht elend gewesen. Die einzigen sogenannten Bußthränen machen mir zu schaffen; aber ich sorge sehr, die Erinnerung der Annehmlichkeit der Sünde, die man jetzt erst für strafbar zu erkennen anfängt, hat ihren guten Theil daran: es müßte denn seyn, daß die Bußthränen nichts anders, als eine Art von Freudenthränen wären, da man sein Elend, den Weg des Lasters gewandelt zu seyn, und seine Glückseligkeit, den Weg der Tugend wieder anzutreten, zugleich empfände.

Ich bitte Sie nur noch, auf die bewundernswürdige Harmonie Acht zu haben, die ich nach meiner Erklärung des Weinens, hier zwischen den respondirenden Veränderungen des Körpers und der Seele zu sehen glaube. Man kann lachen, daß die Thränen in die Augen treten; das körperliche Weinen ist also gleichsam der höchste Grad des körperlichen Lachens. Und was braucht es bei dem Lachen in der Seele mehr, wenn es zum Weinen werden soll, als daß die Lust und Unlust, aus deren Vermischung das Lachen entsteht, beide zum höchsten Grade anwachsen, und eben so vermischt bleiben. Z. E. der Kopf eines Kindes in einer großen Staatsperücke ist ein lächerlicher Gegenstand; und der große Staatsmann, der kindisch geworden ist, ein beweinenswürdiger.

Ich sehe, daß mein Brief doch lang geworden ist. Nehmen Sie mir es ja nicht übel. Leben Sie wohl, lieber Moses, und fahren Sie fort, mich zu lieben. Ich bin

ganz der Ihrige,
Lessing.

18.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 23. Nov. 1756.

Liebster Freund!

Ich muß mich aufmachen, daß ich Ihnen wieder voraus komme. Sie machen es ungefähr wie die alten Wettläufer, die ihrem Rival einen kleinen Vorschritt gelassen, um ihn desto plötzlicher zu überraschen, und den eingebildeten Sieg ihm unvermuthet aus den Händen zu reißen. In Wahrheit, Ihr letzter Brief an Hrn. Nicolai enthält so viel Merkwürdiges, daß ich mir einige Zeitfrist ausbitten muß, alle ihre Gedanken reiflich zu überlegen, bevor ich darauf antworten kann. Wenn Ihnen die lange Weile zu Leipzig die vortrefflichen Gedanken eingegeben, so gerathe ich fast in Versuchung, Ihnen öfters lange Weile zu wünschen. Ich bitte mir indessen vorläufig einige Erläuterung über Ihre Gedanken von der Bewunderung aus. Wenn Sie hierin

den rechten Punkt verfehlt hätten, so verspreche ich mir, Ihr ganzes System niederreißen zu können.

Wenn wir an einem Menschen gute Eigenschaften gewahr werden, die unsere Meinung, die wir von ihm oder von der ganzen menschlichen Natur gehabt haben, übertreffen, so gerathen wir in einen angenehmen Affekt, den wir Bewunderung nennen. Da nun eine jede Bewunderung ungemein gute Eigenschaften zum Grunde hat, so muß dieser Affekt schon an und für sich selbst, und ohne in Absicht des Mitleidens, dessen die bewunderte Person entbehren kann, in dem Gemüthe des Zuschauers ein Vergnügen zuwege bringen. Ja, es muß sogar der Wunsch in ihm entstehen, dem bewunderten Helden, wo es möglich ist, nachzueifern; denn die Begierde zur Nacheiferung ist von der anschauenden Erkenntniß einer guten Eigenschaft unzertrennlich, und ich werde nicht nöthig haben, Ihnen die Erfahrung anzuführen, daß diese Begierde öfters die vortrefflichste Wirkung gehabt hat.

Ich gestehe es, daß die Bewunderung öfters das Mitleiden mildert, oder, wenn Sie wollen, auf eine Zeitlang gänzlich aufhebt, das wir vorhin der leidenden Tugend aufgeopfert hatten. Allein sie thut dieses nicht immer; und wenn sie es thut, so ist es bloß eine zufällige Wirkung, die unmöglich ihren ganzen Werth erschöpfen kann, weil sie ihr mit dem völligen Tode des Helden gemein ist. Die todte Zaire fordert eben so wenig unser Mitleiden,

als der sterbende Gusmann; und dennoch ist es etwas mehr, als ein gedämpftes Mitleiden, das uns in dem vortrefflichen Betragen dieses Letztern dahin reißt, und, wo ich nicht irre, in jeder menschlichen Brust den Wunsch erzeugt, eben so erhabener Gesinnungen fähig zu seyn. Wenn Mithridates in den bedrängtesten Umständen, worin er sich befindet, noch mit einem Anschlage auf Rom schwanger geht, und seinen Söhnen den Plan dazu so vortrefflich aus einander setzt, daß wir sogar die Möglichkeit der Ausführung einsehen; so erregt er unstreitig Bewunderung. Hat aber Mithridates mißliches Schicksal im Kriege wider die Römer uns je zum Mitleid bewogen? Würde es nicht ein unvergeblicher Fehler des Dichters seyn, wenn er ein Mitleiden dämpfen wollte, das gleichsam außer der Scene vorgegangen und in die Verwickelung kaum den allerentferntesten Einfluß hat? Bitten Sie also die Bewunderung, diese Mutter der Tugend, um Verzeihung, daß Sie von ihrem Werthe so nachtheilig gedacht haben. Sie ist nicht bloß ein Ruhepunkt des Mitleidens, der nur deßwegen da ist, um dem von neuem aufsteigenden Mitleiden wieder Platz zu machen; nein, die sinnliche Empfindung des Mitleidens macht einer höhern Empfindung Platz, und ihr sanfter Schimmer verschwindet, wenn der Glanz der Bewunderung unser Gemüth durchdringt. Die Bewunderer der Alten mögen zusehen, wie sie es entschuldigen wollen, daß die größten Dichter Griechenlands nie be-

wundernswürdigere Charaktere auf die Bühne gebracht haben. So viel mir von ihren Trauerspielen bekannt ist, weiß ich mich nicht einen einzigen Zug eines Charakters zu erinnern, der von Seiten seiner Moralität unsere Bewunderung verdienen sollte. Ihre Bildhauer haben sich diesen würdigen Affekt besser zu Nutze gemacht. Sie haben die Leidenschaften fast durchgehends von einem gewissen Heroismus begleiten lassen, wodurch sie ihre Charaktere etwas über die Natur erheben; und die Kenner gestehen, daß ihre Bildsäulen von dieser Seite fast unnachahmlich sind.

Ich will mein langweiliges Geschwätz hier abbrechen. Meine Gedanken vom Schrecken und vom Weinen kann ich Ihnen nicht eher eröffnen, als bis ich mich mit unserm Herrn Nicolai darüber besprochen habe. Es scheint mir immer, als wenn eine jede Illusion vom Schrecken, auch ohne Beihülfe des Mitleidens, angenehm seyn müsse. Ein Beispiel davon sey die vom Aristoteles angeführte gemalte Schlange, oder vielmehr die von Ihnen selbst angeführte Erscheinung eines Geistes auf der Schaubühne. Die Art und Weise, wie Sie dieses Schrecken auf ein Mitleiden reduciren wollen, ist allzu spitzfindig, als daß sie natürlich seyn könnte. Über alles dieses wollen wir uns weitläuftiger herauslassen, wenn wir erst unsere Gedanken von der Wirkung der theatralischen Illusion, und von dem Streite derselben mit der deutlichen Erkenntniß, in Ordnung gebracht haben. Dieses soll geschehen, so-

bald der Krieg die Handlung so sehr zu Grunde gerichtet haben wird, daß sowohl Herr Nicolai, als ich einige Stunden zur Speculation übrig haben werden. Ich lasse jetzt meine Gedanken von der Wahrscheinlichkeit abschreiben, um sie Ihnen zu überschicken. Sie werden mir verzeihen, daß ich die Geduld unsers Herrn Nicolai nicht gehabt habe, die besten Gedanken daraus in einen Auszug zusammenzuziehen, um Sie der Mühe zu überheben, alles durchzulesen. Es gehört auch eine besondere Gabe dazu, dasjenige kurz vorzubringen, was man weitläuftig gedacht hat.

Ich habe noch einen Vorwurf von mir abzulehnen, den es Ihnen mir in dem Schreiben durch Hrn. Joseph zu machen beliebt. Sie beschuldigen mich einer seichten Gefälligkeit für das herrschende System, und glauben, ich hätte mir vorgenommen, dem Herrn von Leibnitz von seiner schwachen Seite nachzuahmen. Ich erkenne in diesem Vorwurfe Ihre Freundschaft, und gestehe es, daß ich nichts Erhebliches zu meiner Entschuldigung vorzubringen habe. Ich bitte aber diese für Sie nicht geschriebenen Stellen zu übergehen, und mich von den übrigen Ihr Urtheil wissen zu lassen. Leben Sie wohl, mein theuerster Lessing, und wachen sie beständig auf alle Schritte

Ihres

wahren Freundes

Moses.

Alle meine Freunde sind auch die Ihrigen.

19.

Lessing an Moses Mendelssohn.

Leipzig, den 28. Nov. 1756.

Liebster Freund!

Ich muß Ihnen auf Ihren letzten Brief den Augenblick antworten; denn was bei mir nicht den Augenblick geschieht, das geschieht entweder gar nicht, oder sehr schlecht. Da ich aber nichts weniger, als lange Weile habe, und den größten Theil des Tages mit unseren Gästen zubringen muß — (denn das wissen Sie doch, daß nunmehr auch Leipzig nicht länger von Preußischer Einquartierung verschont ist?): so werde ich von der Faust weg schreiben, und meine Gedanken unter der Feder reif werden lassen.

Es kommt mir sehr gelegen, was Sie von der Bewunderung sagen; und in meinem Briefe an unsern Freund habe ich diesen Affekt nicht sowohl überhaupt erklären, als anzeigen wollen, was für Wirkung er in dem Trauerspiele hervorbringe: eine Wirkung, die Sie selbst nicht ganz in Abrede sind.

Wir gerathen in Bewunderung, sagen Sie, wenn wir an einem Menschen gute Eigenschaften gewahr werden, die unsere Meinung, die wir von ihm oder von der ganzen menschlichen Natur gehabt haben, übertreffen. In dieser Erklärung finde ich zweierlei Dinge, die zweierlei Namen verdienen, und

in unserer Sprache auch wirklich haben. Wenn ich an einem gute Eigenschaften gewahr werde, die meine Meinung von ihm übertreffen; so heißt das nicht, ich bewundere ihn, sondern ich verwundere mich über ihn. Bewundern Sie den sterbenden Gusmann? Ich nicht; ich verwundere mich bloß, daß aus einem christlichen Barbaren so geschwind ein Mensch geworden ist, ja, ich verwundere mich so sehr, daß ich mich nicht enthalten kann, den Dichter ein wenig zu tadeln. Die Veränderung ist zu jäh, und nach dem Charakter des Gusmann durch nichts wahrscheinlich zu machen, als durch eine übernatürliche Wirkung der Religion. Voltaire muß es selbst gemerkt haben:

Sieh hier den Unterschied der Götter, die wir ehren,
Die deinen konnten dich nur Wuth und Rache lehren.

Bis diesen Augenblick habe ich den Gusmann gehaßt: ich freue mich fast, daß ihn der Wilde erstochen hat; er erstach ein Ungeheuer, das eine Welt verwüstete: wo sollte das Mitleiden herkommen? Nunmehr aber höre ich, er vergiebt; er thut die erste und letzte gute That, die ich nicht von ihm erwartet hätte. Das Mitleid erscheint an der Hand der Verwunderung; das ist: es entsteht durch die endlich und plötzlich entdeckte gute Eigenschaft. Ich sage mit Fleiß: plötzlich, um eine Erfahrung daraus zu erklären, die ich wirklich gehabt habe, ehe

die Spekulation noch daran Theil nehmen konnte. Ich bin, als ich diese Scene zum ersten Mal las, über die Vergebung des Gusmann erschrocken. Denn den Augenblick fühlte ich mich in der Stelle des Zamor. Ich fühlte seine Beschämung, seine schmerzliche Erniedrigung; ich fühlte, was es einem Geiste, wie dem seinigen, kosten müsse, zu sagen: ich schäme mich der Rache! Zum Tode, dem kleinern Übel, war er vorbereitet; zur Vergebung, dem größern, nicht.

Also, wenn ein Bösewicht, oder jede andere Person, eine gute Eigenschaft zeigt, die ich in ihm nicht vermuthet hätte, so entsteht keine Bewunderung, sondern eine Verwunderung, welche so wenig etwas Angenehmes ist, daß sie vielmehr weiter nichts, als ein Fehler des Dichters genannt zu werden verdient, weil in keinem Charakter mehr seyn muß, als man sich Anfangs darin zu finden verspricht. Wenn der Geizige auf einmal freigebig, der Ruhmredige auf einmal bescheiden wird, so verwundert man sich, bewundern aber kann man ihn nicht.

Wenn nun dieser Unterschied keine falsche Spitzfindigkeit ist, so wird die Bewunderung allein da Statt finden, wo wir so glänzende Eigenschaften entdecken, daß wir sie der ganzen menschlichen Natur nicht zugetrauet hätten. Um dieses näher einzusehen, glaube ich, werden folgende Punkte etwas beitragen können.

Was sind dieses für glänzende Eigenschaften, die wir bewundern? Sind es besondere Eigenschaften, oder sind es nur die höchsten Grade guter Eigenschaften? Sind es die höchsten Grade aller guten Eigenschaften, oder nur einiger derselben?

Das Wort Bewunderung wird von dem größten Bewunderer, dem Pöbel, so oft gebraucht, daß ich es kaum wagen will, aus dem Sprachgebrauche etwas zu entscheiden. Seine, des Pöbels, Fähigkeiten sind so gering, seine Tugenden so mäßig, daß er beide nur in einem leidlichen Grade entdecken darf, wenn er bewundern soll. Was über seiner engen Sphäre ist, glaubt er über der Sphäre der ganzen menschlichen Natur zu seyn.

Lassen Sie uns also nur diejenigen Fälle untersuchen, wo die besseren Menschen, Menschen von Empfindung und Einsicht, bewundern. Untersuchen Sie Ihr eigenes Herz, liebster Freund! Bewundern Sie die Gütigkeit des Augustus, die Keuschheit des Hippolyts, die kindliche Liebe des Chimenes? Sind diese und andere solche Eigenschaften über dem Begriff, den Sie von der menschlichen Natur haben? Oder zeigt nicht vielmehr die Nacheiferung selbst, die sie in Ihnen erwecken, daß sie noch innerhalb dieses Begriffes sind?

Was für Eigenschaften bewundern Sie denn nun? Sie bewundern einen Cato, einen Essex — mit Einem Worte, nichts als Beispiele einer unerschütterten Festigkeit, einer unerbittlichen Standhaf=

tigkeit, eines nicht zu erschreckenden Muthes, einer heroischen Verachtung der Gefahr und des Todes; und alle diese Beispiele bewundern Sie um so viel mehr, je besser Sie sind, je fühlbarer Ihr Herz, je zärtlicher Ihre Empfindung ist. Sie haben einen zu richtigen Begriff von der menschlichen Natur, als daß Sie nicht alle unempfindliche Helden für schöne Ungeheuer, für mehr als Menschen, aber gar nicht für gute Menschen halten sollten. Sie bewundern sie also mit Recht; aber eben deßwegen, weil Sie sie bewundern, werden Sie ihnen nicht nacheifern. Mir wenigstens ist es niemals in den Sinn gekommen, einem Cato oder Essex an Halsstarrigkeit gleich zu werden, so sehr ich sie auch wegen dieser Halsstarrigkeit bewundere, die ich ganz und gar verachten und verdammen würde, wenn es nicht eine Halsstarrigkeit der Tugend zu seyn schiene.

Ich werde also der Bewunderung nichts abbitten, sondern ich verlange, daß Sie es der Tugend abbitten sollen, sie zu einer Tochter der Bewunderung gemacht zu haben. Es ist wahr, sie ist sehr oft die Tochter der Nacheiferung, und die Nacheiferung ist eine natürliche Folge der anschauenden Erkenntniß einer guten Eigenschaft. Aber muß es eine bewundernswürdige Eigenschaft seyn? Nichts weniger. Es muß eine gute Eigenschaft seyn, deren ich den Menschen überhaupt, und also auch mich, fähig halte. Und diese Eigenschaften schließe ich so wenig aus dem Trauerspiele aus, daß vielmehr, nach

meiner Meinung, gar kein Trauerspiel ohne sie besteht, weil man ohne sie kein Mitleid erregen kann. Ich will nur diejenigen großen Eigenschaften ausgeschlossen haben, die wir unter dem allgemeinen Namen des Heroismus begreifen können, weil jede derselben mit Unempfindlichkeit verbunden ist, und Unempfindlichkeit in dem Gegenstande des Mitleids, mein Mitleiden schwächt.

Lassen Sie uns hier bei den Alten in die Schule gehen. Was können wir nach der Natur für bessere Lehrer wählen? Um das Mitleid desto gewisser zu erwecken, wurden Ödipus und Alceste von allem Heroismus entkleidet. Jener klagt weibisch, und diese jammert mehr als weibisch; sie wollten sie lieber zu empfindlich, als unempfindlich machen; sie ließen sie lieber zu viel Klagen ausschütten, zu viel Thränen vergießen, als gar keine.

Sie sagen, das benehme der Bewunderung ihren Werth nicht, daß sie das Mitleiden schwäche oder gar aufhebe, weil sie dieses mit dem Tode des Helden gemein habe. Sie irren hier aus zu großer Scharfsinnigkeit. Unter tausend Menschen wird nur ein Weltweiser seyn, welcher den Tod nicht für das größte Übel, und das Todtseyn nicht für eine Fortdauer dieses Übels hält! Das Mitleiden hört also mit dem Tode noch nicht auf; gesetzt aber, es hörte auf, so würde dieser Umstand weiter nichts, als die Ursache der Regel seyn, warum sich mit dem Tode des Helden auch das Stück schließen müsse.

Kann sich aber das Stück mit der Bewunderung schließen? Wenn ich aber gesagt habe, der tragische Dichter müsse die Bewunderung so wenig sein Hauptwerk seyn lassen, daß er sie vielmehr nur zu Ruhepunkten des Mitleids machen müsse; so habe ich dieses damit sagen wollen, er solle seinem Helden nur so viel Standhaftigkeit geben, daß er nicht auf eine unanständige Art unter seinem Unglück erliege. Empfinden muß er ihn sein Unglück lassen; er muß es ihn recht fühlen lassen: denn sonst können wir es nicht fühlen. Und nur dann und wann muß er ihn lassen einen effort thun, der auf wenige Augenblicke eine dem Schicksal gewachsene Seele zu zeigen scheint, welche große Seele den Augenblick darauf wieder ein Raub ihrer schmerzlichen Empfindungen werden muß.

Was Sie von dem Mithridat des Racine sagen, ist, glaub' ich, eher für mich, als für Sie. Eben die edelmüthige Scene, wo er seinen Söhnen den Anschlag, vor Rom zu gehen, entdeckt, ist Ursache, daß wir mit ihm wegen seines gehabten mißlichen Schicksals in dem Kriege wider die Römer kein Mitleiden haben können. Ich sehe ihn schon triumphirend in Rom einziehen, und vergesse darüber alle seine unglücklichen Schlachten. Und was ist denn diese Scene bei dem Racine mehr, als eine schöne Flickscene? Sie bewundern den Mithridat; diese Bewunderung ist ein angenehmer Affekt: sie kann bei einem Karl XII. Nach-

eiferung erwecken; aber wird es dadurch unwahr, daß sie sich besser in ein Heldengedicht, als in ein Trauerspiel schicke?

Doch ich will aufhören zu schwatzen, und es endlich bedenken, daß ich an einen Wortsparer schreibe. Ich will, was ich wider die Bewunderung bisher, schlecht oder gut, gesagt habe, nicht gesagt haben; ich will alles wahr seyn lassen, was Sie von ihr sagen. Sie ist dennoch aus dem Trauerspiele zu verbannen.

Denn — Doch ich will erst eine Erläuterung aus dem Ursprunge des Trauerspiels voranschicken. Die alten Trauerspiele sind aus dem Homer, ihrem Inhalte nach, genommen, und diese Gattung der Gedichte selbst, ist aus der Absingung seiner Epopöen entsprungen. Homer, und nach ihm die Rhapsodisten, wählten gewisse Stücke daraus, die sie bei feierlichen Gelegenheiten, vielleicht auch vor den Thüren ums Brot, abzusingen pflegten. Sie mußten die Erfahrung gar bald machen, was für Stücke von dem Volke am liebsten gehört wurden. Heldenthaten hört man nur Einmal mit sonderlichem Vergnügen; ihre Neuigkeit rührt am meisten. Aber tragische Begebenheiten rühren, so oft man sie hört. Diese also wurden, vorzüglich vor anderen Begebenheiten bei dem Homer, ausgesucht, und Anfangs, so wie sie erzählungsweise bei dem Dichter stehen, gesungen, bis man darauf fiel, sie dialogisch abzutheilen, und das daraus entstand, was wir jetzt

Tragödie nennen. Hätten denn nun die Alten nicht eben sowohl aus den Heldenthaten ein dialogisches Ganzes machen können? Freilich; und sie würden es gewiß gethan haben, wenn sie nicht die Bewunderung für eine weit ungeschicktere Lehrerin des Volkes, als das Mitleiden gehalten hätten.

Und das ist ein Punkt, den Sie selbst am besten beweisen können. Die Bewunderung in dem allgemeinen Verstande, in welchem sie nichts ist, als das sonderliche Wohlgefallen an einer seltenen Vollkommenheit, bessert vermittelst der Nacheiferung, und die Nacheiferung setzt eine deutliche Erkenntniß der Vollkommenheit, welcher ich nacheifern will, voraus. Wie viele haben diese Erkenntniß? Und wo diese nicht ist, bleibt die Bewunderung nicht unfruchtbar? Das Mitleiden hingegen bessert unmittelbar; bessert, ohne daß wir selbst etwas dazu beitragen dürfen; bessert den Mann von Verstande sowohl, als den Dummkopf.

Hiermit schließe ich. Sie sind mein Freund; ich will meine Gedanken von Ihnen geprüft, nicht gelobt haben. Ich sehe Ihren ferneren Einwürfen mit dem Vergnügen entgegen, mit welchem man der Belehrung entgegen sehen muß. Jetzt habe ich mich, in Ansehung des Briefschreibens, in Athem gesetzt; Sie wissen, was Sie zu thun haben, wenn ich darin bleiben soll. Leben Sie wohl, und lassen Sie unsere Freundschaft ewig seyn!

Lessing.

20.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den . . Dec. 1756.

Liebster Freund!

Schreiben Sie immer, wenn ich bitten darf, Ihre langen Briefe an Hrn. Nicolai. Er hat das Glück, daß Sie ihm immer die besten Briefe schreiben. In Wahrheit, der kurze Brief an Nicolai enthält bessere Gedanken, als der lange, der mir zu Theil geworden. Ich schicke Ihnen Ihren Brief mit, weil ich ihn stückweise widerlegen will; aber ich beschwöre Sie, mir ihn wieder zuzustellen. Er soll mir zur Demüthigung dienen; denn er beweiset, welch ein kleiner Gegner ich seyn müsse, daß man sich mit so schlechten Waffen wider mich vertheidigen zu können glaubt! Zur Sache!

Ich glaube, die jetzigen politischen Begebenheiten haben Sie veranlaßt, Bewunderung mit Verwunderung zu vertauschen. Eine unvermuthete Begebenheit, deren Ursache ich nicht ergründen kann, setzt mich in Verwunderung. So verwundere ich mich über den Donner, über die Elektricität, über die Handlungen eines Menschen, die in seinem moralischen Charakter nicht gegründet zu seyn scheinen, und endlich über Sie, wenn Sie mir eine so fehlerhafte Distinction einbilden wollen. Ich bewundere hingegen einen Menschen, an welchem ich

eine gute Eigenschaft gewahr werde, die ich ihm nicht zugetrauet habe, die aber dennoch in seinem sittlichen Charakter gegründet ist. Staleno*) (ein Exempel, das Ihnen bekannt seyn würde, wenn Sie Ihre eigenen Schriften fleißig gelesen hätten) verwundert sich Anfangs über seinen Freund Philto, daß er eine Schelmerei hat begehen können, die mit seinem Charakter gar nicht überein kommt. Allein eben der Staleno bewunderte die Gesinnungen seines Freundes, als er ihn auf eine sehr vortheilhafte Art von seiner Unschuld überzeugte, und verwunderte sich gewissermaßen über sich selbst, daß er so nachtheilige Gedanken hatte von seinem Freunde hegen können.

Ist die Religion anders nicht fähig, eine so plötzliche Veränderung zu verursachen, als Voltaire in dem Gemüthe des Gusmann vorgehen läßt; so erregt die schnellste Besserung dieses Christen Verwunderung, und der Dichter ist, wie Sie selbst bemerken, zu tadeln, daß er zwei so widersinnige Charaktere in der Person des Gusmann vereinigt hat. Wäre es aber der Religion nicht unmöglich, einen Menschen plötzlich zu bekehren (und dieses ist nach der herrschenden Meinung wenigstens poetisch wahrscheinlich), so erregt der Charakter des Gusmann Bewunderung, weil die Besserung, die wir ihm nicht zugetrauet haben, dennoch in seinem Cha-

*) In Lessing's Lustspiel: der Schatz.

rakter gegründet ist. Ja, Ihre eigene Empfindung hätte Sie überzeugen können, daß das Letztere seyn müsse; denn wenn die Besserung des Gusmann schlechterdings seinem Charakter widerspräche, so hätte sie in Ihnen wohl Unwillen über den fehlerhaften Dichter, aber nicht Schrecken, aber keine sympathetische Beschämung mit dem betroffenen Zamor erregen können. Diese Anmerkung gebe ich Ihnen zu bedenken.

Überhaupt, eine jede Handlung, die sich mit dem bekannten Charakter der handelnden Person nicht reimen läßt, setzt uns in Verwunderung, und ist in dramatischen Stücken ein Fehler des Dichters, außer wenn sich die Verwunderung zuletzt in Bewunderung auflöst, d. i. wenn wir in der Entwickelung solche Umstände erfahren, welche die Handlung wirklich wahrscheinlich machen. Ich halte diese Art von Knoten für die vortrefflichste, in welcher die Handlungen einer sonst tugendhaften Person mit ihrem Charakter zu streiten scheinen, zuletzt aber alle aus einer Quelle zu fließen, befunden werden. Die Angehörigen der Clarissa müssen, wie von einem Donner gerührt, dastehen, als ihre Verwunderung über die widersprechende Aufführung ihres Clärchens plötzlich in eine Bewunderung ihrer siegenden Unschuld aufgelöst wird.

Ich komme zu meiner Definition von der Bewunderung zurück. Wenn eine vorzüglich tugendhafte Person (Cato) so handelt, daß er gleichsam

die menschliche Natur übertrifft, oder wenn ein zweideutiger Charakter so handelt, daß er uns von seinen Gesinnungen eine bessere Meinung beibringt, so entsteht Bewunderung. Jetzt will ich mein eigenes Herz untersuchen. Bewundere ich die Gütigkeit des Augustus? Ja; und zwar mit Cinna und dem römischen Volke, weil ich dem herrschsüchtigen Kaiser keine solche Sanftmuth zugetrauet habe. Die Keuschheit des Hyppolytus? Nein! Die kindliche Liebe der Chimene? Ja; in so weit ich keinem Frauenzimmer eine solche heroische Gewalt über ihre Leidenschaft zugetrauet hätte. — Bisher verträgt sich mein Herz noch ziemlich mit meinem Verstande. Allein ich bewundere auch einen Cato, einen Essex &c. wegen ihrer ungemeinen heroischen Tugenden; und dennoch ist es mir niemals in den Sinn gekommen, ihnen hierin nachzueifern. Wie geht dieses zu, da doch eine Eigenschaft, die ich bewundere, nothwendig nachahmungswürdig scheinen muß? Hier ist der Knoten, den Sie gefunden, aber nicht aufgelöst haben. Ich will mich bemühen, es für Sie zu thun.

Alle unsere Urtheile gründen sich entweder auf einen deutlichen Vernunftschluß, oder auf eine undeutliche Erkenntniß, die man in Sachen, welche die Wahrheit angehen, Einsicht, in Sachen aber, welche die Schönheit betreffen, Geschmack zu nennen pflegt. Jene stützt sich auf eine symbolische Erkenntniß, auf die Wirkungen der oberen Seelen=

kräfte; diese hingegen auf eine intuitive Erkenntniß, auf die Wirkung der unteren Seelenkräfte. Es ist Ihnen bekannt, daß öfters der Geschmack oder die Einsicht (Bonsens) mit der symbolischen Erkenntniß streiten könne, ja, daß die erstere öfters einen größern Einfluß in unsern Willen hat, als die letztere. (Ich bin auf einige ganz neue Gedanken von dem Streite der unteren und oberen Seelenkräfte gekommen, die ich Ihnen ehestens zur Beurtheilung vorlegen werde.) Die theatralische Sittlichkeit gehört nicht vor den Richterstuhl der symbolischen Erkenntniß. Wenn der Dichter, durch seine vollkommen sinnliche Rede, unsere intuitive Erkenntniß von der Würde und Unwürde seiner Charaktere überzeugen kann, so hat er unsern Beifall. Wir verdunkeln gern die deutlichen Vernunftschlüsse, die sich unserer Illusion widersetzen; so wie wir uns vermittelst der Illusion in ein anderes Klima, in andere Umstände, und unter andere Menschen versetzen, um die Stärke der Nachahmung recht nachdrücklich zu fühlen. (Ich kann mich hierin nicht weiter einlassen, so lange Herr Nicolai noch nicht Zeit hat, die versprochenen Gedanken von der theatralischen Illusion mit mir zu entwickeln.) Weg also mit der deutlichen Überzeugung von der Nichtigkeit eines halsstarrigen Heldenmuths! Sie kann weder die Bewunderung, noch den augenblicklichen Vorsatz der Nacheiferung stören, wenn der Dichter unsere unteren Seelenkräfte hat einzunehmen gewußt.

Aber sie kann verhindern, daß dieser augenblickliche Wunsch nie zur Wirklichkeit gedeihet, weil nach geendigter Illusion die Vernunft wieder das Steuer ergreift. Bei einem Menschen hingegen, der nicht Vorrath von deutlicher Erkenntniß genug hat, der Illusion die Stange zu halten, wird der Wunsch zur Nacheiferung anhaltend seyn, und sogar in Thaten ausbrechen. Ein Beispiel sey Karl XII., und jener Engländer, der sich, nachdem er den *Cato* hatte aufführen sehen, ermordete, da man alsdann folgenden Spruch bei ihm fand: What *Cato* does and *Addison* approves, cannot be wrong. *) — Jetzt erklären sich eine Menge von Erscheinungen gleichsam von selbst. Werden Sie mich nun noch wohl fragen können, ob ich glaube, daß die Bewunderung uns mehr zur Nacheiferung antreiben kann, als die bloße Betrachtung guter Eigenschaften? Können Sie nunmehr noch zweifeln, daß die anschauende Erkenntniß der Vollkommenheit durch die Bewunderung sinnlicher wird, weil sie uns unvermuthet überrascht, oder weil wir die anscheinende Vollkommenheit in einem solchen Grade antreffen, daß sie gleichsam über Natur und Schicksal siegt, und den unerschrockenen Helden zeigt, wo wir den gebeugten, unter seiner Last seufzenden Menschen erwarteten? — „Also kann uns die

*) Was Cato thut und Addison billigt, kann nicht unrecht seyn.

Bewunderung auch solche Handlungen als nachahmungswürdig anpreisen, die wir mit der Vernunft für untugendhaft erkennen?" hör' ich Sie fragen. — — Allerdings! und dieses ist eine von den Ursachen, die Herrn Nicolai bewogen haben, zu behaupten, der Endzweck des Trauerspiels sey nicht eigentlich, die Sitten zu bessern.

Jedoch müssen Sie nicht denken, Ihr Mitleiden habe hierin einen Vorzug vor meiner Bewunderung. Auch das Mitleiden kann uns zu Untugenden bringen, wenn es nicht von der Vernunft regiert wird, von der kalten symbolischen Vernunft, die man gänzlich von dem Theater verbannen muß, wenn man gefallen will.

Ich gehe mit Ihnen in die Schule der alten Dichter; allein wenn wir sie verlassen, so kommen Sie mit mir in die Schule der alten Bildhauer. Ich habe ihre Kunststücke nicht gesehen; aber Winkelmann (in seiner vortrefflichen Abhandlung von der Nachahmung der Werke der Griechen), dem ich einen feinen Geschmack zutraue, sagt: ihre Bildhauer hätten ihre Götter und Helden niemals von einer ausgelassenen Leidenschaft dahin reißen lassen. Man fände bei ihnen allezeit die Natur in Ruhe (wie er es nennt), und die Leidenschaften von einer gewissen Gemüthsruhe begleitet, wodurch die schmerzliche Empfindung des Mitleidens gleichsam mit einem Firnisse von Bewunderung und Ehrfurcht überzogen wird. Er führt den Laokoon z. E. an, den

Virgil poetisch entworfen, und ein griechischer Künstler in Marmor gehauen hat. Jener drückt den Schmerz vortrefflich aus; dieser hingegen läßt ihn den Schmerz gewissermaßen besiegen, und übertrifft den Dichter um desto mehr, je mehr das bloße mitleidige Gefühl einem mit Bewunderung und Ehrfurcht untermengten Mitleiden nachzusetzen ist.

Ich habe gesagt: wenn die Bewunderung sonst nichts als ein Ruhepunkt des Mitleidens wäre, so würde es diese Wirkung mit dem Tode des bedauerten Helden gemein haben; und Sie glauben, ich habe geirrt, weil der größte Haufe das Todtseyn für eine Fortdauer des Übels hält. — Ich kann Ihnen auch dieses nicht gelten lassen. Warum bedauern wir die todte Zaire, und bedauern nicht die sterbende Sara, oder den sterbenden Alten im Mahomet? Irgend weil sie über ihr Unglück durch ihre großen Gesinnungen siegen? Allein sie werden sterben. Unmöglich kann der gemeine Mann, oder unsere sinnliche Empfindung glauben, derjenige Tod — Jedoch hierin möchten Sie Recht haben.

Warum haben Sie aber meinen Einwurf nicht beantwortet? Wie kann uns in der Scene des Racine eine Bewunderung gefallen, die ein Mitleiden dämpfen soll, das wir gar nicht gefühlt haben? Sie sagen, es sey eine Flickscene des Racine. Wohl! aber sie ist doch schön; also ist die Bewunderung schön, auch wo sie kein Mitleiden zu stillen hat.

Ihr letzter Beweis, von dem Ursprunge des Trauerspiels hergenommen, gefällt mir einigermaßen. Ich zweifle aber, ob Sie bewundernswürdige Charaktere (ich meine solche, wie Cato, Grandison, Brutus u. s. w.) im Homer finden werden. Im Ringen bestanden damals ihre heroischen und Bewunderung erregenden Verdienste. Achilles ist am Ende des Spiels nichts als ein tapferer Schläger, und Agamemnon hat weiter kein Verdienst, als daß er ein König der Könige ist. Die Griechen scheinen zu Homer's Zeiten von ihren Königen gedacht zu haben, ungefähr wie jetzt die Franzosen von den ihrigen denken. Ulysses ist ein listiger Feldherr, und Kalchas ein mittelmäßiger Priester, der lange so viel Bewunderung nicht erregen kann, als Ihr Theophanes. (Ich habe Ihren Theophanes vergessen. Dieser erregt bei dem Freigeiste Bewunderung, ob er gleich weiß, daß seine guten Eigenschaften nicht die ganze menschliche Natur übertreffen.) Ich will durch diese Anmerkung keineswegs den Homer herunter setzen, und glaube vielmehr, daß ihn keiner von den Dichtern im Ganzen erreicht hat, die nachher gekommen sind; aber von der Seite der großen und Bewunderung erregenden Charaktere, dünkt mich, haben ihn viele übertroffen.

Ich habe noch eine kleine Anmerkung hinzuzuthun. Sie behaupten, der Dichter müsse seinen Helden nothwendig das Unglück empfinden lassen, wenn wir gerührt werden sollen, und nennen die

Bewunderung bei dieser Gelegenheit abermals: den Ruhepunkt des Mitleidens. Das Letztere bedarf keiner weitern Widerlegung. Das Erstere hingegen gebe ich zu, aber aus einem ganz andern Grunde. Der Dichter muß uns sinnlich überzeugen, daß sein Held die Gefahr kennt, über welche ihn seine Unerschrockenheit hinwegsetzt. Durch eine bloße Erzählung der bedrängten Umstände, in welchen sich sein Held befindet, wird die Nachahmung nicht sinnlich genug. Wenn wir aber schon zum voraus für den Helden besorgt sind, wenn der Dichter die Geschicklichkeit besessen, uns auf andere Weise sinnlich zu überführen, daß der Held sein Unglück vorher sieht, daß alle Anwesende für ihn in Angst sind, weil sie die größte Gefahr vor Augen sehen; alsdann kann er ihn im völligen Triumphe über das drohende Schicksal erscheinen lassen. In der Geschichte des Grandison wird der Held von dem nichtswürdigen Hargrave herausgefordert. Alle Angehörigen des Grandison können sich vor Schmerz kaum fassen, und zittern für sein unschätzbares Leben. Wie erstaunt man aber, als Grandison selbst mit seiner gewöhnlichen Munterkeit erscheint, und den größten Verdruß, der ihm hatte begegnen können, mit mehr als gleichgültigen Augen ansieht! Er fühlt nichts; aber desto mehr fühlen die Byron, Charlotte ꝛc. und der Leser wird von einer freudigen Bewunderung eingenommen, die gewiß den heißesten Wunsch der Nacheiferung in ihm zurückläßt.

So viel zur Widerlegung Ihrer Begriffe von der Bewunderung! Hingegen sind Ihre Gedanken vom Weinen unverbesserlich, und einige Kleinigkeiten, die ich dabei zu bemerken finde, verspare ich aufs Künftige.

Hier ist endlich meine Abhandlung von der Wahrscheinlichkeit. Der Professor Äpinus*) hat in unserer Gesellschaft vorigen Donnerstag eine Widerlegung davon vorgelesen. Ich werde sie Ihnen ehestens nebst meiner Beantwortung überschicken. Ich bitte, meine Gedanken so freundschaftlich zu beurtheilen, als Sie Hrn. Nicolai's Abhandlung beurtheilt haben. Ich bin

Ihr

wahrer Freund

Moses.

N. S. Schicken Sie mir ja Ihren Brief wieder mit, wenn ich Ihnen künftig trauen soll.

Nennen Sie mich noch einen Wortsparer?

---

*) S. Nicolai's achte Anmerk. am angef. Orte.

21.

Lessing an Moses Mendelssohn.

Leipzig, den 18. Dec. 1756.

Liebster Freund!

Sie haben Recht; ich habe in meinem Briefe an Sie ziemlich in den Tag hinein geschwatzt. Heben Sie ihn nur immer auf; aber nicht zu Ihrer, sondern zu meiner Demüthigung. Er bleibe bei Ihnen ein dauerhafter Beweis, was für albernes Zeug ich schreiben kann, wenn ich, wie ich mich auszudrücken beliebt habe, meine Gedanken unter der Feder reif werden lasse. Lassen Sie mich jetzt versuchen, ob sie durch Ihre Einwürfe und Erinnerungen reifer geworden. Ich lösche die ganze Tafel aus, und will mich über die Materie von der Bewunderung noch gar nicht erklärt haben. Von vorn!

Ich hatte in dem ersten Briefe an Hrn. Nicolai von dieser Materie geschrieben: die Bewunderung müsse in dem Trauerspiele nichts seyn, als der Ruhepunkt des Mitleidens. Haben Sie mich auch recht verstanden? Herr Nicolai machte zu seiner zweiten Gattung der Trauerspiele diejenige, wo man durch Hülfe des Schreckens und des Mitleidens Bewunderung erregen wolle. In dieser Gattung also wird die Bewunderung zum Hauptwerke; das ist, das Unglück, welches den

Helden trifft, soll uns nicht sowohl rühren, als dem Helden Gelegenheit geben, seine außerordentlichen Vollkommenheiten zu zeigen, deren intuitive Erkenntniß in uns den angenehmen Affekt erwecke, welchen Sie Bewunderung nennen.

Ein solches Trauerspiel nun, sage ich, würde ein dialogisches Heldengedicht seyn, und kein Trauerspiel. Der bewunderte Held, habe ich mich gegen Hrn. Nicolai ausgedrückt, ist der Stoff des Heldengedichts. Da Sie mir doch also wohl zutrauen werden, daß ich ein Heldengedicht (ein Gedicht voller Bewunderung) für ein schönes Gedicht halte; so kann ich nicht einsehen, wie Sie mir Schuld geben können, daß ich der Bewunderung alles Schöne, alles Angenehme rauben wolle. Sie ist ein angenehmer Affekt, gut; aber kann ihr dieses die vornehmste Stelle in einem Trauerspiele verdienen? Das Trauerspiel (sagt Aristoteles, Hauptstück 14.) soll uns nicht jede Art des Vergnügens ohne Unterschied gewähren, sondern nur allein das Vergnügen, welches ihm eigenthümlich zukommt.

Warum wollen wir die Arten der Gedichte ohne Noth verwirren, und die Grenzen der einen in die anderen laufen lassen? So wie in dem Heldengedichte die Bewunderung das Hauptwerk ist, und alle anderen Affekte, das Mitleiden besonders, ihr untergeordnet sind: so sey auch in dem Trauerspiele das Mitleiden das Hauptwerk, und jeder andere Affekt, die Bewunderung besonders, sey ihm nur

untergeordnet, das ist, diene zu nichts, als das Mitleiden erregen zu helfen. Der Heldendichter läßt seinen Helden unglücklich seyn, um seine Vollkommenheiten ins Licht zu setzen. Der Tragödienschreiber setzt seines Helden Vollkommenheiten ins Licht, um uns sein Unglück desto schmerzlicher zu machen.

Ein großes Mitleiden kann nicht ohne große Vollkommenheiten in dem Gegenstande des Mitleids seyn, und große Vollkommenheiten, sinnlich ausgedrückt, nicht ohne Bewunderung. Aber diese großen Vollkommenheiten sollen in dem Trauerspiele nie ohne große Unglücksfälle seyn, sollen mit diesen allezeit genau verbunden seyn, und sollen also nicht Bewunderung allein, sondern Bewunderung und Schmerz, das ist Mitleiden, erwecken. Und das ist meine Meinung. Die Bewunderung findet also in dem Trauerspiele nicht als ein besonderer Affekt Statt, sondern bloß als die eine Hälfte des Mitleids. Und in dieser Betrachtung habe ich auch Recht gehabt, sie nicht als einen besondern Affekt, sondern nur nach ihrem Verhältnisse gegen das Mitleiden zu erklären.

Und in diesem Verhältnisse, sage ich noch, soll sie der Ruhepunkt des Mitleidens seyn, nämlich da, wo sie für sich allein wirken soll. Da Sie aber zum zweitenmal auf dem Exempel des Mithridates bestehen, so muß ich glauben, Sie haben meine Worte so verstanden, als wollte ich mit diesem Ruhepunkte sagen, sie soll das Mitleiden

stillen helfen. Aber das will ich damit gar nicht sagen, sondern gleich das Gegentheil. Hören Sie nur!

Wir können nicht lange in einem starken Affekte bleiben; also können wir auch ein starkes Mitleiden nicht lange aushalten; es schwächt sich selbst ab. Auch mittelmäßige Dichter haben dieses gemerkt, und das starke Mitleiden bis zuletzt verspart. Aber ich hasse die französischen Trauerspiele, welche mir nicht eher als am Ende des fünften Aufzugs einige Thränen auspressen. Der wahre Dichter vertheilt das Mitleiden durch sein ganzes Trauerspiel; er bringt überall Stellen an, wo er die Vollkommenheiten und Unglücksfälle seines Helden in einer rührenden Verbindung zeigt, das ist, Thränen erweckt. Weil aber das ganze Stück kein beständiger Zusammenhang solcher Stellen seyn kann, so untermischt er sie mit Stellen, die von den Vollkommenheiten seines Helden allein handeln, und in diesen Stellen hat die Bewunderung, als Bewunderung, Statt. Was sind aber diese Stellen anders, als gleichsam Ruhepunkte, wo sich der Zuschauer zu neuem Mitleiden erholen soll? Gestillt soll das vorige Mitleiden nicht dadurch werden; das ist mir niemals in die Gedanken gekommen, und würde meinem System schnurstracks zuwider seyn.

Da nun aber diese Stellen (ich will sie die leeren Scenen nennen, ob sie gleich nicht immer ganze Scenen seyn dürfen, weil die Bewunderung,

oder die Ausmalung der außerordentlichen Vollkommenheiten des Helden, der einzige Kunstgriff ist, die leeren Scenen, wo die Aktion stille steht, erträglich zu machen); da, sage ich, diese leeren Scenen nichts als Vorbereitungen zum künftigen Mitleiden seyn sollen, so müssen sie keine solchen Vollkommenheiten betreffen, die das Mitleiden zernichten. Ich will ein Exempel geben, dessen Lächerliches Sie mir aber verzeihen müssen. Gesetzt, ich sagte zu jemand: heute ist der Tag, da Titus seinen alten Vater auf einem Seile, welches von der höchsten Spitze des Thurms bis über den Fluß ausgespannt ist, in einem Schubkarren von oben herab führen soll. Wenn ich nun, dieser gefährlichen Handlung wegen, Mitleiden für den Titus erwecken wollte, was muß ich thun? Ich müßte die guten Eigenschaften des Titus und seines Vaters auseinander setzen, und sie beide zu Personen machen, die es um so viel weniger verdienen, daß sie sich einer solchen Gefahr unterziehen müssen, je würdiger sie sind. Aber nicht wahr, dem Mitleiden ist der Weg zu dem Herzen meines Zuhörers auf einmal abgeschnitten, sobald ich ihm sage, Titus ist ein Seiltänzer, der diesen Versuch schon mehr als einmal gemacht hat? Und gleichwohl habe ich doch weiter nichts als eine Vollkommenheit des Titus den Zuhörern bekannt gemacht. Ja, aber es war eine Vollkommenheit, welche die Gefahr unendlich verringerte, und dem Mitleiden also die Nahrung

nahm. Der Seiltänzer wird nunmehr bewundert, aber nicht bedauert.

Was macht aber derjenige Dichter aus seinem Helden anders, als einen Seiltänzer, der, wenn er ihn will sterben lassen, das ist, wenn er uns am meisten durch seine Unfälle rühren will, ihn eine Menge der schönsten Gasconaden, von seiner Verachtung des Todes, von seiner Gleichgültigkeit gegen das Leben, herschwatzen läßt? In eben dem Verhältnisse, in welchem die Bewunderung auf der einen Seite zunimmt, nimmt das Mitleiden auf der andern ab. Aus diesem Grunde halte ich den Polyeukt des Corneille für tadelhaft; ob er gleich wegen ganz anderer Schönheiten niemals aufhören wird, zu gefallen. Polyeukt strebt, ein Märtyrer zu werden; er sehnt sich nach Tod und Martern; er betrachtet sie als den ersten Schritt in ein überschwenglich seliges Leben. Ich bewundere den frommen Enthusiasten; aber ich müßte befürchten, seinen Geist in dem Schooße der ewigen Glückseligkeit zu erzürnen, wenn ich Mitleid mit ihm haben wollte.

Genug hiervon. Sie können mich hinlänglich verstehen, um mich zu widerlegen, wenn ich es verdiene. Aber die Feder läuft einmal, und ich will mich nunmehr über die Verschiedenheit zwischen den Wirkungen der Bewunderung, und den Wirkungen des Mitleids erklären. Aus der Bewunderung entspringt der Vorsatz der Nacheiferung; aber, wie Sie selbst sagen, dieser Vorsatz ist nur augen=

blicklich. Wenn er zur Wirklichkeit kommen soll, muß ihn entweder die darauf folgende deutliche Erkenntniß dazu bringen, oder der Affekt der Bewunderung muß so stark fortdauern, daß der Vorsatz zur Thätigkeit kommt, ehe die Vernunft das Steuer wieder ergreifen kann. Das ist doch Ihre Meinung? — Nun sage ich: in dem ersten Falle ist die Wirkung nicht der Bewunderung, sondern der deutlichen Erkenntniß zuzuschreiben; und zu dem andern Falle werden nichts Geringeres, als Phantasten erfordert. Denn Phantasten sind doch wohl nichts anderes, als Leute, bei welchen die unteren Seelenkräfte über die oberen triumphiren? Daran liegt nichts, werden Sie vielleicht sagen; dieser Phantasten sind sehr viele in der Welt, und es ist gut, wenn auch Phantasten tugendhafte Thaten thun. Wohl; so muß es denn eine von den ersten Pflichten des Dichters seyn, daß er nur für wirklich tugendhafte Handlungen Bewunderung erweckt. Denn wäre es ihm erlaubt, auch untugendhaften Handlungen den Firniß der Bewunderung zu geben, so hätte Plato Recht, daß er sie aus seiner Republik verbannt wissen wollen. Herr Nicolai hätte also nicht schließen sollen: weil der Wein nicht selten blutige Gezänke erzeugt, so ist es falsch, daß er des Menschen Herz erfreuen soll; oder weil die Poesie oft schlechte Handlungen als nachahmungswürdig anpreiset, so kann ihr Endzweck nicht seyn, die Sitten zu bessern.

Ich gehe noch weiter, und gebe Ihnen zu über-

legen, ob die tugendhafte That, die ein Mensch aus bloßer Nacheiferung, ohne deutliche Erkenntniß, thut, wirklich eine tugendhafte That ist, und ihm als eine solche zugerechnet werden kann? Ferner dringe ich darauf: die Bewunderung einer schönen Handlung kann nur zur Nacheiferung eben derselben Handlung, unter eben denselben Umständen, und nicht zu allen schönen Handlungen antreiben; sie bessert, wenn sie ja bessert, nur durch besondere Fälle, und also auch nur in besonderen Fällen. Man bewundert z. E. den Gusmann, der seinem Mörder vergiebt. Kann mich diese Bewunderung, ohne Zuziehung der deutlichen Erkenntniß, antreiben, allen meinen Widersachern zu vergeben? Oder treibt sie mich nur, demjenigen Todfeinde zu vergeben, den ich mir selbst durch meine Mißhandlungen dazu gemacht habe? Ich glaube, nur das Letztere.

Wie unendlich besser und sicherer sind die Wirkungen meines Mitleidens! Das Trauerspiel soll das Mitleiden nur überhaupt üben, und nicht uns in diesem oder jenem Falle zum Mitleiden bestimmen. Gesetzt auch, daß mich der Dichter gegen einen unwürdigen Gegenstand mitleidig macht, nämlich vermittelst falscher Vollkommenheiten, durch die er meine Einsicht verführt, um mein Herz zu gewinnen. Daran ist nichts gelegen, wenn nur mein Mitleiden rege wird, und sich gleichsam gewöhnt, immer leichter und leichter rege zu werden. Ich lasse mich zum Mitleiden im Trauerspiele bewegen,

um eine Fertigkeit im Mitleiden zu bekommen; findet aber das bei der Bewunderung Statt? Kann man sagen: ich will gern in der Tragödie bewundern, um eine Fertigkeit im Bewundern zu bekommen? Ich glaube, der ist der größte Geck, der die größte Fertigkeit im Bewundern hat; so wie ohne Zweifel derjenige der beste Mensch ist, der die größte Fertigkeit im Mitleiden hat.

Doch bin ich nicht etwa wieder auf meine alten Sprünge gekommen? Schreie ich die Bewunderung durch das, was ich bisher gesagt habe, nicht für ganz und gar unnütz aus, ob ich ihr gleich das ganze Heldengedicht zu ihrem Tummelplatze einräume? Fast sollte es so scheinen; ich will es also immer wagen, Ihnen einen Einfall zu vertrauen, der zwar ziemlich seltsam klingt, weil er aber niemand Geringeres als mich und den Homer rettet, Ihrer Untersuchung vielleicht nicht unwürdig ist.

Es giebt gewisse körperliche Fähigkeiten, gewisse Grade der körperlichen Kräfte, die wir nicht in unserer willkührlichen Gewalt haben, ob sie gleich wirklich in dem Körper vorhanden sind. Ein Rasender, zum Exempel, ist ungleich stärker, als er bei gesundem Verstande war; auch die Furcht, der Zorn, die Verzweiflung und andere Affekten mehr, erwecken in uns einen größern Grad der Stärke, der uns nicht eher zu Gebote steht, als bis wir uns in diesen oder jenen Affekt gesetzt haben.

Meine zweite vorläufige Anmerkung ist diese:

Alle körperlichen Geschicklichkeiten werden durch Hülfe der Bewunderung gelernt; wenigstens das Feine von allen körperlichen Geschicklichkeiten. Nehmen Sie einen Luftspringer. Von den wenigsten Sprüngen kann er seinen Schülern den eigentlichen Mechanismus zeigen; er kann oft weiter nichts sagen, als: sieh' nur, sieh' nur, wie ich es mache! das ist, bewundere mich nur recht, und versuche es alsdann, so wird es von selbst gehen; und je vollkommener der Meister den Sprung vormacht, je mehr er die Bewunderung seines Schülers durch diese Vollkommenheit reizt, desto leichter wird diesem die Nachahmung werden.

Heraus also mit meinem Einfalle! Wie, wenn Homer mit Bedacht nur körperliche Vollkommenheiten bewundernswürdig geschildert hätte? Er kann leicht ein eben so guter Philosoph gewesen seyn, als ich. Er kann leicht, wie ich, geglaubt haben, daß die Bewunderung unsere Körper wohl tapfer und gewandt, aber nicht unsere Seelen tugendhaft machen könne. Achilles, sagen Sie, ist bei dem Homer nichts als ein tapferer Schläger; es mag seyn. Er ist aber doch ein bewundernswürdiger Schläger, der bei einem Andern den Vorsatz der Nacheiferung erzeugen kann. Und so oft sich dieser Andere in ähnlichen Umständen mit dem Achilles befindet, wird ihm auch das Exempel dieses Helden wieder beifallen, wird sich auch seine gehabte Bewunderung erneuern, und diese Bewunderung ihn

stärker und geschickter machen, als er ohne sie gewesen wäre. Gesetzt aber, Homer hätte den Achilles zu einem bewundernswürdigen Muster der Großmuth gemacht. So oft sich nun ein Mensch von feuriger Einbildungskraft in ähnlichen Umständen mit ihm sähe, könnte er sich zwar gleichfalls seiner gehabten Bewunderung erinnern, und zufolge dieser Bewunderung gleich großmüthig handeln; aber würde er deßwegen großmüthig seyn? Die Großmuth muß eine beständige Eigenschaft der Seele seyn, und ihr nicht bloß ruckweise entfahren.

Ich bin überzeugt, daß meine Worte oft meinem Sinne Schaden thun, daß ich mich nicht selten zu unbestimmt oder zu nachlässig ausdrücke. Versuchen Sie es also, liebster Freund, sich durch Ihr eigenes Nachdenken in den Geist meines Systems zu versetzen. Und vielleicht finden Sie es weit besser, als ich es vorstellen kann.

In Vergleichung meiner, sollen Sie doch noch immer ein Wortsparer bleiben; denn ich habe mir fest vorgenommen, auch diesen zweiten Bogen noch voll zu schmieren. Ich wollte Anfangs aus dem Folgenden einen besondern Brief an Hrn. Nicolai machen; aber ich will seine Schulden mit Fleiß nicht häufen. Lesen Sie doch das 15te Hauptstück der Aristotelischen Dichtkunst. Der Philosoph sagt daselbst: der Held eines Trauerspiels müsse ein Mittelcharakter seyn; er müsse nicht allzu lasterhaft und auch nicht allzu tugendhaft seyn; wäre er

allzu lasterhaft, und verdiente sein Unglück durch seine Verbrechen, so könnten wir kein Mitleiden mit ihm haben; wäre er aber allzu tugendhaft, und er würde dennoch unglücklich, so verwandle sich das Mitleiden in Entsetzen und Abscheu.

Ich möchte wissen, wie Herr Nicolai diese Regel mit den bewundernswürdigen Eigenschaften seines Helden zusammenreimen könne — — Doch das ist es nicht, was ich jetzt schreiben will.

Ich bin hier selbst wider Aristoteles, welcher mir überall eine falsche Erklärung des Mitleidens zum Grunde gelegt zu haben scheint. Und wenn ich die Wahrheit weniger verfehle, so habe ich es allein Ihrem bessern Begriffe vom Mitleiden zu danken. Ist es wahr, daß das Unglück eines allzu tugendhaften Menschen Entsetzen und Abscheu erweckt? Wenn es wahr ist, so müssen Entsetzen und Abscheu der höchste Grad des Mitleids seyn, welches sie doch nicht sind. Das Mitleiden, das in eben dem Verhältnisse wächst, in welchem Vollkommenheit und Unglück wachsen, hört auf, mir angenehm zu seyn, und wird desto unangenehmer, je größer auf der einen Seite die Vollkommenheit, und auf der andern das Unglück ist.

Unterdessen ist es doch auch wahr, daß an dem Helden eine gewisse ἁμαρτια, ein gewisser Fehler seyn muß, durch welchen er sein Unglück über sich gebracht hat. Aber warum diese ἁμαρτια, wie sie Aristoteles nennt? Etwa, weil er ohne sie voll=

kommen seyn würde, und das Unglück eines voll=
kommenen Menschen Abscheu erweckt? Gewiß nicht.
Ich glaube, die einzige richtige Ursache gefunden
zu haben; sie ist diese: weil ohne den Fehler, der
das Unglück über ihn zieht, sein Charakter und
sein Unglück kein Ganzes ausmachen würden, weil
das eine nicht in dem andern gegründet wäre, und
wir jedes von diesen zwei Stücken besonders denken
würden. Ein Exempel wird mich verständlicher ma=
chen. Canut sey ein Muster der vollkommensten
Güte. Soll er nur Mitleid erregen, so muß ich
durch den Fehler, daß er seine Güte nicht durch
die Klugheit regieren läßt, und den Ulfo, dem er
nur verzeihen sollte, mit gefährlichen Wohlthaten
überhäuft, ein großes Unglück über ihn ziehen; Ulfo
muß ihn gefangen nehmen und ermorden. Mitleiden
im höchsten Grade! Aber gesetzt, ich ließe den
Canut nicht durch seine gemißbrauchte Güte um=
kommen; ich ließe ihn plötzlich durch den Donner
erschlagen, oder durch den einstürzenden Pallast zer=
schmettert werden. Entsetzen und Abscheu ohne Mit=
leid! Warum? Weil nicht der geringste Zusam=
menhang zwischen seiner Güte und dem Donner,
oder dem einstürzenden Pallaste, zwischen seiner
Vollkommenheit und seinem Unglücke ist. Es sind
beides zwei verschiedene Dinge, die nicht eine ein=
zige gemeinschaftliche Wirkung, dergleichen das Mit=
leid ist, hervorbringen können, sondern deren jedes
für sich selbst wirkt. — Ein anderes Exempel!

Gedenken Sie an den alten Vetter im Kaufmann von London; wenn ihn Barnwell ersticht, entsetzen sich die Zuschauer, ohne mitleidig zu seyn, weil der gute Charakter des Alten gar nichts enthält, was den Grund zu diesem Unglück abgeben könnte. Sobald man ihn aber für seinen Mörder und Vetter noch zu Gott beten hört, verwandelt sich das Entsetzen in ein recht entzückendes Mitleiden, und zwar ganz natürlich, weil diese großmüthige That aus seinem Unglücke fließt, und ihren Grund in demselben hat.

Und nun bin ich endlich müde, mehr zu schreiben, nachdem Sie es ohne Zweifel schon längst müde gewesen sind, mehr zu lesen. Ihre Abhandlung von der Wahrscheinlichkeit habe ich mit recht großem Vergnügen gelesen; wenn ich sie noch ein Paar Mal werde gelesen haben, hoffe ich, Sie so weit zu verstehen, daß ich Sie um einige Erläuterung fragen kann. Wenn es sich von solchen Dingen so gut schwatzen ließe, wie von der Tragödie! Ihre Gedanken von dem Streite der unteren und oberen Seelenkräfte lassen Sie ja mit das erste seyn, was Sie mir schreiben. Ich empfehle Ihnen dazu meine Weitläuftigkeit, die sich wirklich eben so gut zum Vortrage wahrer, als zur Auskramung vielleicht falscher Sätze schickt.

Bitten Sie doch Hrn. Nicolai in meinem Namen, mir mit ehestem denjenigen Theil von Cibber's Lebensbeschreibung der englischen Dichter

zu schicken, in welchem Dryden's Leben steht. Ich brauche ihn.

Leben Sie wohl, liebster Freund; und werden Sie nicht müde, mich zu bessern, so werden Sie auch nicht müde werden, mich zu lieben.

Lessing.

N. S. Damit dieser Brief ja alle Eigenschaften eines unausstehlichen Briefes habe, so will ich ihn auch noch mit einem P. S. versehen.

Sie haben sich schon zweimal auf die griechischen Bildhauer berufen, von welchen Sie glauben, daß sie ihre Kunst besser verstanden hätten, als die griechischen Dichter. Lesen Sie den Schluß des 16ten Hauptstücks der Aristotelischen Dichtkunst, und sagen Sie mir alsdann, ob den Alten die Regel von der Verschönerung der Leidenschaften unbekannt gewesen sey.

Der Held ist in der Epopöe unglücklich, und ist auch in der Tragödie unglücklich. Aber auf die Art, wie er es in der einen ist, darf er es nie in der andern seyn. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich die Verschiedenheit dieser Arten irgendwo gehörig bestimmt gefunden hätte. Das Unglück des Helden in der Epopöe muß keine Folge aus dem Charakter desselben seyn, weil es sonst, nach meiner obigen Anmerkung, Mitleiden erregen würde; sondern es muß ein Unglück des Verhängnisses und Zufalls seyn, an welchem seine guten oder bösen

Eigenschaften keinen Theil haben. Fato profugus, sagt Virgil von seinem Äneas. Bei der Tragödie ist es das Gegentheil, und aus dem Ödip z. E. wird nimmermehr ein Heldengedicht werden, und wer eins daraus machen wollte, würde am Ende weiter nichts als ein Trauerspiel in Büchern gemacht haben. Denn es wäre elend, wenn diese beiden Dichtungsarten keinen wesentlichern Unterschied, als den beständigen oder durch die Erzählung des Dichters unterbrochenen Dialog, oder als Aufzüge und Bücher haben sollten.

Wenn Sie Ihre Gedanken von der Illusion mit Hrn. Nicolai aufs Reine bringen werden, so vergessen Sie ja nicht, daß die ganze Lehre von der Illusion eigentlich den dramatischen Dichter nichts angeht, und die Vorstellung seines Stücks das Werk einer andern Kunst, als der Dichtkunst, ist. Das Trauerspiel muß auch ohne Vorstellung und Akteurs seine völlige Stärke behalten; und diese bei dem Leser zu äußern, braucht sie nicht mehr Illusion, als jede andere Geschichte. Sehen Sie deßwegen den Aristoteles noch gegen das Ende des 6ten, und den Anfang des 14ten Hauptstücks nach.

Nun bin ich ganz fertig. Leben Sie wohl!

22.

Moses Mendelssohn an Lessing.

d. . . Januar 1757.

Liebster Lessing!

Ich bin mit meiner Jahrrechnung zu Stande, und könnte nunmehr vollkommen ruhen und zufrieden leben, wenn ich nicht gewissermaßen für Ihre Ruhe besorgt wäre. Warum fliehen Sie diesen Ort der Unruhe, der Betrübniß und der allgemeinen Verzweiflung nicht? Kommen Sie zu uns, wir wollen in unserm einsamen Gartenhause vergessen, daß die Leidenschaften der Menschen den Erdball verwüsten. Wie leicht wird es uns seyn, die nichtswürdigen Streitigkeiten der Habsucht zu vergessen, wenn wir unsern Streit über die wichtigsten Materien, die wir schriftlich angefangen, mündlich fortsetzen werden!

Sie sehen, wie weit ich es zu treiben gedenke. Ich sage, wir hätten den Streit erst angefangen, da Sie ihn vielleicht schon geendigt zu haben glauben. Jedoch metaphysische Streitigkeiten sind nicht so bald entschieden. An logischen Fechterstreichen darf es uns niemals fehlen.

Damit Sie aber nicht glauben, Sie hätten durch Ihren langen Brief gar nichts ausgerichtet, so muß ich Ihnen gleich voran sagen, daß ich in den meisten Stücken völlig Ihrer Meinung bin. Warum nicht in allen? fragen Sie. Geduld! Ich

will Ihre Gedanken stückweise untersuchen. Gleich im Eingange weisen Sie den beiden tragischen Leidenschaften, der Bewunderung und dem Mitleiden, verschiedene Provinzen an, und wollen, daß jene in dem Gebiete des Heldengedichts, dieses aber auf der Schaubühne herrschen soll. Bei dieser Gelegenheit fragen Sie: Warum wollen wir die Arten der Gedichte ohne Noth verwirren, und die Grenzen der einen in die anderen laufen lassen? Hier haben Sie ein Vorurtheil zur Schutzwehr genommen, das ich Sie selbst so oft habe bestreiten hören. Worauf gründet sich diese eingebildete Grenzscheidung? In Ansehung der Werke der Natur hat man in dem letzten Jahrhundert ausgemacht, daß sie von ihrer Meisterin in keine besonderen und getrennten Klassen eingetheilt sind. Warum wollen wir die Kunst nicht auch hierin eine Nachahmerin der Natur werden lassen? Hat der Sprachgebrauch, die Autorität der Alten, die Eintheilung der Künste in ihre besonderen Arten, und tausend andere Vorurtheile, nur solche dramatische Stücke mit dem Namen Trauerspiel belegt, die vornehmlich Mitleiden erregen: so können sich die Sprachlehrer an diese Vorschrift halten. Aber die Vernunft redet anders; sie zählt eine jede große und würdige Begebenheit zu den Gegenständen des Trauerspiels, wenn sie nur durch die lebendige Vorstellung eines größern Grades der Nachahmung fähig ist. (Siehe beikommende Gedanken

von der ästhetischen Illusion.) Schließen Sie also keine einzige Leidenschaft vom Theater aus. Sobald die nachgeahmte Leidenschaft uns anschauend von der Vortrefflichkeit der Nachahmung überzeugen kann, so verdient sie auf der Bühne aufgeführt zu werden. Auch der Haß und der Abscheu können, trotz dem Aristoteles und allen seinen Anhängern, auf der Schaubühne gefallen, weil es genug ist, wenn die nachgeahmte Leidenschaft überzeugen kann, daß die Nachahmung dem Urbilde ähnlich sey. (Ich bitte, beikommende Gedanken vorher zu lesen, bevor Sie diese Stelle verurtheilen.)

Wir wollen indessen etwas näher zusammen kommen. Ich räume Ihnen ein, daß das Mitleiden uns leichter intuitive illudiren kann, als die Bewunderung. Ich meine, es ist leichter, uns durch ein nachgeahmtes Mitleiden zu überführen, daß die Nachahmung dem Urbilde ähnlich sey, als solches durch die Bewunderung zu bewerkstelligen. Gestehen Sie mir aber auch, daß sich die Kunst alsdann in ihrem vollen Glanze zeigt, wenn sie es wagt, die feinsten Züge der Natur nachzuahmen, eine große Seele in ihrem hellsten Lichte vorzustellen, wenn sie einen Helden abbildet, der sich unter der Last der Drangsale muthig aufrichtet, sein Haupt bis in die Wolken erhebt, und die Donner unerschrocken um seine Füße brüllen hört, die wir aus einer ästhetischen Illusion mit der größten Angst sich um ihn haben zusammenziehen sehen. Der Weg ist schwer,

sehr schwer, und nur große Geister können sich Hoffnung machen, ihn mit Erfolg zu betreten! Ich gestehe es; wann aber hat mein Lessing für Wege gesorgt, worin mittelmäßige Geister fortkommen sollen?

Sie sagen, auf der Schaubühne müsse allezeit Schmerz und Bewunderung vermischt seyn; und diese Vermischung nennen Sie Mitleid. Was soll denn aus dem Cinna nach dieser Meinung werden? Kommen Sie mir ja nicht wieder mit Ihrem gekünstelten Mitleiden mit dem Cinna, daß er sich muß verzeihen lassen, oder mit dem August, daß ihm nicht erlaubt ist, sich zu rächen. Unsere Empfindungen denken so spitzfindig nicht.

Entschuldigen Sie Ihren Ausdruck, die Bewunderung sey der Ruhepunkt des Mitleidens, nur nicht. Freilich, die Auseinandersetzung der Vollkommenheiten, die den Helden zieren, oder vielmehr die Bekanntmachung seines Charakters kann nicht selten eine Nebenscene ausfüllen, einen Ruhepunkt des Mitleidens abgeben. Dieses ist aber nicht die Bewunderung, sondern die Hochachtung, ein niederer Grad der Bewunderung, die uns eine Zeitlang unterhält, so wie wir öfters in der Komödie, um nicht immer zu lachen, rührende Stellen mit hinein bringen. Wo aber die Bewunderung der Hauptaffekt seyn soll, da muß sie in einem Cato, in einem Brutus, in einem Grandison — und warum sage ich nicht, in einem Theophanes? — etwas

mehr als solche subalterne Bedienungen haben. Es ist überhaupt das Schicksal aller theatralischen Leidenschaften, daß sie fast gar nicht mehr zu erkennen sind, wenn sie als Begleiterinnen anderer Leidenschaften erscheinen. Die Liebe z. B. ist eine rasende und entsetzliche Leidenschaft, wo sie, wie im Hippolytus, den ersten Rang einnimmt; wie kindisch und lächerlich ist sie aber in tausend französischen Stücken, wo sie nur einige Nebenscenen ausfüllt! Ich will den Polyeukt nicht entschuldigen; wo Sie ihn aber mit dem Kerl vergleichen, der vom Thurme hinunterpurzeln soll, so glaube ich, der Springer hat das tertium comparationis verloren. Der Held muß das moralische Gute ungleich höher schätzen, als das physische Gute. Wenn Schmerz, Ketten, Sklaverei und Tod mit einer Pflicht streiten, so muß er nicht anstehen, allen diesen Übeln entgegen zu eilen, um seine Unschuld unbefleckt zu erhalten. Dieser innerliche Sieg, den seine göttliche Seele über den Körper davon trägt, entzückt uns, und setzt uns in einen Affekt, dem keine sinnliche Wollust an Annehmlichkeit beikommt. Die bloße Bewunderung der körperlichen Geschicklichkeit, die Sie Ihrem Schubkarrenführer noch lassen, ist ohne Affekt, ohne jenes innerliche Gefühl und jene Wärme der Eingeweide (wenn ich mich so ausdrücken darf), mit welcher wir die Großmuth eines Orestes und Pylades z. E. bewundern. (Im Vorbeigehen erinnere ich, daß dieses vielleicht die einzigen Charaktere der

Alten sind, die eine wahre Bewunderung erregen.) Ich schweige von einer gewissen Situation in einem chinesischen Trauerspiele, die Sie selbst jederzeit zu bewundern pflegten. Ein alter Mann wird auf Befehl des Tyrannen von seinem Freunde jämmerlich geprügelt, von eben dem Freunde, dem zum Besten er ein gewisses Geheimniß nicht offenbaren will. Er sieht mit halbzornigen Blicken auf denjenigen zurück, der die Befehle des Tyrannen auf seinem Rücken vollzieht. Jetzt wird er seinen Mund öffnen und durch ein einziges Wort sich von den entsetzlichen Schmerzen befreien. Doch nein! Er erblickt seinen Freund, erinnert sich seiner Pflicht, und der grausamen Gewalt, die seinen Freund nöthigt, sein Henker zu werden. Sein Zorn verwandelt sich in Wehmuth; er seufzt und bleibt seiner Pflicht getreu. Hier ist Großmuth, hier ist Standhaftigkeit, hier ist innerlicher Kampf, und der herrlichste Sieg, den Sterbliche jemals erfochten!

Wenn die Vernunft die Nacheiferung billigt, die durch die Bewunderung in uns erzeugt wird, so wollen Sie die Wirkung nicht der Bewunderung, sondern der deutlichen Erkenntniß zuschreiben. Ich habe aber in beikommenden Blättern bewiesen, daß die intuitive Erkenntniß die Quantität der Motive vermehren müsse, wenn der tugendhafte Vorsatz zur Wirklichkeit kommen soll; und nichts vermehrt, meines Erachtens, diese Quantität so sehr, als die Bewunderung.

Wenn Herr Nicolai behauptet,*) die Poesie könne zur Besserung der Sitten nichts beitragen, so hat er offenbar Unrecht, und ich beweise das Gegentheil hiervon in beikommenden Blättern. Wenn er aber behauptet, die Besserung der Sitten könne nicht der Hauptendzweck des Trauerspiels seyn, weil die Nachahmung immer noch vollkommen seyn kann, wenn auch die zum Grunde liegende Sittlichkeit nicht völlig mit der Vernunft übereinstimmt: so glaube ich, daß ihm die eifrigsten Verfechter der Poesie beipflichten müssen. Die ästhetische Illusion ist wirklich im Stande, die oberen Seelenkräfte auf eine Zeitlang zum Schweigen zu bringen, wie ich solches in meinen Gedanken von der Illusion ziemlich deutlich mache. Daß aber selbst die Fertigkeit zu bemitleiden (erlauben Sie mir dieses schweizerische Wort) nicht immer gute Wirkung thut, erhellt aus meinen Gedanken von der sittlichen Empfindlichkeit, die ohne Hülfe der Urtheilskraft unser Gefühl nur zärtlicher macht, und uns antreibt, sowohl wahren als scheinbaren Gütern mit größerer Begierde nachzujagen. Ihre Gedanken von den körperlichen Geschicklichkeiten, und von der Bewunderung, die sie erregen, gefallen mir ungemein, und Sie beschämen mich, wenn Sie über das Unvermögen, Ihre Ge-

*) Wenn — aber merken Sie es sich, mein lieber Lessing, daß ich dieses nicht behaupte.

Nicolai.

danken richtig auszudrücken, klagen. Was kann ich Ihnen hierauf antworten, ohne Ihnen ein Gegencompliment zu machen?

Erheben Sie nur nicht die Bewunderung der körperlichen Geschicklichkeiten auf Kosten der Seele! Sie irren ungemein, wenn Sie glauben, die Großmuth in bestimmten einzelnen Fällen errege bloß den Wunsch, in ähnlichen Fällen großmüthig zu handeln. Aus meinen Gedanken von der Herrschaft über die Neigung werden Sie ersehen, wie zuträglich es der Tugend sey, wenn die allgemeinen abstrakten Begriffe auf einzelne Fälle reducirt werden. Diese Reduktion kann durch die Erfahrung, durch Beispiele oder auch durch Erdichtung geschehen. Unsere symbolische Erkenntniß wird allemal in eine anschauende verwandelt, die Gewalt der Motive wird belebt, und ihre Quantität wird größer, als die Quantität der sinnlichen Lust, die sich ihnen widersetzt.

Sie sehen, ich beziehe mich sehr oft auf beikommende Blätter, und es versteht sich, daß ich vor allen Dingen Ihr Urtheil über die Gedanken, die darin enthalten sind, erwarte. Ich habe sie ohne Ordnung und Zusammenhang, fast so wie ich sie gehabt habe, zu Papier gebracht. Sagen Sie mir, ob etwas daraus zu machen sey?

Ihre Gedanken über das 13te Hauptstück der Aristotelischen Dichtkunst, und insbesondere über die Regel, daß der Held des Trauerspiels nicht voll-

kommen tugendhaft seyn müsse, sind unverbesserlich. Sie tragen das untrügliche Kennzeichen der Wahrheit an sich, daß man beim Durchlesen über sich selbst böse wird, weil man sie verfehlt hat. Für das Compliment, das Sie mir dabei machen, danke ich.

Ich komme zu Ihrer Nachschrift. Sie heißen mir das 15te Hauptstück der Aristotelischen Dichtkunst (das 15te soll es doch wohl seyn? denn Sie haben das 16te gesetzt) nachlesen, worin der Dichter einige Regeln von der Verschönerung der Leidenschaften geben soll. Ich verstehe, wie Sie wissen, kein Griechisch. Ich muß also glauben, was Curtius*) sagt. Dieser versichert, die Ausleger könnten mit dieser Stelle nicht fertig werden. Wie Corneille und Dacier sie nehmen, sagt sie gerade das Gegentheil von demjenigen, was Sie darin suchen. Die Curtius'sche Übersetzung verträgt sich noch ziemlich mit Ihrer Auslegung. Aber wie wenig hat Curtius selbst die Stelle verstanden, die er doch so gut übersetzt hat! Er sagt in seinen Anmerkungen, Homer habe dadurch den Jähzorn des Achilles verschönert, daß er ihm andere löbliche Eigenschaften beigelegt. Ist dieses Aristoteles Meinung gewesen, so hat er die beste Art, die Leidenschaften durch sich selbst zu verschönern, verfehlt; von wel-

*) Der deutsche Übersetzer von der Dichtkunst des Aristoteles.

cher ich in meinen vorigen Briefen genug geschwatzt habe. Jedoch lieber mag ihn Curtius nicht verstanden haben.

Was ich für einen Begriff mit dem Worte Illusion verknüpfe, werden Sie aus beikommenden Blättern ersehen. Im 14ten Hauptstück vom Aristoteles finde ich nichts, das meinen Lehrsätzen widerspricht: die prächtigen Verzierungen gehören freilich nicht für das Trauerspiel; sie sind für die Oper und für tausend andere Ergötzlichkeiten, woran unsere Seele keinen Theil hat; und wenn ich dem Worte Illusion nicht den Verstand gegeben, den es nach dem Sprachgebrauch haben sollte, so streichen Sie es immer durch und setzen ein anderes Zeichen dafür hin.

Leben Sie wohl, liebster Freund! und werden Sie nicht müde, mich zu bessern, so werden Sie auch nicht müde werden, mich zu lieben. Dieses sind Ihre eigenen Worte, und ich zweifle, ob Sie so viel dabei gedacht haben, als ich, wenn ich Sie versichere, daß ich Sie liebe.

Moses.

N. S. Zählen Sie beikommende Blätter mit, so habe ich immer noch einige Seiten voraus. Herr Moses sagt, ich müßte auch an Sie schreiben, und mit einem Einfalle anfangen. — Hier ist einer. — Die Briefe, die ich oder Herr Moses an Sie schreiben, sind wie die Stadtdecrete, die allemal

der andere Bürgermeister auch unterschreiben muß, wenn sie ihn gleich sonst nichts angehen. Glauben Sie aber nicht, mein liebster Lessing, daß ich es so mache, wie die Bürgermeister, und unterschreibe, ohne gelesen zu haben. Ich mache es vielmehr umgekehrt: ich lese alles, wenn ich auch manchmal nicht unterschreibe. — — Was man für Geschwätz macht, wenn man gern einen Einfall herausbringen will! — Kurz, mein liebster Lessing, ob ich gleich jetzt nicht unzerstreut genug bin, um an Ihrem Streite mit Hrn. Moses Theil zu nehmen, so gebe ich doch einen aufmerksamen Zuschauer dabei ab, so wie — Doch das würde wieder ein Einfall werden, und heute mache ich keinen mehr. Wegen der Bibliothek werde ich wohl nächstens Ihre Antwort lesen, vornehmlich aber Ihr Urtheil über meine Abhandlungen und Ihre noch restirende Antwort wegen Hrn. Lankisch.*) Leben Sie wohl, lieben Sie ferner

Ihren
Nicolai.

Ich muß doch wohl das letzte Wort haben. Ich habe meine Gedanken von der Illusion u. s. w. nicht copirt. Ich bitte mir sie also wieder aus, aber lesen sollen Sie sie erst.

Moses.

---

*) Lankisch's Buchhandlung in Leipzig sollte die Bibliothek der schönen Wissenschaften erst verlegen.

Die letzte Erinnerung ist freundschaftlich; sollten Sie sie wohl wirklich zurückschicken können, ohne sie zu lesen? — So habe ich doch das letzte Wort!

Nicolai.

23.

Lessing an Moses Mendelssohn.

Leipzig, den 2. Februar 1757.

Liebster Freund!

Ich glaube es eben so wenig, als Sie, daß wir bis jetzt in unserm Streite viel weiter, als über die ersten Grenzen gekommen sind. Haben Sie aber auch wirklich so viel Lust, als ich, sich tiefer hinein zu wagen, und dieses unbekannte Land zu entdecken, wenn wir uns auch hundertmal vorher verirren sollten? Doch warum zweifle ich daran? Wenn Sie es auch nicht aus Neigung thäten, so würden Sie es aus Gefälligkeit für mich thun. — —

Ihre Gedanken von der Herrschaft über die Neigungen, von der Gewohnheit, von der anschauenden Erkenntniß sind vortrefflich. Sie haben mich so überzeugt, daß ich mir auch nicht einmal einen logischen Fechterstreich dawider übrig gelassen finde. Warum kann ich von Ihren Gedanken über die Illusion nicht eben das sagen! Hören Sie meine Zweifel dagegen; aber machen Sie sich ge-

faßt, eine Menge gemeiner Dinge vorher zu lesen, ehe ich darauf kommen kann. Über das Wort werde ich Ihnen keine Schwierigkeiten machen.

Darin sind wir doch wohl einig, liebster Freund, daß alle Leidenschaften entweder heftige Begierden oder heftige Verabscheuungen sind? Auch darin: daß wir uns bei jeder heftigen Begierde oder Verabscheuung, eines größern Grades unserer Realität bewußt sind, und daß dieses Bewußtseyn nicht anders als angenehm seyn kann? Folglich sind alle Leidenschaften, auch die allerunangenehmsten, als Leidenschaften angenehm. Ihnen darf ich es aber nicht erst sagen: daß die Lust, die mit der stärkern Bestimmung unserer Kraft verbunden ist, von der Unlust, die wir über die Gegenstände haben, worauf die Bestimmung unserer Kraft geht, so unendlich kann überwogen werden, daß wir uns ihrer gar nicht mehr bewußt sind.

Alles, was ich hieraus folgere, wird aus der Anwendung auf das Aristotelische Exempel von der gemalten Schlange am deutlichsten erhellen. W e n n w i r e i n e g e m a l t e S c h l a n g e p l ö t z l i c h e r b l i c k e n, s o g e f ä l l t s i e u n s d e s t o b e s s e r, j e h e f t i g e r w i r d a r ü b e r e r s c h r o c k e n s i n d.

Dieses erkläre ich so: Ich erschrecke über die so wohlgetroffene Schlange, weil ich sie für eine wirkliche halte. Der Grad dieses Schreckens, als eine unangenehme Leidenschaft, oder vielmehr der Grad der Unlust, die ich über diesen schrecklichen

Gegenstand empfinde, sey 10, so kann ich den Grad der Lust, die mit der Empfindung der Leidenschaft verbunden ist, 1 nennen, oder 10, wenn jener zu 100 wüchse. Indem ich also 10 empfinde, kann ich nicht 1 empfinden, das ist, so lange als ich die Schlange für eine wirkliche halte, kann ich keine Lust darüber empfinden. Nun werde ich aber auf einmal gewahr, daß es keine wirkliche Schlange, daß es ein bloßes Bild ist: was geschieht? Die Unlust über den schrecklichen Gegenstand = 10 fällt weg, und es bleibt nichts übrig, als die Lust, die mit der Leidenschaft, als einer bloßen stärkern Bestimmung unserer Kraft, verbunden ist; 1 bleibt übrig, das ich nunmehr empfinde, und in dem Grade 8 oder 10 empfinden kann, wenn jener Grad, anstatt 10, 80 oder 100 gewesen ist.

Wozu brauchen wir nun hier die Illusion? Lassen Sie mich meine Erklärung auch an einem entgegengesetzten Exempel versuchen, um ihre Richtigkeit desto ungezweifelter darzulegen. — — Dort in der Entfernung werde ich das schönste, holdseligste Frauenzimmer gewahr, das mir mit der Hand auf eine geheimnißvolle Art zu winken scheint. Ich gerathe in Affekt, Verlangen, Liebe, Bewunderung, wie Sie ihn nennen wollen. Hier kommt also die Lust über den Gegenstand = 10 mit der angenehmen Empfindung des Affekts = 1 zusammen, und die Wirkung von beiden ist = 11. Nun gehe ich darauf los. Himmel! Es ist nichts als ein Gemälde,

eine Bildsäule! Nach Ihrer Erklärung, liebster Freund, sollte nunmehr das Vergnügen desto größer seyn, weil mich der Affekt von der Vollkommenheit der Nachahmung intuitiv überzeugt hat. Aber das ist wider alle Erfahrung; ich werde vielmehr verdrießlich. Und warum werde ich verdrießlich? Die Lust über den vollkommenen Gegenstand fällt weg, und die angenehme Empfindung des Affekts bleibt allein übrig. Ich komme auf Ihre 2te Folge b). Daher gefallen uns alle unangenehmen Affekte in der Nachahmung. Der Musikus kann uns zornig ꝛc. Hierwider sage ich: Die unangenehmen Affekte in der Nachahmung gefallen deßwegen, weil sie in uns ähnliche Affekte erwecken, die auf keinen gewissen Gegenstand gehen. Der Musikus macht mich betrübt; und diese Betrübniß ist mir angenehm, weil ich diese Betrübniß bloß als Affekt empfinde, und jeder Affekt angenehm ist. Denn setzen Sie den Fall, daß ich während dieser musikalischen Betrübniß wirklich an etwas Betrübtes denke, so fällt das Angenehme gewiß weg.

Ein Exempel aus der Körperwelt! Es ist bekannt, daß, wenn man zwei Saiten eine gleiche Spannung giebt, und die eine durch die Berührung ertönen läßt, die andere mit ertönt, ohne berührt zu seyn. Lassen Sie uns den Saiten Empfindung geben, so können wir annehmen, daß ihnen zwar eine jede Bebung, aber nicht eine jede Berührung angenehm seyn mag, sondern nur diejenige

Berührung, die eine gewisse Bebung in ihnen hervorbringt. Die erste Saite also, die durch die Berührung erbebt, kann eine schmerzliche Empfindung haben; da die andere, der ähnlichen Erbebung ungeachtet, eine angenehme Empfindung hat, weil sie nicht (wenigstens nicht so unmittelbar) berührt worden. Also auch in dem Trauerspiele. Die spielende Person geräth in einen unangenehmen Affekt, und ich mit ihr. Aber warum ist dieser Affekt bei mir angenehm? Weil ich nicht die spielende Person selbst bin, auf welche die unangenehme Idee unmittelbar wirkt, weil ich den Affekt nur als Affekt empfinde, ohne einen gewissen unangenehmen Gegenstand dabei zu denken.

Dergleichen zweite Affekten aber, die bei Erblickung solcher Affekten an Anderen in mir entstehen, verdienen kaum den Namen der Affekten; daher ich denn in einem von meinen ersten Briefen schon gesagt habe, daß die Tragödie eigentlich keinen Affekt bei uns rege mache, als das Mitleiden. Denn diesen Affekt empfinden nicht die spielenden Personen, und wir empfinden ihn nicht bloß, weil sie ihn empfinden, sondern er entsteht in uns ursprünglich aus der Wirkung der Gegenstände auf uns; es ist kein zweiter mitgetheilter Affekt 2c.

Ich hatte mir vorgenommen, diesem Briefe eine ungewöhnliche Länge zu geben; allein ich bin seit einigen Tagen so unpaß, daß es mir unmöglich fällt, meine Gedanken beisammen zu behalten. Ich

muß also hier abbrechen, und erst von Ihnen erfahren, ob Sie ungefähr sehen, wo ich hinaus will; oder ob ich nichts als verwirrtes Zeug in diesem Briefe geschrieben habe, welches bei meiner außerordentlichen Beklemmung der Brust (so muß ich meine Krankheit unterdessen nennen, weil ich noch keinen Arzt um den griechischen Namen gefragt habe) gar leicht möglich gewesen ist.

Ich schreibe nur noch ein Paar Worte von der Bibliothek. Es ist mir wegen des Verlegers ein unvermutheter verdrießlicher Streich damit begegnet. Erschrecken Sie aber nur nicht, mein lieber Nicolai; ich habe dem Unglück schon wieder abgeholfen. Lankischens drucken sie nicht; beruhigen Sie aber nur Ihre Neubegierde bis auf den nächsten Posttag, da sie den Contrakt des neuen Verlegers zur Unterschrift bekommen, und gewiß damit zufrieden seyn sollen.

Leben Sie beide wohl. Sobald ich besser bin, werde ich Hrn. Nicolai einen langen Brief über verschiedene Punkte in seiner Abhandlung schreiben, die mir, ohne auf meine eigenthümlichen Grillen zu sehen, außerordentlich gefallen hat.

Ihren Aufsatz von der Herrschaft über die Neigungen erhalten Sie hier nach Verlangen zurück. Ich habe ihn abschreiben lassen.

Leben Sie nochmals wohl; ich bin Zeitlebens

der Ihrige

Lessing.

24.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 2. März 1757.

Ich habe auf Ihren letzten Brief noch nicht geantwortet. Wissen Sie aber, warum? Ich muß erst wissen, was Sie von Ihrem sehr schönen Grundsatze für Gebrauch machen wollen. Sie haben vollkommen Recht. Das Vermögen, Vollkommenheiten zu lieben, und Unvollkommenheiten zu verabscheuen, ist eine Realität, und also eine Vollkommenheit. Die Ausübung derselben muß uns also nothwendig Vergnügen gewähren. Schade, daß mir diese feine Betrachtung unbekannt war, als ich meine Briefe über die Empfindungen geschrieben. Du Bos und ich haben viel von der Annehmlichkeit der nachgeahmten Vollkommenheiten geschwatzt, ohne den rechten Punkt getroffen zu haben. Wollen Sie aber aus diesem Satze irgend Folgen ziehen? Versprechen Sie sich einigen Nutzen davon in unserer Streitsache? Dieses muß ich wissen, und zwar bald, damit wir näher zum Zwecke schreiten können. Wir führen Kriege, lieber Lessing, die ohne Ihren Schaden für mich sehr vortheilhaft sind. Wir wollen sehen, ob die streitenden Mächte so viel reellen Nutzen von ihrem kostbaren Kriege haben werden.

Das Trauerspiel, der Freigeist, habe ich gelesen. Mit Nächstem melde ich Ihnen mein Urtheil

darüber. Einige Situationen haben mir ungemein gefallen; aber mit dem Titel bin ich nicht zufrieden. In dem allgemeinen Charakter des Freigeistes liegt nichts weniger, als der Grund zu so vielen Gottlosigkeiten. Sie verstehen mich schon, daß dieses kein Tadel an der Ausführung des Charakters ist: denn wer wollte die poetische Möglichkeit eines solchen Charakters in Zweifel ziehen? Aber der allgemeine Titel erweckt Schaudern.

Ich bin Ihnen noch die Widerlegung des Hrn. Prof. Äpinus, meiner Abhandlung von der Wahrscheinlichkeit, nebst meiner Beantwortung, schuldig. Ich glaube immer noch, ich habe Recht, ob mir gleich Hr. Äpinus die Gegenantwort nicht schuldig geblieben ist. Der Mann ist ein hitziger Widersacher Wolfens, und ein Partisan des Aequilibrii indifferentiae. Es schmerzt ihn, den Satz des zureichenden Grundes, in Ansehung der freiwilligen Handlungen des Menschen, auf eine so neue Art bewiesen zu sehen.

Leben Sie wohl, und fahren Sie fort, mich zu lieben. Ich bin

Ihr

wahrer Freund

Moses.

25.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 23. März 1757.

Lieber Freund!

Was wird endlich aus Ihrem ewigen Stillschweigen? Wenn es noch lange anhält, so werde ich besorgen müssen, man habe Sie angeworben, die Churmark zu beschützen. — Es geschähe Ihnen auch Recht. Wenn Sie Ihren Freunden nicht schreiben wollen, so streiten Sie wenigstens für ihre Erhaltung. Ich sollte nur die Gewalt über Sachsen haben, Sie müßten mir fleißiger schreiben, oder — — Doch ich kann mich jetzt besser rächen. Ich habe Ihnen tausenderlei Sachen zu schreiben, und melde Ihnen von Allem nichts, bis Sie uns erst geschrieben haben. Hier sind die beiden Briefe, in welchen noch so etwas vom Trauerspiel steht. Die übrigen hat alle Hr. Nicolai, und der wird sie Ihnen auch schicken, oder vielleicht schon geschickt haben. Diese Briefe sind unser, und nach einigen Posttagen erwarten wir dieselben mit Wucher zurück.

Hr. v. Premontval rückt nun endlich mit seinen Vues philosophiques heraus. Dieses werden Sie aus den hiesigen Zeitungsblättern ersehen haben, wenn Sie sie lesen. Mehr aber, als Krause's Recension, habe ich auch noch nicht davon zu sehen bekommen: denn ich habe den Verfasser wohl in

vier Monaten nicht besucht. Der Mann ist eben so paradox, als seine Schriften. Heute ist sein Umgang angenehm, und man wünscht sich öfters in seiner Gesellschaft zu seyn, und morgen wundert man sich, daß man je an seinem Umgange hat Geschmack finden können.

Unser Herr Nicolai wird bald, wie wir hoffen, die Handlung verlassen. (Wenn ich doch hoffen könnte, jemals zu folgen!) Hingegen ist er jetzt zu guter letzt so sehr beschäftigt, daß er an nichts denken kann. Gegen Ostern machen Sie sich auf eine Vertheidigung Ihrer paradoxen Gedanken vom Mitleiden gefaßt. Ich werde alsdann das Vergnügen haben, Ihnen müßig zuzuschauen. Sie sollen unser Billard-König seyn.

Herr Voß macht Ihnen seine Empfehlung. Er fragt, ob Sie ihm denn gar nicht antworten wollen? Dieses hat mir Voß zwar schon vor vierzehn Tagen aufgetragen; aber ich glaube, Ihnen sicher noch heute diese Frage thun zu können. So sehr kann ich mich auf Ihre Nachlässigkeit verlassen.

Leben Sie wohl, liebster Lessing, und schreiben Sie an

Ihren

besten Freund

Moses.

26.

Moses Mendelssohn an Lessing.

den 29. April 1757.

Lieber Freund!

Wenn Sie wüßten, daß wir acht Feiertage gehabt, in welchen man, wie Sie wissen, zu nichts anderm Lust hat, als verdrießlich zu seyn; wenn Sie wüßten, daß ich nach diesen unnützen Tagen wieder vierzehn Tage krank gelegen habe: so würden Sie sich nicht über mein Stillschweigen beschweren. Indessen bin ich doch nicht ganz müßig gewesen. Ich habe alle die Punkte aufgesetzt, worüber wir uns bereits verglichen, und auch diejenigen, da noch sub judice lis est. Diesen Aufsatz hat Hr. Nicolai zu sich genommen; er will einige Zusätze dabei machen, und ich wünschte, daß Sie das versprochene Buch noch so lange da behielten, bis Sie dieses Projekt zu einer Kapitulation gelesen. Wenigstens wird es zu näheren Erklärungen Anlaß geben, und zugleich verhindern, daß wir nicht unser Augenmerk aus dem Gesichte verlieren, wie sonst bei dergleichen Streitigkeiten gewöhnlich ist.

Mit meinem Urtheile über den Freigeist muß es schon noch einigen Anstand haben. Herr Nicolai will dieses Trauerspiel mit mir gemeinschaftlich durchgehen. Wer weiß indessen, ob er Wort hält? Sie Herren Beaux Esprits sind ziemlich bereitwillig, viel Gutes zu versprechen, und wenn es zum Treffen

kommt, so bedenken Sie erst, daß Ihre Gemächlichkeit darunter leiden würde, wenn Sie alles Versprochene leisten wollten.

Herr von Premontval hat einen Theil von seinen Protestations herausgegeben. Ich habe sie aber noch nicht gelesen, bin auch bei dem Manne seit langer Zeit nicht gewesen. Er hat wirklich wunderliches Zeug im Kopfe, und man thut ihm Unrecht, wenn man glaubt, er wolle nur parador scheinen. In der Metaphysik ist auch nichts mit ihm auszurichten. Sie wissen, daß alle Materien, die in die Metaphysik einschlagen, so sehr an einander hängen, daß man niemanden von seiner Meinung überführen kann, wo man nicht beständig mit ihm umgeht, und einen Punkt nach dem andern vornimmt. Ja, man muß es an Wiederholungen nicht fehlen lassen. Sonst wird es dem Gegner nie an Mitteln fehlen, den Streit von einer Materie in die andere bis ins Unendliche zu führen. Der Streit zwischen Clark und Leibnitz würde vielleicht noch dauern, wenn nicht der Tod ihr Schiedsrichter gewesen wäre.

Kurz, ich habe bei mir beschlossen, wo es nicht mit Lessing geschehen kann, mich sonst mit niemanden in einen Streit über philosophische Materien einzulassen. Ihre Rechtgläubigen haben immer eine große Rücksicht auf die geoffenbarte Religion, die mir einer Hinterlist ähnlich sieht; und Ihre Zweifler und sogenannten Freigeister sind vollends nicht

auszustehen. Ich hatte mir einen ganz andern Begriff von der Welt gemacht, als ich sie bloß aus den Büchern und aus dem Charakter eines Lessing kannte. Ich erstaune, wenn ich die Macht bedenke, die das Vorurtheil über die Gemüther hat. Es ist kein Theil in der Weltweisheit, keine Wissenschaft überhaupt, die nicht mit den gröbsten Vorurtheilen von der Welt in einem Subjekt sollte bestehen können. Ein jeder sucht die Wahrheiten, die ihm bekannt sind, so gut mit seinen Lieblings-Vorurtheilen durch einander zu weben, als er kann; und wenn er sich eine Zeitlang an seinem Gewebe vergnügt hat, so glaubt er sein System auf Gründe gebaut zu haben.

Wozu dieses Geschwätz? werden Sie fragen, indem Sie vielleicht schon müde sind, zu lesen. — Ich weiß es selbst nicht so recht deutlich zu erklären, wie ich auf diese Gedanken komme. Indessen sind dieses doch wirklich die Gründe, die mich zuweilen ziemlich verdrießlich machen, und die mich zu dem Entschlusse gebracht haben, außer Lessing und Nicolai keinen Freund zu suchen, und sogar alle Bekanntschaft aufzuheben, die ich gemacht hatte. Hätte ich fortgefahren, Menschen kennen zu lernen, so hätte ich vielleicht angefangen, auch ihre Schriften nicht mehr zu lieben.

Genug für diesesmal, weil ich heute noch nicht aufgelegt bin, meine Gedanken zu rangiren. Leben Sie also wohl, mein bester Freund!

Moses.

N. S. Es dauert mich, daß dieser halbe Bogen unbeschrieben bleiben soll. Was schreibe ich sogleich her, das mir nicht viel Mühe kostet? — — — Hier ist etwas! Zu Anfange des Winters hatte ich an einem Abende folgende Verse gemacht. (Ich habe gelogen. Ich mag wohl mehr als sechs Abende darüber zugebracht haben; allein Poeten müssen wacker lügen.)

Jetzt liegt der träge Schwarm von steten Qualen matt,
Nachlässig hingestreckt, auf weicher Lagerstatt.
Das Thierische ist todt. Empfindung, Sinn, Bestreben
Hört plötzlich auf, und nur die Pflanze hat noch Leben.
Der rege Trieb entschläft, der sie durchs Leben jagt.
Als Pflanze ruht der Mensch, als Mensch ist er geplagt.
Wer niemals denkt, wer sich wie Thiere weidet,
Verfehlt des Schöpfers Zweck; wer immer denkt, der leidet.
Die steinerne Vernunft wetzt jeden Stachel ab,
Der uns zum Fühlen reizt, und wird der Freuden Grab.
Versucht's, o Sterbliche! bekämpft der Thorheit Götzen,
Die Sucht nach eitlem Ruhm, den Durst nach feilen Schätzen.

Besiegt den weichen Trieb, der euren Geist entnervt,
Die Seel' in Schlummer wiegt, den Reiz der Sinne schärft.
Verjagt die Phantasie, und ihre Zauberschatten,
Die auch der Wahrheit Glanz mit Rauch umnebelt hatten,
Und sucht in Weisheit Ruh. Doch sagt, erlangt ihr sie?
O zieht die Menschheit aus, seyd Engel oder Vieh,
Wenn ihr die Ruhe liebt. Kein Mittelding von beiden
Frißt unbekümmert Gras, verträgt des Engels Freuden rc.

Denken Sie nicht, daß dieses rc. wieder eine poetische Aufschneiderei sey. Ich habe wirklich noch mehr dergleichen Dinge fertig, die so aussehen wie Verse. Die erste Strafe, die Sie verdienen werden, soll in nicht weniger als einigen Hundert dergleichen bestehen.

Ausgemachte Punkte.

§. 1. Diejenigen Leidenschaften, die in der Natur unangenehm sind, gefallen uns in der Nachahmung.

a) Das Vermögen, zu den Vollkommenheiten eine Zuneigung zu haben, und Unvollkommenheiten zu fliehen, ist eine Realität. Daher führt die Ausübung dieses Vermögens ein Vergnügen mit sich, das aber in der Natur comparative kleiner ist, als das Mißvergnügen, das aus der Betrachtung des Gegenstandes entspringt. In der Nachahmung hingegen, da der unvollkommene Gegenstand abwesend ist, muß die Lust die Oberhand gewinnen, und den geringen Grad der Unlust verdunkeln.*)

b) Zu dieser Verdunkelung trägt die Nachahmung selbst, wenn sie vollkommen ist, nicht wenig bei, weil sie die Quantität der sinnlichen Lust vermehrt. Moses.

Streitig. c) Das Vergnügen aus der Nachahmung ist kein einfaches, sondern ein zusammengesetztes Vergnügen. Denn nicht nur die Geschicklichkeit des Künstlers, sondern auch die

*) Ich habe diesen Satz S. 20. meiner Abhandlung vom Trauerspiele behauptet, obgleich nicht so philosophisch genau ausgedrückt. Hier hat es Herr Moses für mich gethan. S. 23. wende ich diesen Satz auf das Trauerspiel an, und mache ihn zur stärksten Grundsäule meines Systems. Ich rede zwar daselbst vielleicht wieder nicht ganz philosophisch genau; Sie werden aber finden, daß meine Sinnlichkeit und Ihre philosophische Strengigkeit ungemein wohl mit einander übereinstimmen. Nicolai. — Herr Nicolai muß nicht alle Briefe gelesen haben, sonst würde er mir nicht zuschreiben, was Sie gesagt haben.

Vortrefflichkeit der Nachahmung selbst kann uns anschauend vergnügen. Sonst würden uns öfters groteske Gestalten besser gefallen, als die Nachahmung der Natur, wenn sich in jener der Witz des Künstlers mehr gezeigt hat. Es braucht nichts mehr als Reflexion, um diese Ähnlichkeit zu bemerken; denn sie fällt Kennern beim ersten Anblick in die Augen.

§. 2. Daher solche unangenehme Leidenschaften, deren Ausübung selbst für keine Realität gehalten wird, gänzlich von der Schaubühne wegbleiben, oder als häßlich abgebildet werden müssen. Als z. E. Neid ꝛc. und alle Affekte, die in einer Unlust über eines Andern Vollkommenheiten bestehen.

§. 3. Die anschauende Betrachtung unseres Unglücks gebiert Unlust.

a) Ist das Übel gegenwärtig, so wird die Empfindung desselben, nachdem es größer oder kleiner ist, Unlust, Mißvergnügen, Traurigkeit, Betrübniß u. s. w. genannt.

b) Ist es bevorstehend und mit Wahrscheinlichkeit zu vermuthen, so erregt es Furcht.

c) Ist es groß und unvermeidlich, so entsteht Verzweiflung.

d) Kommt es unvermuthet und plötzlich, so entsteht Schrecken, und wenn das Übel groß ist, Entsetzen.

§. 4. Die anschauende Betrachtung von eines Andern Unglück gebiert eine Unlust, die wir Mitleiden betiteln.

Streitig. a) Da nun auch das Unglück, das einen Andern trifft, sowohl der Zeit, als der Quantität nach verschieden seyn kann; so sieht man leicht, daß uns Worte fehlen, alle Modificationen des Mitleidens mit besonderen Namen zu belegen. Es giebt eine mitleidige Furcht, eine mitleidige Verzweiflung, ein mitleidiges Schrecken, ja sogar einen mitleidigen Zorn u. s. w. (wenn man mir dieses Beiwort erlauben will); so wie es bei der Vorstellung unserer eigenen Unvollkommenheit, Traurigkeit, Furcht, Schrekken u. s. w. giebt. Das Mitleiden begreift als das nomen generis alle Modificationen der Unlust in sich, die wir über eines Andern Unlust empfinden. Man hat sich aber mit diesem allgemeinen Namen begnügt, und die besondere Abänderung dieses Affekts entweder nicht bemerkt, oder man hat sich mit den Namen beholfen, die der Modification der Unlust über unser eigenes Unglück gegeben worden sind.

b) Wahr ists, die bemitleidete Person wird von uns geliebt. Wir nehmen also Theil an ihrem Schicksale, und empfinden bei jedem Vorfalle etwas Ähnliches von demjenigen, was sie selbst empfindet. Es wäre aber dennoch zu wünschen, daß man Erscheinungen in unserer Seele, die von verschiedenen Ursachen herrühren, verschiedentlich charakterisirt hätte. Dieses unphilosophische Willkührliche in den Sprachen macht den Weltweisen am meisten zu

schaffen. Ich denke jetzt schon eine halbe Stunde, nicht ohne Verdruß, auf ein allgemeines Wort für die Unlust, die wir über unser eigenes Unglück empfinden, um es dem Mitleiden entgegen zu setzen; sed sudo multum frustraque laboro.

c) Werden Sie nicht bald um Ihren Aristoteles verlegen seyn? Wie unphilosophisch setzt er, wie Sie uns in seinem Namen berichten, das Mitleiden der Furcht entgegen! Das Wort *φοβος*, sagen Sie, erklärt Aristoteles durch die Unlust über ein bevorstehendes Übel (also Furcht), und setzt hinzu: alles dasjenige erregt in uns Furcht, was, wenn wir es an Anderen sehen, Mitleiden erweckt, und alles dasjenige erwecke Mitleiden ꝛc. Wo *φοβος* in dieser zweiten Stelle nicht eine jede Unlust bedeutet, die wir über unser eigenes Unglück empfinden, und also das Wort ist, das ich im Deutschen suche; so begreife ich gar nicht, warum er Mitleiden und Furcht einander entgegen gesetzt habe. Empfinden wir keine Unlust, wenn unserm Freunde ein Übel bevorsteht? Ist diese Unlust nicht Furcht? Wir fürchten also nicht bloß für uns, sondern auch für diejenigen, die unser Mitleiden verdienen. Ja, wir zürnen, erschrecken, verzweifeln, hoffen für eine Person, wenn uns der Dichter für sie einzunehmen weiß.

— — Pectus inaniter angit,
Irritat, mulcet, falsis terroribus implet
Ut magus.

d) Diese falsi terrores, die der Dichter in uns erregt, entstehen keinesweges aus der Beziehung auf uns selbst, weil wir befürchten, einst in gleiche Umstände zu gerathen, wie Sie in Ihren Briefen deutlich genug beweisen, sondern es sind Schrecken, die uns überfallen, wenn die bemitleidete Person plötzlich in Gefahr kommt. Es sind besondere Modificationen des Mitleidens, denen man keinen besondern Namen gegeben.

e) Sie sehen also, daß die unbestimmten Ausdrücke des Aristoteles an diesem Mißverständnisse Schuld gewesen. Kein Wunder, daß Dacier, Boileau und Curtius bald crainte, bald terreur gesetzt haben; denn beide Affecte können sowohl unser eigenes Unglück als das Unglück eines Andern zum Grunde haben, und also nicht weniger Modificationen des Mitleidens, als der Unlust über unser eigenes Unglück seyn.

§. 5. Man läßt also gelten, Aristoteles habe sagen wollen: das Mitleiden reinigt die Leidenschaften durch die Furcht; und ist auch darin einig, daß Aristoteles Unrecht habe. Sie behaupten, ohne die Erlaubniß des Stagiriten:

§. 6. Das Mitleiden reinige die Leidenschaften ohne Hülfe der Furcht, bloß dadurch, daß es den Menschen geselliger macht, indem er das Unglück seines Nebenmenschen wie sein eigenes fühlt. Allein eine Leidenschaft reinigen, heißt: die heftige Begierde, die damit verknüpft ist, von Scheingütern

ablenken, und ihr das Überflüssige benehmen, das mit dem Gesetze der Natur streitet. Dieses thut das Mitleiden nicht, sondern wir erlangen durch die öftere Übung eine Fertigkeit, das Interesse unseres Nebenmenschen zu beherzigen, und mit seinem Unglücke Mitleiden zu haben. Diesen Vorzug muß auch Herr Nicolai dem Mitleiden eingestehen.*) Allein er ist von der Reinigung der Leidenschaften sehr weit entfernt, und zwar um so viel mehr, da das Mitleiden selbst wiederum von der Vernunft regiert werden muß.

§. 7. Vermöge (§. 1.) desjenigen Grundsatzes, den wir Ihnen zu danken haben, werden wir die Absicht des Trauerspiels etwas genauer bestimmen können. Ich nenne das Vermögen der Seele, vermittelst der anschauenden Erkenntniß Laster zu verabscheuen, die Tugend zu lieben, und über die physischen Unvollkommenheiten, die mit der Tugend in einem Subjekt verknüpft sind, Unlust zu empfinden, den moralischen Geschmack. Die Absicht des

---

*) Ja, dies gestehe ich dem Mitleiden nicht allein zu, sondern ich mache es auch zu der einzigen Wirkung, die die Leidenschaften im Trauerspiel haben können, und die das Trauerspiel auf uns haben kann, S. 29. Philosophischer zu reden, es kann unsere sittliche Empfindlichkeit vermehren; aber unser Freund hat in seinen Gedanken von der anschauenden Erkenntniß (§. 10. a) gewiesen, daß dies zur Reinigung nicht hinlänglich ist. Nicolai.

Trauerspiels wird also seyn: diesen moralischen Geschmack durch eine schöne lebendige Nachahmung zu üben. Durch das Beiwort schön verstehe ich eine einzige, vollständige und große Handlung; durch lebendig aber, daß sie dramatisch eingerichtet und vorgestellt zu werden geschickt seyn soll. Wie leicht sich diese Definition auf den Grundsatz unseres lieben Nicolai reduciren läßt, werde ich nicht nöthig haben zu erklären. Ja, nichts als Affekte sind vermögend, diesen moralischen Geschmack zu üben. Das Trauerspiel muß also Affekte erregen, aber nicht reinigen.

§. 8. Aus den obigen Definitionen erhellt, daß sowohl Bewunderung als Mitleiden den moralischen Geschmack beschäftigen können, und ich wünsche mit Herrn Nicolai, daß man künftig statt Schrecken und Mitleiden, Bewunderung und Mitleiden setzen möchte, weil das Schrecken bloß eine besondere Modification des Mitleidens ist.

§. 9. Das Mitleiden rührt unser Herz, die Bewunderung erhebt unsere Seele. Jenes lehrt uns fühlen, diese erhaben denken. Jenes läßt uns unsern unglücklichen Freund bedauern, diese mit der Gefahr unseres Lebens ihm zu Hülfe eilen. Aber alle diese Wirkungen sind bloß die zweite Absicht des Trauerspiels.

§. 10. Ich würde also einem Dichter anrathen, er solle sowohl Mitleiden als Bewunderung in seinem Trauerspiele zu erregen suchen. Fragt er aber,

welcher von diesen beiden Affekten darin herrschen soll? so würde ich für mein Theil dem Mitleiden freilich keinen Vorzug einräumen. Die Bewunderung ohne Mitleiden ist jederzeit kalt, wie Nicolai solches von dem Canut angemerkt hat.

§. 11. Streichen Sie in der oben angeführten Definition das Wörtlein lebendig aus, so haben Sie die Absicht des Heldengedichts. Ich bedarf es einem Lessing nicht zu sagen, daß, ein Heldengedicht in ein Trauerspiel verwandeln, weit mehr ist, als es in Dialogen abtheilen, und ich weiß nicht, wie Sie mir dieses in einem Ihrer Briefe haben Schuld geben können. Das Trauerspiel muß fähig seyn, durch die Vorstellung die Nachahmung schöner, und die Affekte lebhafter zu machen.

§. 12. Nehmen Sie, statt des moralischen Geschmacks, nach unserer Erklärung, die Fähigkeit, Anderer Handlungen zu beurtheilen, in so fern sie Lob oder Tadel verdienen; so haben wir die Absicht der Komödie. Der Tadel wird öfters, wenn wir für die Person nicht sonderlich eingenommen sind, vom Lachen begleitet; daher sucht man in der Komödie sonderlich das Lachen zu befördern, und bedient sich sogar öfters des Burlesken (das keine sittliche Absurdität zum Grunde hat), um uns in die Disposition zum Lachen zu setzen.

27.

Lessing an Moses Mendelssohn.

Leipzig, d. 29. März 1757.

Liebster Freund!

Wundern Sie sich nur nicht, daß ich für jetzt so saumselig im Schreiben bin. Ich befinde mich auf einmal in hundert Verwirrungen und Verlegenheiten, von denen Ihnen Herr Voß schon vielleicht gesagt hat, wenigstens noch sagen kann. Was mich am meisten dabei tröstet, ist dieses, daß ohne Zweifel meine jetzigen Verdrießlichkeiten die Gelegenheit seyn werden, mich wieder in die Arme meiner Freunde in Berlin zu werfen; und dieses vielleicht eher, als Sie es vermuthen.

Den ersten Theil der Bibliothek werden Sie von Herrn Voß bekommen haben. Sie dürfen sich, mit unserm lieben Nicolai, nicht wundern, anstatt des Portraits des Hrn. von Kleist, das Portrait des Herrn von Hagedorn vorzufinden. Ersterer wollte durchaus seine Einwilligung nicht ertheilen, und so mußte ich und der Verleger aus der Noth eine Tugend machen; obgleich Herr von Kleist schon völlig gestochen ist, wovon Sie ehestens einen Abdruck bekommen sollen.

Für jetzt schicke ich Ihnen Beiden den Contract des Hrn. Dyk mit, wovon Hr. Nicolai eine Abschrift unterschreiben, und ehestens wieder zurücksenden wird.

Leben Sie wohl, mein liebster Moses. Ein Mehreres mit Nächstem, sobald ich Zeit haben werde, wieder an unsere lieben Streitigkeiten zu denken. Für wie viel Unterrichtendes werde ich Ihnen zu danken haben! Ich bin

ganz der Ihrige
Lessing.

28.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Berlin, d. 3. Jun. 1757.

Liebster Freund!

Ich werde Ihnen heute nicht viel schreiben, weil Sie vielleicht nicht viel zum Lesen Lust haben möchten. Da ich nun überdies Sie bald mündlich zu sprechen hoffe, so will ich mich jetzt schonen, um Ihnen alsdann etwas Neues sagen zu können.

Herrn Voß habe ich Ihren Brief auf dem Postwagen überreicht, als er eben nach Potsdam reiste, wo sein Bruder, der Kriegsrath, gestorben ist. Er bat mich, Ihnen zu melden, daß er jetzt, wie ich sähe, ein wenig zerstreut wäre, daß er aber noch vielleicht von Potsdam aus antworten würde. Herr Nicolai muß, wenn es mit Recht zugeht, auch heute antworten; wenigstens hat er es versprochen. Er ist mit der Bibliothek sehr zufrieden, und hat

auch Ursache es zu seyn: denn Druck und Papier sind wirklich, so viel ich davon verstehe, gut. Was schadet's? wenn auch Hagedorn's Kupfer etwas zu kurz ist, so ist man doch wenigstens versichert, daß es der gute Mann nicht übel nehmen kann.

Schicken Sie mir, wenn es Ihnen beliebt, die beiden kleinen Aufsätze, unter dem Titel: Künste und Nachahmung, mit erster Post wieder. Ich will aus der kleinen Uhr einen Bratenwender machen. Leben Sie wohl.

Ihr
unveränderlicher Freund
Moses.

29.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Berlin, d. 1. Jul. 1757.

Liebster Freund!

Wir haben Ihr Schreiben nebst einigen gedruckten Sachen erhalten. Die Komödie habe ich noch nicht lesen können. Das Divertissement fiel uns sogleich in die Augen; und wenn die ganze Komödie eben so gut ist, so kann man mit dem Verfasser recht sehr zufrieden seyn. Was ist das aber für ein elender Märtyrer des guten Geschmacks, wie er sich

selber nennt, der das lustige Gebet und das herzbrechende Schäfergedicht eingeschickt hat? Ich weiß nicht, was ihm Herr Nicolai antworten wird. Wenn ich ihm zu antworten hätte, so würde ich ihm die Wahrheit nicht verhehlen, aber doch ohne seiner zu spotten. Seine Gedichte sind unter aller Kritik, und sein eigener Charakter, wie es scheint, unter aller Satyre. Solche Leute verdienen am meisten Verschonung.

Meine Abhandlung: Von der Quelle und Verbindung der schönen Künste, muß schon seit vorigem Sonnabend in Leipzig seyn. So wenig Sie jetzt zum Nachdenken aufgelegt seyn mögen; so wünschte ich dennoch diese wenigen Blätter von Ihnen beurtheilt zu sehen. Ich habe sie aufsetzen müssen, ohne die davon entworfenen Gedanken, die Sie vielleicht schon verloren, bei der Hand gehabt zu haben. Vielleicht hätte aus einigen nicht unrichtigen Gedanken etwas werden können, wenn ich mehr Zeit gehabt hätte. Herr Nicolai hat mir gute Dienste dabei gethan. Sie werden eine ganze Seite finden, die er von dem Seinigen hinzugefügt hat. Sehen Sie, wenn es Ihnen gefällt, diese Gedanken nur mit flüchtigen Augen durch. Wir wissen allzuwohl, wie viel Untrüglichkeit Ihrem flüchtigen Auge zuzutrauen ist.

Wie kommt mein Name auf die Fabeln, die Herr Gleim an die Verfasser der Bibliothek eingesandt hat? Sollte mich dieser Mann für einen

ordentlichen Mitarbeiter an der Bibliothek halten? Sollte dieses seyn, so wünschte ich mir eine Gelegenheit, ihn von solchen Gedanken abzubringen. Es ist unbillig, daß ich mich in die Ehre mit Hrn. Nicolai theilen sollte, wovon mir nur ein sehr unansehnlicher Theil gebührt. Es ist wahr, er ist so gefällig, nichts vorzunehmen, ohne mich dabei zu Rathe zu ziehen; aber Sie wissen, wie entbehrlich die Rolle eines Vertrauten in einem Schauspiele ist.

Es ist mir lieb, daß Sie die Fabeln selbst recensiren wollen. Herr Nicolai wird Ihnen die Recension schicken, die ich zum zweiten Stück davon aufgesetzt hatte. Sie werden daraus ersehen, was ich von diesen Fabeln urtheile, und wie nöthig es sey, daß Sie wenigstens diese einzige Recension zum zweiten Stück fertig machen. Ich beschwöre Sie aber, es weder aus Gefälligkeit, noch aus Nachläßsigkeit bei meinen unreifen Gedanken bewenden zu lassen.

Wenn Ihnen die Herren Rabulisten den Kopf recht warm gemacht haben,*) so lesen Sie doch beikommende Brochüre, die mir aus Hamburg zugeschickt worden ist. Sie schreibt sich von einem gewissen Dr. Pauli**) her, bei welchem, wie ich

---

*) M. s. Lessing's Leben im ersten Bande dieser Ausgabe S. 48.

**) M. s. Nicolai's neunte Anmerk. am angef. Orte.

nachher vernommen, Herr Naumann eine Zeitlang gewohnt hat. Es ist ein Grundriß zu einer systematischen Moral, wobei der Verfasser sehr viel gedacht haben muß. Ich möchte sehr gern Ihr Urtheil darüber vernehmen. Vermuthlich wird mir Herr Naumann das Glück verschafft haben, mit diesem systematischen Moralisten bekannt zu werden. Ich habe aber durch eine Antwort alles wieder verdorben, und ich vermuthe, daß unsere Correspondenz bereits wieder zu Ende seyn wird.

Herr Voß hat mir von Fabeln gesagt, deren Sie eine ganze Menge fertig haben sollen. Wir können wohl nicht hoffen, einige davon zu Gesichte zu bekommen, bevor sie im Drucke erscheinen? Ich habe es sehr oft erfahren, daß in dergleichen Dingen Ihre Freunde nicht den geringsten Vorzug haben. Vielleicht haben Sie hierin nicht ganz Unrecht. Sie lassen Ihren Witz mit der ganzen Welt buhlen, indeß Ihr keusches Herz nur wahren Freunden aufbehalten ist. Eine Distinction, woraus man eben so leicht beweisen könnte, daß alle Frauenzimmer getreu, und alle Liebhaber beständig wären.

Machen Sie wenigstens, daß Sie noch diesen Sommer herkommen. Ich habe einen überaus schönen Garten, worin Sie logiren können. Er ist von Herrn Nicolai's Garten nicht weit abgelegen, und Sie können alle Bequemlichkeiten darin haben, die Sie nur wünschen. Ich komme alle Abende um 6 Uhr hinaus, und werde bloß von einigen meiner

Freunde begleitet, die Sie gewiß nicht stören werden. Wie angenehm könnten wir die Abende zubringen, wenn Sie sich hierzu verstehen wollten; das heißt, wenn ich Ihren Eigensinn nicht kennte, der Ihre Freundschaft — — der Ihren Charakter — Doch schenken Sie mir heute den Schluß dieser Periode. Ich werde einen ganzen Brief zu diesem Gedanken bestimmen müssen, weil er einen Vorwurf enthält, den ich Ihnen noch machen muß, bevor wir uns wiedersehen. Ich bin bis dahin, ohne die geringste Zurückhaltung,

Ihr

wahrer und offenherziger Freund

M o s e s.

30.

Lessing an Moses Mendelssohn.

Leipzig, den 6. Jul. 1757.

Liebster Freund!

Da bereits der erste Bogen von dem zweiten Stücke der Bibliothek abgedruckt ist, und ich die letzte Revision vom Anfange an bekommen habe, so können Sie leicht denken, daß ich Ihre Abhandlung, von den Quellen und Verbindungen der schönen Wissenschaften und Künste, nicht bloß

mit einem flüchtigen Auge, sondern aufmerksam und mit großem Vergnügen müsse gelesen haben. Mehr kann ich jetzt nicht davon sagen; ich habe seit acht Tagen ein intermittirendes Fieber, welches mit solchen gewaltigen Kopfschmerzen verbunden ist, daß ich Gott danke, wenn ich nur manchmal dabei denken kann, und das Urtheilen gar gern auf eine andere Zeit ausgesetzt seyn lasse. Schreiben Sie, mein lieber Moses, so viel als Ihre gesunde Hand nur immer vermag, und glauben Sie steif und fest, daß Sie nichts Mittelmäßiges schreiben können — — denn ich habe es gesagt!

Den Dr. Pauli habe ich die Ehre persönlich zu kennen. Ganz Hamburg hielt ihn, als ich da war, für einen würdigen Candidaten des Tollhauses; und man sah mich mit sehr zweideutigen Augen an, als ich mich dessenungeachtet mit ihm in ein sehr weitläuftiges, ernsthaftes Gespräch einließ. Ich hätte den Brief wohl lesen mögen, den Sie ihm geschrieben haben. Ein Mann, der aus guten Absichten seinen Verstand nach solchen Grundsätzen zerrüttet, ist mir ein weit traurigerer Anblick, als ein Selbstmörder. Unser Naumann schlägt diesen Weg nicht schlecht ein; und ich hätte uns beiden wohl die melancholische Lust gönnen mögen, ihn und den Dr. Pauli mit einander streiten zu hören. Sie werden sich erinnern, daß jener sich die menschliche Seele als eine Baßgeige vorstellt; wer also, als er, hat es leichter begreifen können, daß der

Tugendtrieb dem Tone sol, und das Nervengebäude dem Tone ut gleich sey?

Ihre Recension von Gleim's Fabeln ist noch nicht bei mir eingelaufen. Ihr Name aber ist auf das Exemplar von dem zweiten Buche seiner Fabeln daher gekommen, weil Herr Gleim geglaubt hat, daß niemand anders, als Sie, die Recension vom Lowth könne gemacht haben; er hält Sie also für einen Mitarbeiter, ohne sich darum zu bekümmern, ob Sie ein ordentlicher oder ein außerordentlicher sind. Es ist übrigens einer Ihrer größten Verehrer.

Von meinen Fabeln, deren Herr Voß gegen Sie gedacht hat, habe ich Ihnen bloß deßwegen nicht geschrieben, weil ich es nicht der Mühe werth geachtet habe. Damit Sie mich aber doch nicht länger einer geheimnißvollen Zurückhaltung beschuldigen mögen, so schicke ich Ihnen hier einige, die ich so aus der Menge heraus genommen habe, ohne daß ich sagen kann, die besten oder die schlechtesten getroffen zu haben.

Wenn ich in Berlin bin, sollen Sie sehen, daß ich eine große Menge schlechter und besserer gemacht habe.

Wenn ich in Berlin bin?*) —

---

*) Hier ist ein ganzer halber Bogen abgerissen und verloren gegangen.

31.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 4. Aug. 1757.

Mein liebster Freund!

Ich werde mein langes Stillschweigen nicht entschuldigen. Ich kann an die Ursachen davon nicht ohne Verdruß gedenken, und jetzt ist die Stunde, da ich mich aller verdrießlichen Vorstellungen entschlagen will. Sie können dennoch unmöglich nachtheilige Folgen daraus ziehen; denn Sie wissen, daß es meine liebste Beschäftigung ist, mich mit Ihnen zu unterhalten.

Ich hatte mein voriges Schreiben räthselhaft geschlossen, um mich in diesem deutlicher zu erklären. Ich hatte während Ihrer Anwesenheit allhier, in Ihrem freundschaftlichen Umgange eine Art von Zurückhaltung bemerkt, die mich eifersüchtig machte. Sie haben öfters eigennützigen Bekannten mehr Dienstfertigkeit zugetrauet, als Ihren wahren Freunden. Wie hätten Sie sich sonst entschließen können, lieber M. N. verbunden zu seyn, als mir Gelegenheit zu geben, Ihnen zu dienen? Ich schweige von dem Schaden, den Sie sich selbst verursacht haben. Sie hätten Ihre ganze Bibliothek bei mir wieder finden können, statt daß ich jetzt nicht mehr als einige spanische und holländische Bücher in Händen habe. — Doch genug hiervon! Ich erwarte auch

hierauf keine Antwort von Ihnen, wohl aber das Versprechen, mich künftig Ihrer ganzen Freundschaft würdig zu achten.

Hier sind Ihre Fabeln. Sie haben nicht alle meinen Beifall. Jedoch sind folgende Stücke vollkommen Ihrer würdig: Äsopus und der Esel, der Rangstreit der Thiere, das Geschenk der Feyen, der Affe und der Fuchs, und vielleicht auch der Geist des Salomo. In der Fabel, Zeus und das Pferd, ist die Erdichtung schön, aber die Moral gemein.

Auch Ihre überschickte Komödie habe ich gelesen. Es bleibt dabei, das Divertissement ist das Beste daraus.

Wie ist es aber? Haben Sie an allen meinen überschickten Sachen gar nichts auszusetzen? Wissen Sie auch, daß es sehr ärgerlich ist, wenn man in allen Stücken ohne Widerspruch Recht bekommt? Ich soll immer fortfahren, so lange ich eine gesunde Hand habe. War dieses alles, was Sie zu erinnern hatten? Ich will Ihnen beweisen, daß meine gesunde Hand mehr schreiben kann, als Sie jemals billigen werden. Ich habe das Naive dem Schwulste entgegengesetzt, und gesagt, es bestände in Zeichen, die kleiner sind, als die bezeichnete Sache. Vielleicht ist diese Erklärung nicht ganz unrichtig, aber definito latior scheint sie mir wirklich. Denn kommt nicht dieser Charakter auch dem Erhabenen zu? Nicht zwar dem Erhabenen im Ausdrucke, sondern dem Erhabenen in den Gedan-

ken. Wenigstens ist mir keine andere Erklärung vom Erhabenen bekannt. Die Baumgartensche thut mir kein Genüge. Longin sagt: Cäcilius habe einen ganzen Tractat darüber geschrieben, worin das Erhabene und Große bestehe. Er aber wolle die Mittel zeigen, durch welche man groß und erhaben werden könne. Er erklärt uns also nicht, was er unter erhaben verstehe, und Boileau, der diesen Mangel ersetzen will, sagt auf gut Französisch: es wäre cet extraordinaire et ce merveilleux, qui frappe dans le discours, et qui fait qu'un ouvrage enleve, ravit, transporte. Sind wir nun nicht eben so klug als vorhin? Cuncta supercilio moventis, ist ein Ausdruck, der an Erhabenheit unstreitig das fiat lux bei weitem übertrifft. Ein Phidias würde aus diesen drei Worten vielleicht eben so gut, als aus dem Homer, seine große Idee zum Jupiter haben hernehmen können. Allein nach meiner Definition würde dieser Ausdruck naiv seyn; kann dieses zugegeben werden? Es fehlt mir zwar an Ausflüchten nicht, meine Erklärung zu vertheidigen; allein ich möchte vorerst Ihre Meinung darüber vernehmen.

Ich habe noch einen Gedanken gehabt, den ich von Ihnen gern beurtheilt wissen möchte. Die natürliche Verbindung unserer Begriffe, vermöge deren unsere Seele per legem imaginationis von einer Vorstellung auf die andere übergeht, hat den Virtuosen öfters gedient, ihre Gegenstände anschauender

vorzustellen. Sie fügen zu einem jeden Hauptbegriffe jederzeit die ideas socias hinzu, die mit ihm in der Natur in Ansehung des Orts oder des Raums verbunden sind, oder die wir öfters mit ihm zugleich gehabt haben. Ich drücke mich ziemlich dunkel aus; ich glaube aber, Sie werden mich besser verstehen, als ich mich ausdrücke. Nun sind unsere Begriffe auch öfters als Wirkung und Ursache mit einander verknüpft, und die Seele schließt von der Ursache auf die Wirkung, oder umgekehrt. Die Virtuosen haben sich dieses Kunstgriffes bedient, den Begriff der Ursache durch die Vorstellung ihrer Wirkung zu bereichern und anschauender zu machen. So drücken sie die Leidenschaften der Seele durch ihre Wirkungen und Äußerungen in Tönen, Bewegung und Geberden aus, und vervielfältigen dadurch gewissermaßen die vorzustellenden Begriffe, indem sie unsere Seele von jeder Wirkung auf das Daseyn der Ursache schließen lassen. Dieses vorausgesetzt, habe ich mich nach Exempeln umgesehen, da man in den schönen Künsten auch umgekehrt die Wirkung durch die Ursache vorstellen oder beleben würde. Allein ich habe nicht ohne Verwunderung wahrgenommen, daß diese Beispiele sehr selten sind. Ein einziges erinnere ich mich in Dübos gelesen zu haben. Dieser erzählt, Lulli soll in einer gewissen Oper den Schlaf durch gewisse einförmige Töne sehr natürlich ausgedrückt haben, und bemerkt dabei, daß der Schlaf wirklich nicht sowohl durch eine völlige Stille, als durch

Töne, die weder merklich steigen noch fallen, erregt werde. Die Erfahrung scheint auf seiner Seite zu stehen, ob ich gleich die physische Ursache davon noch nicht deutlich einsehe. Dem sey wie ihm wolle, so wäre dieses ein Beispiel der Art, die ich suche. Indessen ist unser Herr Nicolai mit diesen Anmerkungen gar nicht zufrieden. Seine Gründe mag er Ihnen selber schreiben; und wenn wieder ein Sonntag kommt, da Sie nicht in die Kirche gehen werden, so wenden Sie die Erbauungsstunden an, in dieser Materie einen Ausspruch zu thun. Ich muß jetzt aufhören. Es ist halb zwei in der Nacht, und morgen früh um sechs Uhr muß ich Hrn. Nicolai in seinem Garten besuchen, wenn ich zu rechter Zeit wieder zu Hause seyn will. Ist das nicht lächerlich: ich bringe eine Nacht schlaflos zu, um Sie vielleicht durch einen langweiligen Brief desto sanfter einzuschläfern? Schlafen Sie wohl!

Moses.

N. S. Ich kann Ihnen Ihre Fabeln diesmal nicht mitschicken. Herr Voß quält mich darum, und Sie müssen ihm doch nothwendig darum geschrieben haben; sonst würde er es ja nicht wissen, daß ich sie habe.

Ich habe im Spinoza eine Stelle gefunden, die Ihnen gewiß gefallen wird. Sie werden sich erinnern, wie Sie einst die Erklärung des Lächerlichen von demjenigen, was bei dem mechanischen

Lachen vorgeht, haben abstrahiren wollen. Wir lachen, wenn uns ein anderer kitzelt, sagten Sie, weil wir nicht wissen, ob er nicht die Schranken des Angenehmen überschreiten werde. Ich glaube, folgender Satz kann hierin einiges Licht geben. Prop. 11. part. 3. Schol. sagt der angeführte Schriftsteller: Titillatio et dolor ad hominem referuntur, quatenus una ejus pars prae reliquis est affecta. Hierauf gründet er part. 4. Prop. 43. folgenden Lehrsatz: Titillatio excessum habere et mala esse potest, dolor autem eatenus potest esse bonus, quatenus titillatio est mala.

Dem. Titillatio est laetitia, quae, quatenus ad corpus refertur, in hoc consistit, quod quaedam ejus pars prae reliquis afficitur; cujus affectus potentia tanta esse potest, ut reliquas corporis actiones superet (per prop. b) eique pertinaciter adhaereat, atque adeo impediat, quo minus corpus aptum sit, ut plurimis aliis modis afficiatur, adeoque (per prop. 38.) mala esse potest. Sed dolor diversos habere potest gradus. Sit igitur talis ut titillationem coerceat, ne sit nimia; eatenus erit bonus. Q. E. D.

Der 38ste Lehrsatz, worauf sich dieser Beweis bezieht, wird folgendergestalt bewiesen:

Quo corpus aptius redditur, ut plurimis modis afficiatur, eo mens aptior ad percipiendum redditur, adeoque id, quod corpus hac

ratione disponit, est necessario bonum. — (per prop. 26.) etc.

Überhaupt finde ich in Spinoza's Theorie von den Affekten so viel Gründliches, daß ich mich verwundere, wie die neueren Weltweisen über diese Materie so haben hinweg eilen können. Kaum haben Wolf, Reusch und Baumgarten mehr davon, als die bloße Worterklärung. Ich finde, daß Spinoza auch vom Selbstmorde mit mir einerlei Gedanken hat. Er sagt: omnis virtus in eo consistit, ut homo suum esse conservare conetur. (Ihnen werde ich wohl nicht zu sagen nöthig haben, daß suum esse, suam perfectionem, suam realitatem conservare, einerlei bedeuten.) Da nun Spinoza behauptet, unsere Realität gehe nach dem Tode verloren; so sagt er auch ausdrücklich: sequitur eos, qui se interficiunt, animo esse impotentes, eosque a causis externis suae naturae repugnantibus prorsus vinci. Fast eben das, worüber ich mich in meinen Briefen ziemlich ausgedehnt habe.

32.

Lessing an Moses Mendelssohn.

Leipzig, den 9. Aug. 1757.

Mein lieber Moses!

Ist denn das hübsch, daß ich seit sechs Wochen keine Zeile von Ihnen zu sehen bekomme? Warum wollen Sie mir denn auf meinen letzten Brief nicht antworten? Oder haben Sie ihn nicht bekommen? Ich habe Ihre Aufsätze von der Kunst, von dem Naiven rc. und einige von meinen Fabeln mit beigelegt. Diese letztern möchte ich bald wieder zurück haben, um die Sammlung vollständig zu machen, die ich dem Drucke bestimmt habe, wenn Sie anders, nach der Probe zu urtheilen, mir nicht davon abrathen.

In Ihrer Abhandlung von den Quellen und Verbindungen der schönen Künste rc. haben Sie beiläufig meiner gedacht; und ich muß Ihnen für Ihre freundschaftliche Anmerkung Dank sagen. Da ich Ihnen aber etwas näher verwandt bin, als das Publikum, so glaube ich auch auf eine nähere Erklärung Recht zu haben. Welches sind die Stellen, die Sie für indeclamabel halten? Ich frage nicht, um mich mit Ihnen in einen Streit darüber einzulassen; ich frage bloß, um künftig aufmerksamer seyn zu können.

Was macht denn Herr Nicolai? Hat er einen

Brief übel genommen, den ich ihm vor 8 Tagen über seine Recension des Messias geschrieben? — Bei Gelegenheit des Messias — — Haben Sie schon den Tod Adams gelesen? Was sagen Sie davon?

Von den Gleimschen Fabeln denken wir ziemlich einerlei. Sie sagen: unter den eigenen Erfindungen des Verfassers, verdiene die 11te, 17te und 27ste des ersten Buchs allen anderen vorgezogen zu werden. Einmal, wo nicht mehrmal, müssen Sie sich hier gewiß verschrieben haben; denn 27 Fabeln hat das erste Buch nicht. Sonst sind mir die 3te, 10te, 12te, 16te, 20ste und 21ste nicht schlecht vorgekommen, wenigstens so gut als die 17te. Erzählt sind sie gewiß vortrefflich; wenn schon die Erfindung besser seyn könnte. Erklären Sie sich über diesen Punkt, mein lieber Moses, und zwar mit erster Post, weil ich noch gern die Recension zum zweiten Stücke fertig machen wollte.

Leben Sie wohl! Wenn ich doch bald bei Ihnen in Berlin seyn könnte! Aber — Ich bin

ganz der Ihrige,
Lessing.

33.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 11. Aug. 1757.

Liebster Freund!

Ich eile, Ihnen zu antworten, theils, weil Ihre Fabeln pressiren, theils aber, um Ihnen meine Gedanken von Gleim's Fabeln etwas deutlicher zu erklären. Die 27ste ist unrecht. Ich weiß nicht, wie ich habe darauf kommen können, etwas zu loben, das gar nicht existirt. Es soll die 23ste seyn, die mir wirklich gefällt. In Ansehung der 12ten haben Sie Recht. Diese muß ich übersehen haben. Von allen übrigen aber gestehe ich, daß sie vorzüglich erzählt sind; allein die Erfindungen kann ich nicht loben. Ich will sie die Revüe passiren lassen. — Die 3te. Warum zwei Störche? Was lehrt uns die Geschichte? Irgend, daß kein Tyrann könne Geschmack haben, und das Quaken der Frösche für so schön halte, als das Singen einer Nachtigall? Wenn es diese Lehre seyn sollte: so ist sie gewiß nicht in ihr rechtes Licht gesetzt. Vielleicht ließ sich diese Fabel mit mehrerm Nutzen umkehren. Der arme Frosch, der ist beklagenswerth, vorhin quakt' er so artig noch! Schweig, Tyrann! vorhin stießest du auf eine Lerche rc. — Die 10te. Die Erfindung will gar nichts sagen. Die ersten zehn Verse sind unvergleichlich. Die Anwen-

dung in den folgenden beiden Versen ist possierlich. Friedrich ist die Lerche, und Graun der Adler in der Fabel. Der Schluß paßt auf diese unschickliche Anwendung noch weniger. — Die 16te. Eine Ziege will so hoch klettern, als eine Gemse, und fällt und bricht den Hals. Vergleichen Sie diese Fabel mit der Fabel des Äsop, da sich ein Frosch aufblähet, um so groß zu werden, als ein Ochse, so werden Sie vielleicht Ihr Urtheil zurücknehmen. — Die 17te Fabel, die eben dieselbe Maxime zum Grunde hat, ist unstreitig besser. Sowohl der Esel, als der Frosch unternehmen unmögliche Dinge, und setzen sich sogleich bei ihrer ersten Bemühung dem Gelächter aus. Kann man dieses aber von der Ziege sagen? Vielleicht wäre es ihr gelungen, wenn sie nicht jetzt verunglückt wäre. — Die 19te. Die Elster ist der übertriebene Charakter der Lerche aus dem Gellert. Der Uhu, der Philosoph, der in des Baumes Bauche die Welt vergißt, sollte sich hier nicht in fremde Händel mischen. — Die 20ste. Einst starb ein reicher Luchs. Warum ein Luchs? Irgend, weil er sich auf Fuchs reimt? Und warum war der Luchs reich? Die Leichenrede ist sehr schön, aber die Geschichte hängt nicht zusammen. Der Leser ist immer noch zweifelhaft, ob nicht das Lob wahr seyn könnte. Der Umstand, daß ein Hofhund dieselbe Rede auf einen Menschen hat halten hören, beweiset sehr wenig, und höchstens nur so viel, daß der Fuchs ein Plagiarius sey. Wie, wenn der

Fuchs die Rede auf einen Tieger oder auf einen Wolf gehalten hätte? — Die 21ste ist ohne Beweis sehr mittelmäßig. Was Sie übrigens von seiner Art zu erzählen sagen wollen, damit bin ich vollkommen zufrieden. Sie ist unvergleichlich. — So viel von Gleim. —

Den Tod Adams habe ich gelesen. Der tragische Styl in Prosa ist neu und ungemein schön. Im übrigen finde ich nichts an dem ganzen Stücke, das Klopstock's würdig sey, außer einigen Zügen in der Unterredung mit Kain, wie nicht weniger die Beschreibung, die Adams Tochter von diesem ihrem Bruder macht. Sonst habe ich alles mit ziemlich kaltem Blute, und öfters noch mit Verdruß gelesen, und dies ist mein Beweis, daß mir dieses Stück nicht gefällt. Ich weiß nicht, wie Klopstock solches Zeug hinschreiben kann, das weder Zusammenhang, noch Handlung, weder Leidenschaften, noch irgend etwas anderes, außer einer kleinen Nüance von Charakteren hat. Ich sage meine Meinung ziemlich zuversichtlich; aber ich bin gewiß, daß ein Lessing nie ein solches Gewäsch dem Drucke bestimmt haben würde, gesetzt, es wäre ihm möglich gewesen, so etwas zu schreiben.

Ich habe mich noch wegen einer Anmerkung über Ihre Miß Sara zu rechtfertigen. Meine Worte waren: „Kenner wollen einige dergleichen Stellen in dem vortrefflichen Trauerspiele Miß Sara bemerkt haben.“ Ich würde thöricht seyn, wenn

ich mich für einen Kenner des Theaters hielte: mich, der ich in meinem Leben kaum zwei Trauerspiele von einer sehr mittelmäßigen Bande habe aufführen sehen. Indessen stimme ich doch nach dem Begriffe, den ich mir von der Declamation mache, und vielleicht nach den Begriffen, die Sie mir davon beigebracht, dem Urtheil bei, das ich von Leuten habe fällen hören, die ich für Kenner halte. — Welches aber sind die Stellen, die indeclamabel seyn sollen? Es sind die, in welchen ich Sie als Weltweisen am meisten bewundere; solche, die mir für die Schaubühne allzu philosophisch scheinen. Wenn die Philosophie sich in ihrer ganzen Stärke zeigt, so will sie mit einer gewissen Monotonie ausgesprochen werden, die sich auf dem Theater nicht gut ausnehmen kann. Ja, die vortrefflichsten Gedanken entwischen dem Zuhörer unvermerkt, die den Leser am meisten vergnügt haben. Überhaupt, glaube ich, giebt es gewisse Grenzen in der Philosophie, die das Gemeine von dem Höhern unterscheiden, und die von den tragischen Dichtern nicht überschritten werden müssen. Ich kann mich jetzt nicht deutlich über diesen Punkt erklären. Ich werde aber die Stellen in Ihrem Trauerspiele aufsuchen, die ich eigentlich meine, und alsdann werde ich mich selbst besser verstehen, und also besser erklären können.

Herr Nicolai will eine zweite Abhandlung von eben der Materie schreiben. Vielleicht ergreife ich die Gelegenheit, mein Urtheil zu bestätigen, oder

zu widerrufen, nachdem ich oder Sie Recht behalten werden.

So viel aber, hoffe ich, muß das Publikum zum Voraus wissen, daß man einen Lessing nicht so tadelt, als einen Schönaich. Was ich an Ihnen nicht billige, das würde ich an einem kleinen Geiste bewundern. Ja, wenn mein Tadel gerecht ist, so verdienen Sie ihn nicht mehr, als Thomson, Young, Moore und andere englische Dichter, die ich auch zum Theil berührt habe.

Hierbei erfolgt eine Anmerkung aus dem Spinoza, die ich vor einiger Zeit für Sie ausgezogen habe; sie wird Ihnen gefallen.

Ihr Aber, warum Sie nicht hierher kommen wollen, verstehe ich gar nicht. Wir halten uns hier für ziemlich sicher, ungeachtet Herr Nicolai den Einfall gehabt hat, sich zur Reise anzuschicken. Sie wird jetzt, wie ich hoffe, unterbleiben. Leben Sie wohl, und kommen Sie bald zu uns. Ich bin

Ihr

wahrer Freund

Moses.

N. S. Ich habe einige Gedanken vom Erhabenen aufgesetzt, die ich Ihnen hier zur Beurtheilung mitschicke. Diese Gedanken sind durch mein voriges Schreiben veranlaßt worden. Ich bitte sie mir so bald als möglich wieder aus.

34.

Lessing an Moses Mendelssohn.

Leipzig, den 13. Aug. 1757.

Mein lieber Moses!

Ich schreibe Ihnen so viel Briefe, die alle nicht das Postgeld werth sind. Gleichwohl will ich mich deßwegen nicht entschuldigen; denn Entschuldigungen würden sicherlich meine Briefe noch unbeträchtlicher machen.

Hier kommt Ihr Aufsatz vom Erhabenen wieder zurück. Ich wüßte auch nicht das Geringste dabei zu erinnern; ob ich ihn gleich mehr als einmal durchgelesen habe. Zudem lassen sich nicht alle Kleinigkeiten, die man mündlich so leicht sagt, auch schreiben. Ich habe mehr als einmal die Feder angesetzt, Ihnen einen Einwurf wider dieses oder jenes mitzutheilen; aber sobald ich ihn erst deutlich gedacht, ist mir auch die Antwort beigefallen, die Sie mir darauf ertheilen würden. —

Ich danke Ihnen für die mitgetheilte Stelle aus dem Spinoza; ich muß aber bekennen, daß ich sie ein wenig anders verstehe. Es scheint mir nämlich, der Weltweise verstehe unter titillatio nicht sowohl das eigentlich sogenannte Kitzeln, als vielmehr alles, was dem dolor entgegen gesetzt wird, quatenus ad corpus refertur: jedes angenehme körperliche Gefühl; denn sonst begreife ich

nicht, wie er sagen könnte: sit igitur dolor talis, ut titillationem coerceat; ne sit nimia; et eatenus erit bonus. Die Armuth der lateinischen Sprache hat ihn auch wirklich gezwungen, das Wort titillatio für alles dasjenige zu setzen, was das Gegentheil von dem körperlichen Schmerze ist. Wollen Sie nun aber das Wort Kitzel in diesem weitläuftigen Verstande nehmen, so können Sie nicht sagen, daß jede kitzelnde Empfindung des Körpers Lachen erwecke. Dieses findet nur bei dem eigentlichen Kitzel Statt, wenn ein Theil des Körpers so afficirt wird, daß weder Schmerz, noch das Gegentheil vom Schmerze daraus erfolgt; sondern eine Vermischung von beidem. Und aus dieser Vermischung soll, nach meiner Erklärung, das Lachen entspringen.

Antworten Sie mir bald, mein lieber Moses! Das andere Blatt soll für jetzt Herr Nicolai haben. Leben Sie wohl! Ich bin

Ihr

aufrichtiger Freund

Lessing.

35.

Lessing an Moses Mendelssohn.

Leipzig, den 18. August 1757.

Liebster Freund!

Ich habe die von Ihnen kritisirten Gleimschen Fabeln nur für comparative schön gehalten, und sie nie für gute, sondern bloß für die besten in dieser Sammlung ausgeben wollen. Ich werde mich also wohl hüten, ihre Vertheidigung gegen Sie auf mich zu nehmen; aufs höchste wäre es noch die zehnte Fabel, für die ich ein Paar Worte wagen möchte. Ich begreife nicht, wie Sie die Zeilen:

Wenn Friederich die Flöte spielt,
So lauschen Graune so, und fühlen Himmelslust

für die Anwendung der Fabel halten können. Es soll ein bloßes Gleichniß seyn, das Sie, ohne der Fabel im Geringsten Schaden zu thun, ausstreichen können. Streichen Sie es also aus, weil es wirklich ein wenig widersinnig ist, und lesen das Ganze noch einmal. Der Adler ist über das Lied der Lerche entzückt; er glaubt ihr seine Hochachtung nicht besser ausdrücken zu können, als wenn er sie mit in die Wolken nimmt; die bescheidene Lerche dankt für diese Erhebung, und ist mit ihrem angeborenen Vorzuge zufrieden. So begnügt sich ein sittsamer Dichter an dem Beifalle der Könige, ohne zu verlangen, an ihre Rechte erhöhet zu werden. Regiere

du, zur Ehre des Schöpfers; ich bin glücklich genug, zu seiner Ehre zu singen! —

Aber was gehen mich fremde Fabeln an, da ich für meine genug zu sorgen habe? Ich wünschte, Sie hätten mir sie nicht zurückgeschickt, ohne mir die Fehler derjenigen, die Ihnen nicht gefallen haben, näher anzuzeigen. Ich glaube doch nicht, daß ich in der Erfindung eben so geschlegelt haben sollte, als Gleim? Das bin ich mir wohl bewußt, daß meine Moralen nicht immer die neuesten und wichtigsten sind; aber wer kann immer neu seyn? Es ist wahr, die Lehre aus meiner Fabel, Zeus und das Pferd, ist schon oft eingekleidet worden; wenn aber gleichwohl meine Einkleidung eine von den besten ist, so kann ich, glaube ich, mit Recht verlangen, daß man die älteren und schlechteren für nicht geschrieben halte. Dessenungeachtet aber denken Sie nur nicht, daß ich eine einzige will drucken lassen, die nicht Ihren vollkommenen Beifall hat. Es kostet mir zu wenig Mühe, eine solche Kleinigkeit zu ersinnen, als daß es mir viel Überwindung kosten sollte, sie der Kritik aufzuopfern. — Ihre weitere Ausführung vom Erhabenen (die Sie künftigen Posttag zurückbekommen sollen) kam eben zu rechter Zeit, um mich zu verhindern, Ihnen etwas Mittelmäßiges von dieser Materie vorzuschwatzen. Mit einer einzigen Anmerkung will ich aber doch zu Markte kommen. Es ist wahr, etwas Erhabenes auszudrücken, muß man so wenig Worte

aufwenden, als möglich; es geschieht also freilich oft, daß das Erhabene zugleich naiv ist, aber die Naivetät ist deßwegen nicht ein wesentlicher Charakter des Erhabenen. Cuncta supercilio moventis ist erhaben, aber nicht naiv. Die Antwort des griechischen Feldherrn, als man ihm von der Menge der persischen Pfeile, wodurch die Sonne verdunkelt würde, sprach: wir werden also im Schatten fechten, ist erhaben und naiv. Dort sagen die Zeichen gleich so viel, als sie sagen wollen, nicht mehr und nicht weniger; hier aber scheinen die Zeichen weniger zu sagen, ja sogar etwas anderes. Ein naiver Gedanke, der weiter nichts als naiv ist, ist ein Unding, er muß allezeit noch etwas dabei seyn, erhaben, oder satyrisch, oder lächerlich; und kurz, alle Arten von Gedanken können naiv seyn, weil das Naive bloß in dem Ausdrucke besteht, und weiter nichts als eine oratorische Figur ist. —

— Nun auch ein Paar Worte von Ihren Gedanken über den Gebrauch, den die Virtuosen von den Begriffen der Ursache machen, um die Wirkungen dadurch schicklicher vorzustellen. Die Exempel hiervon müssen wohl sehr selten seyn, da die Fälle in der Natur selbst sehr selten sind, wo uns die Ursache sinnlicher wäre, als die Wirkung. Die Dichter sind daher, wo sie sich des Begriffs der Ursache bedient haben, meistens unpoetisch, das ist, unsinnlich geworden. Z. E. Wenn sie die Jahreszeiten durch das Zeichen, in welchem die Sonne in

dem Thierkreise steht, haben anzeigen wollen. — Nur alsdann darf sich der Virtuose dieses Kunstgriffs bedienen, wenn die Wirkungen nicht in die Sphäre seiner Nachahmung gehören, und er die Sache doch nothwendig ausdrücken soll; und so war dem Lulli freilich kein anderer Weg übrig: denn die Wirkungen des Schlafs sind Ruhe und Stille; wie kann aber Stille durch Töne ausgedrückt werden? Ich erinnere mich hierbei jenes alten Pantomimen, der die Worte: *τον μεγαν Αγαμεμνονα*, d. i. den großen Agamemnon, tanzen sollte. Wie kann ein Mann von großen Thaten, durch Bewegungen und Linien ausgedrückt werden? Ein Mann von großer Leibesgestalt ist wohl dadurch auszudrükken; und dieses war auch der Fehler, in welchen der Pantomime fiel, der sich bei dem Worte groß auf die Zehen stellte. Sein Lehrmeister, der auf Verlangen des Volks diesen Fehler gut machen sollte, war scharfsinniger, nahm zur Ursache seine Zuflucht, und gab sich die Stellung eines Tiefsinnigen; er hielt einen großen tiefsinnigen Verstand für die Ursache großer Thaten. — Was die physische Ursache anbelangt, warum Töne, welche weder wirklich steigen noch fallen, den Schlaf erregen, so glaube ich sie folgendergestalt deutlich genug erklären zu können. Der Schlaf ist die natürliche Folge der Entkräftung; und da sowohl der Körper als die Seele daran Theil nehmen, so kann er bald in dieser, bald in jenem zuerst entstehen. Die Seele

ist müde, wenn sie kaum noch so viel Kräfte hat, sich das Einförmige vorzustellen; da nun also dieser schwächere Grad ihrer Realität vor dem natürlichen Schlafe vorhergeht, so kann es nicht fehlen, der Schlaf muß auch darauf folgen, wenn ich meiner Seele diesen schwächern Grad der Realität vorsetzlich gebe: d. i. wenn ich mir das Einförmige vorstelle. Weitläuftiger will ich mich nicht erklären; denn wenn Wahrheit in diesem meinem Gedanken ist, so werden Sie sie gewiß, nach aller ihrer Ausdehnung, leichter finden, als ich sie Ihnen zeigen kann. — Mit Ihrer nähern Bestimmung der indeclamabeln Stellen in meiner Sara, bin ich sehr wohl zufrieden. Aber wenn es die philosophischen sind, so sehe ich schon voraus, daß ich sie nicht ausstreichen werde, und wenn Sie mir es auch mathematisch beweisen, daß sie nicht da seyn sollten; wenigstens so lange nicht, als noch immer mehr Leute Trauerspiele lesen, als vorstellen sehen. — Gleim's Fabeln habe ich zu dem zweiten Stücke der Bibliothek nicht recensiren können, weil es Herr Dyk gern noch diese Woche fertig haben will. Ich habe aber zu den Neuigkeiten Verschiedenes hinzugethan, und hoffe, daß es Hrn. Nicolai nicht ungelegen seyn wird. Herr Dyk wollte gern 14 Bogen voll haben. — Der Herr Major von Kleist ist noch immer hier, und also kann er es wohl nicht seyn, der sich in Wolmine mit den Panduren herumgeschlagen hat. — Hrn. Nicolai will ich

nächstens die Ursache melden, warum ich meine Recension vom Devil to pay cassirt habe. — Er wird doch wohl nicht noch Willens seyn, von Berlin wegzugehen? Was sollte ich denn in Berlin, wenn er weg wäre, und Sie mitgenommen hätte? — Das Aber, womit ich meinen Brief geschlossen, hat gar keine Beziehung auf die Sicherheit in Berlin; es ging bloß auf meine eigenen Umstände. Ich sehe meinem Prozesse unter keinen vier Monaten ein Ende; meine persönliche Gegenwart ist nicht mehr dazu nöthig, und gleichwohl sehe ich mich, anderer Dinge wegen, hier zu bleiben gezwungen.

Leben Sie wohl, mein lieber Moses; und schreiben Sie mir bald wieder. Ich bin jetzt größtentheils so verdrießlich, daß das Vergnügen, welches Sie mir mit Ihren Briefen machen, eine wahre Wohlthat für mich ist. Ich bin

Ihr

ergebener Freund

Lessing.

36.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Berlin, d. 13. Sept. 1757.

Liebster Freund!

Ich habe Ihren Brief erhalten. Sogleich auf einmal kann ich für jetzt die 60 Thlr. nicht schicken.

Aber ich kann Ihnen jetzt, ohne die geringste Beschwerlichkeit, 30 Thlr., und irgend in vier Wochen noch 30 Thlr. schicken, wenn es Ihnen so gefällt. Ich würde auch heute das Geld mitgeschickt haben, wenn man nicht seit gestern den Weg von hier nach Leipzig für unsicher hielte. Seyn Sie also so gütig, allda durch jemanden 30 Thlr. auf mich assigniren zu lassen, entweder an Hrn. Voß, oder sonst einen Kaufmann allhier. Ich zahle contant; mit den übrigen 30 Thlrn. müßte es alsdann noch einige Wochen Anstand haben. Sie sehen, daß ich kein Bedenken trage, Ihnen dasjenige abzuschlagen, was mir beschwerlich fällt.

Herr Nicolai freuet sich ungemein über den schönen Zusatz zur Bibliothek. Die beiden Lieder sind gewiß Meisterstücke, und kommen den bekannten Kriegsliedern in dem Zuschauer bei. Er wird mit Nächstem Manuscript zum dritten Stücke einschicken: zwar nicht alles auf einmal, weil ihn jetzt die Arbeit ein wenig übereilt; künftig aber soll es allezeit geschehen, wie er jetzt versichert.

Wegen der Stelle im Spinoza muß ich mich schlecht erklärt haben. Ich habe schlechterdings die Erklärung des Spinoza von titillatio angenommen. Nämlich, sie sey affectio non ingrata unius partis corporis prae reliquis, und bekümmere mich gar nicht um den Verstand, den man diesem Worte in den Wörterbüchern beilegt. Da aber Spinoza in der Stelle, die ich Ihnen angeführt, beweist, daß

diese titillatio einen excessum habe, und unangenehm werden kann; so muß auch ein Grad der titillatio möglich seyn, der zwar noch angenehm ist, wobei aber zu besorgen steht, man möchte die Grenzen überschreiten, und eine unangenehme Empfindung zuwege bringen. In diesem Zustande entsteht das mechanische Lachen, und alsdann nennen wir es im Deutschen Kitzeln. Denn daß das Kitzeln eine affectio unius partis corporis prae reliquis sey, ist wohl gar nicht zu zweifeln, und woher das Lachen entstehe, läßt sich jetzt nach Ihrer Erklärung sehr deutlich einsehen.

Ich erwarte über die Gedanken von den Quellen rc. noch einige Anmerkungen, zum Behufe des Hrn. Nicolai, der eine zweite Abhandlung von dieser Materie schreiben will. Ich erwarte auch unfehlbar eine Assignation über die 30 Thlr., und bin

Ihr

wahrer Freund
Moses.

37.

Lessing an Moses Mendelssohn.

Leipzig, den 14. Sept. 1757.

Liebster Freund!

Ich danke Ihnen für Ihre freundschaftliche Willfahrung. Die Assignation, die ich an Sie

gestellt, werden Sie ohne Zweifel bereits erhalten haben. Schreiben Sie sich es zum Theil selbst zu, wenn sie Ihnen beschwerlich gefallen ist. Wie ich meine Handschrift darüber einrichten soll, mögen Sie mir melden; unterdessen werden Ihnen meine Briefe statt derselben dienen.

Mit der Stelle aus dem Spinoza haben Sie Recht. Ein abermaliger Beweis, wie obenhin ich alles anzusehen gewohnt bin! Wenn Ihnen mehr aufstoßen sollte, was mit meiner (oder vielmehr mit Ihrer) Erklärung des Lachens einige Verwandtschaft hat, so merken Sie es ja fleißig an. Ich sammle an lächerlichen Geschichten und Einfällen; und endlich kann eine lustige, tiefsinnige Abhandlung vom Lächerlichen für die Bibliothek daraus werden.

Aus Ihrer Kritik der indeclamabeln Stellen in meiner Sara ist eine Lobrede geworden. Ihre Freundschaft läßt Sie mehr Schönes darin entdekken, als ich hineinzubringen im Stande gewesen bin. Gleichwohl kann ich mich nicht enthalten, Ihren Anmerkungen einige andere entgegen zu setzen. Der Autor wird jederzeit das letzte Wort behalten wollen. — Der Grundsatz ist richtig: der dramatische Dichter muß dem Schauspieler Gelegenheit geben, seine Kunst zu zeigen. Allein das philosophische Erhabene ist, meines Erachtens, am wenigsten dazu geschickt; denn eben so wenig Aufwand, als der Dichter, es auszudrücken, an Worten gemacht hat, muß der Schauspieler, es vorzustellen, an Geberden

und Tönen machen. Wer das qu'il mourut am gleichgültigsten, am meisten ohne Kunst ausspricht, hat es am besten ausgesprochen. Es ist zwar auch Kunst, die Kunst zu verstecken, sie zu rechter Zeit aus den Augen zu setzen; aber von dieser Kunst, glaube ich, ist hier nicht die Rede. Ich berufe mich, statt des besten Beweises, auf den Unterschied, der unter den Geberden des Schauspielers ist. Einen Theil der Geberden hat der Schauspieler jederzeit in seiner Gewalt; er kann sie machen, wenn er will; es sind dieses die Veränderungen derjenigen Glieder, zu deren verschiedenen Modifikationen der bloße Wille hinreichend ist. Allein zu einem großen Theile anderer, und zwar gleich zu denjenigen, aus welchen man den wahren Schauspieler am sichersten erkennt, wird mehr als sein Wille erfordert: eine gewisse Verfassung des Geistes nämlich, auf welche diese oder jene Veränderung des Körpers von selbst, ohne sein Zuthun, erfolgt. Wer ihm also diese Verfassung am meisten erleichtert, der befördert ihm sein Spiel am meisten. Und wodurch wird diese erleichtert? Wenn man den ganzen Affekt, in welchem der Akteur erscheinen soll, in wenig Worte faßt? Gewiß nicht! Sondern je mehr Sie ihn zergliedern, je verschiedener die Seiten sind, auf welchen Sie ihn zeigen, desto unmerklicher geräth der Schauspieler selbst darein. Ich will die Rede der Marwood Seite 74 zum Exempel nehmen. — Wenn ich von einer Schauspielerin hier nichts

mehr verlangte, als daß sie mit der Stimme so lange stiege, als es möglich, so würde ich vielleicht mit den Worten: verstellen, verzerren und verschwinden, schon aufgehört haben. Aber da ich in ihrem Gesichte gern gewisse feine Züge der Wuth erwecken möchte, die in ihrem freien Willen nicht stehen, so gehe ich weiter, und suche ihre Einbildungskraft durch mehr sinnliche Bilder zu erhitzen, als freilich zu dem bloßen Ausdrucke meiner Gedanken nicht nöthig wären. Sie sehen also, wenn diese Stelle tadelhaft ist, daß sie es vielmehr dadurch geworden, weil ich zu wenig für die Schauspieler gearbeitet. Und das würde ich bei mehreren Stellen vielleicht antworten können. Z. E. S. 111. Geschwind reißen Sie mich aus einer Ungewißheit. Es ist wahr, Mellefont würde hier geschwinder nach dem Briefe haben greifen können, wenn ich ihn nicht so viel sagen ließe. Aber ich raube ihm hier mit Fleiß einen gemeinen Gestum, und lasse ihn schwatzhafter werden, als er bei seiner Ungeduld seyn sollte, bloß um ihm Gelegenheit zu geben, diese Ungeduld mit einem feinern Spiele auszudrücken. Die Schnelligkeit, mit der er alle diese Fragen ausstößt, ohne auf eine Antwort zu warten; die unwillkührlichen Züge der Furcht, die er in seinem Gesicht entstehen zu lassen Zeit gewinnt, sind, sollte ich meinen, mehr werth, als alle die Eilfertigkeit, mit der er den Brief der Sara aus den Händen nehmen, ihn aufschlagen und lesen

würde. Ich wiederhole es also nochmals, diese Stellen sind so wenig untheatralisch, daß sie vielmehr tadelhaft geworden sind, weil ich sie allzu theatralisch zu machen gesucht habe.

Haben Sie aber, mein lieber Moses, hier nicht ganz Recht, so haben Sie es doch in Ansehung der schändlichen Perioden, S. 123. 124. 154. 158, die so holpricht sind, daß die beste Zunge dabei anstoßen muß. Sobald meine Schriften wieder gedruckt werden, will ich sie gewiß verbessern. — Ich habe heute nicht Lust, länger zu schreiben, sonst würde ich noch einige allgemeine Anmerkungen auskramen, in wie fern der dramatische Dichter für den Schauspieler arbeiten müsse, und was für verschiedene Wege der komische und der tragische in dieser Absicht zu wählen habe. Vielleicht ein andermal hiervon.

An Hrn. Nicolai will ich schreiben, wenn er die ersten Aushängebogen bekommen wird. Hier ist unterdessen bei Herrn Dyk ein Brief eingelaufen, der ohne Zweifel von dem Hrn. von Hagedorn aus Dresden ist. Meine Neugier hat ihn erbrochen.

Leben Sie Beide zusammen wohl; schreiben Sie oft, und lieben Sie mich beständig.

Gotth. Ephr. Lessing.

38.

Lessing an Moses Mendelssohn.

Leipzig, den 22. Oct. 1757.

Liebster Freund!

Ich habe Herrn Voß eine zweite Anweisung an Sie gegeben; doch werden Sie nicht gehalten seyn, sie anzunehmen, wenn es Ihre Umstände nicht erlauben sollten. Sie müssen, um mir eine Gefälligkeit zu erweisen, sich nicht in Verlegenheit setzen. Das will ich durchaus nicht. Ich erwarte also Ihre Antwort hierauf, ob ich Ihnen eine Handschrift auf die halbe oder ganze Summe einrichten soll. Mein Prozeß geht so geschwind, als ein Prozeß in Sachsen gehen kann; und da ich in der nächsten Woche wieder einen Termin habe, so muß ich schon so lange noch hier bleiben. Ich sehne mich mehr, als Sie glauben können, bald wieder in Berlin zu seyn; denn das Leben, das ich hier führen muß, ist allen meinen Absichten und Neigungen zuwider.

Ich habe durch Herrn Voß den Codrus wieder zurückgesendet, und zugleich ein neues Stück mitgeschickt, welches bei Herrn Dyk eingelaufen war. Der Codrus hat nichts weniger, als meinen Beifall. Doch wünschte ich, daß Herr Nicolai dem Verfasser nicht alle Wahrheiten sagte, die man ihm sagen könnte. Wenn ich ein Paar ruhige Stunden

finde, so will ich einen Plan aufsetzen, nach welchem ich glaube, daß man einen bessern Codrus machen könnte. — Wer der Verfasser des Renegaten sey, werden Sie aus beiliegendem Zettel sehen. Ich habe ihn geöffnet, weil ich gewiß überzeugt bin, daß Ihr Urtheil dadurch um nichts partheiischer werden wird. Es arbeitet hier noch ein junger Mensch an einem Trauerspiele, welches vielleicht unter allen das beste werden dürfte, wenn er noch ein Paar Monate Zeit darauf wenden könnte.

Mit dem dritten Stücke der Bibliothek bin ich sehr wohl zufrieden. Man sieht es Ihren Recensionen nicht an, daß sie in der Eile gemacht werden; es wäre denn die einzige Recension von Basedow, und auch diese nur in Ansehung der äußerlichen Einrichtung. Da Ihnen Klopstock's Adam so wenig gefallen hat; was werden Sie zu seinen geistlichen Liedern sagen?

Ich hoffe, daß nunmehr alles wieder in Berlin ruhig seyn wird. Sie hätten sich einen solchen Besuch*) wohl nicht vermuthet? Was für ein unseliges Ding ist doch der Krieg! Machen Sie, daß bald Friede wird, oder nennen Sie mir einen Ort, wo ich die Klagen der Unglücklichen nicht mehr höre. Berlin wird dieser Ort nun auch nicht mehr seyn. Vielleicht zwar hat sich alles wieder zum Besten geändert, ehe ich hinkommen kann.

---

*) Haddick's Brandschatzung in Berlin.

Meinen Empfehl an Hrn. Nicolai; ich will nächstens an Sie Beide weitläuftiger schreiben. Merken Sie aber, mein lieber Moses, daß Sie den Anfang machen müssen, wenn unser Briefwechsel in seinen alten Gang kommen soll.

Leben Sie wohl, und lassen Sie unsere Freundschaft ewig seyn. Ich bin

ganz der Ihrige,
Lessing.

39.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 25. Oct. 1757.

Liebster Freund!

Herr Voß hat die Assignation präsentirt. Ich versprach ihm, solche binnen vierzehn Tagen gewiß zu bezahlen, welches Versprechen ich auch unfehlbar halten werde.

Das Trauerspiel, der Renegat, ist angekommen, und der Codrus auch. Mich dünkt, als ich ihn gelesen habe, einige nicht schlechte Situationen darin gefunden zu haben. Das Ganze ist freilich elend. Es würde eine Zierde für die Bibliothek seyn, wenn Sie einen bessern Plan zum Codrus machen wollten. Jedoch, was haben Sie nicht schon für die Bibliothek versprochen, und nicht gehalten?

Wo sind Gleim's Fabeln? wo die Idyllen Theokrit's? — ich wollte sagen Lieberkühn's? wo ist der Brief über Hrn. Nicolai's Beurtheilung des Messias? Mein Rath wäre, Herr Nicolai schickte zum vierten Stücke nicht mehr Manuscript, als zu zehn Bogen ungefähr. Ich weiß es schon, daß Sie nicht eher arbeiten, als wenn der Druckerjunge in der Stube sitzt, und darauf wartet; wir wollen Ihnen also diesen über den Hals schicken.

Bei dem unvermutheten Besuche der Östreicher war uns freilich Anfangs nicht wohl zu Muthe. Ich hielt zwar ziemliche Contenance; indessen bin ich doch seit der Zeit zu allem ernsthaften Studiren ungeschickt gewesen. So sehr zerstreuen uns die widersprechenden Nachrichten, die stündlich einlaufen, und nunmehr uns wirklich zu interessiren anfangen. Wenn diese Umstände noch ein halbes Jahr anhalten, so komme ich ganz aus dem Geleise.

Es ist eine elende Sache mit den Prozessen! Erfordert es denn so viel Kopfbrechens, auszumachen, ob Sie Geld haben sollen, oder nicht? oder haben die Rechtsgelehrten so langsame Köpfe? Gewiß, ich hätte unterdessen vielleicht quadraturam Circuli finden wollen, ehe die Leute allda erörtern, ob man sein Versprechen halten müsse, oder nicht. Machen Sie, mein lieber Lessing, daß Sie bald zu uns kommen. Ich dächte, Sie könnten hier immer zu leben finden. Verschaffen Sie aber zum Besten der Bibliothek einen zweiten Lessing, der nach

Ihrer Reise die Revision besorge; denn sonst dürfte es manchmal ziemlich unordentlich gehen.

Den Augenblick kommt Herr Nicolai mit seinem Briefe. Ich sehe, er bittet Sie recht feierlich um die Paar Stücke zur Bibliothek, die Sie versprochen. Dieses scheint mir ziemlich possierlich! Ich versichere Sie, wenn Sie Ihr Wort nicht halten, so wird Herr Winkler auch das seine nicht zu halten gezwungen werden. Ich denke, er hat so viel Recht, sein Wort zurückzunehmen, als Sie. Daß jenes gegebene Wort Geldsachen betrifft, ist eine große Kleinigkeit, die zur Sache nichts thut. Machen Sie also immer, was Sie uns zugesagt haben, und zwar vor Ihrer Abreise noch; denn hier möchten Sie nicht sobald in Ordnung seyn, um nach Bequemlichkeit arbeiten zu können.

Über Ihren Ausdruck: da Ihnen Klopstock's Adam so wenig gefallen, habe ich mich ziemlich gewundert. Hat er Ihnen denn gefallen? gefallen Ihnen denn seine geistlichen Lieder? — Wenn dieses ist, wie ich doch unmöglich glaube, warum haben Sie nicht meine Recension vom Adam so gut cassirt, als die vom Devil to pay?

Ich sende Ihnen nächstens meine Gedanken vom Erhabenen zur Beurtheilung zu. Sie sollen in das vierte Stück kommen, und ich muß Ihr Urtheil erst darüber vernehmen, ehe ich sie zum Drucke befördern lasse. Für diesesmal lesen Sie meinen Brief an Hrn. Prof. Baumgarten, und seine Antwort,

und schreiben Sie mir mit nächster Post, wie Ihnen letztere gefallen, und was Sie insbesondere zu dem 30sten Kapitel der Sprüche Salomonis sagen?

Leben Sie wohl, und lieben Sie mich beständig.

Moses.

40.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den . . Nov. 1757.

Liebster Freund!

Unsere Urtheile über das Betragen des Hrn. Prof. Baumgarten stimmen völlig überein. Die letzte Frage kann unmöglich Verstellung seyn. Sie muß aus dem Herzen geflossen seyn, und das Herz dieses Mannes scheint mit seinem Verstande in keiner genauen Verbindung zu stehen. Ich werde die Frage wiederholen, die ich, wo ich nicht irre, schon vor einiger Zeit an Sie gethan. (Welche Wissenschaft lehrt uns die Vorurtheile bestreiten?) Und wenn es wahr ist, daß der Mensch zwei Seelen hat, so würde ich meine Frage folgendergestalt ausdrücken: Wir haben sehr viele Wissenschaften für die Seele des Verstandes; welche Wissenschaft aber ist für die Seele des Herzens? — Jedoch, auch der tiefsinnige Brief des Hrn. Pro-

fessors hat mir nicht sonderlich gefallen. Was er darin sagt, paßt gar nicht auf die Fragen, die ich gethan habe, und er scheint mir nur durch Winkelzüge entwischen zu wollen. Schicken Sie mir doch den Brief bald wieder, ich muß dem Manne antworten. Was die Demüthigung betrifft, da haben Sie Unrecht. Ich habe nichts weniger, als geschmeichelt. Wie ich's schrieb, so floß es mir aus dem Herzen.

Sie haben Recht, mein liebster Freund! Wie es scheint, so würde ich die Frage nicht gethan haben, wer Sie zu Leipzig zurückhalte, wenn ich den Verfasser des Frühlings persönlich kennte. Ich habe, ohne diesen Mann zu kennen, eine wahre Hochachtung für seine Talente sowohl, als für seine Sitten, nach der Beschreibung, die seine Freunde von denselben machen. Die Seelen dieses Mannes scheinen in ziemlicher Correspondenz mit einander zu stehen.

Mit dem Tode Adams verstehe ich Sie noch nicht recht. Erklären Sie sich also deutlicher, wenn Sie besser verstanden seyn wollen, als Klopstock.

Daß Sie Trauerspiele im Kopfe fertig haben, das haben wir schon lange gewußt. Aber mit Ihnen ist es nun wieder eine andere Plage. Bei anderen Schriftstellern strömen die Gedanken aus dem Kopfe auf das Papier, ohne in das Herz hinüber zu gehen, und bei Ihnen ist gerade das Gegentheil.

Ihre Gedanken finden den Weg nach der Hand ziemlich spät.

Eben jetzt erhalte ich Herrn Nicolai's Schreiben zum Einschlagen. Er will durchaus, ich soll Ihnen die Verse schicken, die ich neulich aus Verdruß über verschiedene Widerwärtigkeiten gemacht habe. Es sey also! — Übrigens kann Herr Nicolai versichert seyn, daß ich die schönen Wissenschaften nächstens abdanke. Aber erst will ich einen Brief machen, in welchem ich meine Gedanken von den schönen Wissenschaften ganz frei heraussagen werde. Ich verwerfe sie nicht alle, aber ich will für mich eine Wahl anstellen. — Jedoch hiervon ein andermal.

Leben Sie wohl, und lassen Sie uns bald von demjenigen etwas sehen, was Sie im Kopfe fertig haben. Das Trauerspiel ist gewiß eine Branche von den schönen Wissenschaften, die mir vorzüglich gefällt. Ich bin

Ihr

wahrer Freund

Moses.

41.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 25. Nov. 1757.

Geliebter Freund!

Ich kann nicht umhin, Ihnen eine Neuigkeit mitzutheilen, die Ihnen ihrer Seltenheit halber vielleicht nicht unangenehm seyn wird. Ich will nunmehr für nichts in der Welt mehr schwören, da es schon so weit gekommen ist, daß ich eine Predigt schreibe, und einen König lobe. Ich habe auch einige hebräische Danklieder ins Deutsche übersetzt, und sie sind gedruckt. Sie scheinen mir aber nicht wichtig genug, sie Ihnen zu schicken. Sie haben zwar den Leuten allhier gefallen; allein wie viele Leute haben hier Geschmack?

Was Sie von dieser Predigt denken, brauchen Sie gar nicht zu schreiben. Ich kann mir's so ungefähr schon vorstellen. Um desto nöthiger aber wird es seyn, mir Ihre Gedanken von meinem Briefwechsel mit Herrn Prof. Baumgarten etwas deutlich zu erklären, auch mir mit nächster Post seinen und meinen Brief zurückzuschicken. Ich kann, ohne unhöflich zu seyn, meine Antwort nicht länger aufschieben, und habe aus Unvorsichtigkeit eine Abschrift davon zu nehmen vergessen.

Wissen Sie auch wohl, mein lieber Lessing, daß der Winter bald zu Ende eilt, und daß Sie

uns versprachen, noch diesen Winter bei uns zu seyn? Wir haben viel, sehr viel mit einander mündlich auszureden, und wer weiß, wie viel unverdaute Gedanken ich noch in die Bibliothek einrücken lasse, wenn ich nicht bald Gelegenheit habe, sie mit Ihnen zu überlegen. Herr Nicolai will auch die zweite Abhandlung von dem Wesen der schönen Künste schreiben; und wenn Sie nicht unser Schiedsrichter seyn werden, so kommen wir schwerlich zusammen. Kommen Sie also geschwinde zu uns! Hören Sie? Ich bin

Ihr

beständiger Freund

Moses.

42.

Lessing an Moses Mendelssohn.

Leipzig, den . . Dec. 1757.

Liebster Freund!

Sie haben mir mit Ihrer Ode und Ihrer Predigt eine recht große Freude gemacht; sie sind beide recht schön, und an der ersten besonders habe ich nichts auszusetzen, als daß Sie mir sie nicht freiwillig geschickt haben, und ich also mehr Hrn. Nicolai, als Ihnen, dafür danken muß. Wissen Sie, daß Sie mir auch noch die Fortsetzung von

Ihren Lehrgedichten schuldig sind? Ich will durch-
aus alle Ihre poetischen Arbeiten sehen; ob ich gleich
deßwegen nicht will, daß Sie mehr Zeit auf die
Poesie, als auf die Philosophie verwenden sollen.
Denn Sie haben in der That Recht: den schönen
Wissenschaften sollte nur ein Theil unserer Jugend
gehören; wir haben uns in wichtigeren Dingen zu
üben, ehe wir sterben. Ein Alter, der seine ganze
Lebenszeit über nichts als gereimt hat, und ein Al-
ter, der seine ganze Lebenszeit über nichts gethan,
als daß er seinen Athem in ein Holz mit Löchern
gelassen: von solchen Alten zweifle ich sehr, ob sie
ihre Bestimmung erreicht haben.

Sie sagen mit Grund, daß Rousseau die
Stelle aus dem 19. Psalm von ihrem Erhabenen
herabgesetzt habe. Allein mich wundert, daß Sie
nicht auch gemerkt haben, daß Rousseau den gan-
zen Verstand des heiligen Psalmendichters verfehlt
hat. Wie ein Bräutigam aus seiner Kam-
mer, heißt nicht, wie ein Bräutigam, der von
seiner couche nuptiale aufsteht; denn wahrlich, so
ein Bräutigam kann nicht sehr brillant und radieux
erscheinen, wenn er anders seiner Pflicht nachge-
kommen ist. Sondern es heißt: ein Bräutigam, der
aus seiner Kammer der Braut entgegen geht; dieser
ist mit der Sonne und mit dem Helden zu verglei-
chen, der sich seinen Weg zu laufen freuet. Meinen
Sie nicht, daß ich Recht habe?

Ich höre es nicht gern, daß Sie mit Hrn. Ri-

colai nicht eins werden können. Eher muß nichts gedruckt werden, als bis Sie zusammen eins sind. Und worüber streiten Sie denn eigentlich? Persönlich dürfte ich unter sechs bis acht Wochen wohl nicht an Ihrem Streite Theil nehmen können. Zwar vielleicht — Doch ich will noch nichts Gewisses entscheiden. Es kommt alles auf die künftige Woche an.

Ich hatte Hrn. Nicolai zu dem vierten Stücke der Bibliothek einen Beitrag versprochen. Ich habe auch Wort gehalten, obgleich nicht so genau. Denn anstatt, daß ich Gleim's Fabeln und die große Ausgabe vom Messias zu recensiren versprach, und Lieberkühn's Theokrit bis auf das nächste Stück verschieben wollte; habe ich diesen recensirt und jenes verschoben. Meine Recension beträgt ungefähr zwei Bogen. Herr Nicolai mag sich also mit dem Reste des Manuscripts darnach einrichten. Sie können sich nicht einbilden, was Lieberkühn für dummes Zeug gemacht hat! Er hat aus der lateinischen Übersetzung übersetzt, und auch nicht einmal diese verstanden. Es ist mir lieb, daß Sie es bereits in dem Griechischen zu etwas gebracht haben; denn so werden Sie selbst von meiner Kritik urtheilen können, und einsehen, daß ich Lieberkühnen nicht zu viel gethan habe.

Ihre Correspondenz mit Baumgarten folgt hier zurück. Was wollen wir nicht darüber plandern, wenn wir zusammen kommen! Davon schrei-

ben kann ich nichts; denn ich glaube, ich verstehe Sie beide noch nicht recht.

Leben Sie unterdessen wohl; und schicken Sie mir auch Ihre Danklieder. Vergessen Sie es nicht! Ich bin, liebster Freund,

ganz der Ihrige,
Lessing.

Von den beiden Gelegenheitsgedichten des Hrn. Nicolai*) urtheile ich, daß die Gedichte recht gut sind (besonders das, worin die Strophe ist: Und Amor trat an Phöbus Stelle ꝛc.), daß aber die Kupfer nicht den Henker taugen; der Erfindung des Hrn. Nicolai unbeschadet, wider die ich nichts zu sagen habe. In Hrn. Kaukens Stiche besonders ist noch viel Steifes. Aber sagen Sie Hrn. Nicolai, daß er nun genug Gelegenheitsgedichte gemacht habe; er solle nun auch allmälig an andere und größere Gedichte denken.

Was sagen Sie zu dem neuen Siegesliede über die Schlacht bei Roßbach?

*) S. Nicolai's zehnte Anmerk. am angef. Orte.

43.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 17. Febr. 1758.

Liebster Freund!

Ich habe Ihnen seit einiger Zeit nicht geschrieben, weil ich seit einiger Zeit nicht gedacht habe. Es müssen Freunde von einer ganz andern Natur seyn, die sich bloß mit Versicherungen von ihrer Freundschaft unterhalten können. Und ich hätte Ihnen wahrlich nichts anderes schreiben können, weil ich mich bei der ungesunden Luft, welche wir zeither allhier athmen, vor allem Nachdenken hüte. Mein Verstand spielt indessen einige Farcen. Ich lese die hochberühmten Essais des Abbe' Trublet; der Mann gefällt, ob er gleich wenig unterrichtet. Seine Pensées sur le bonheur, sur le plaisir und sur les desirs verdienen gelesen zu werden. Die Franzosen sind in neueren Zeiten die besten Beobachter der menschlichen Sitten. Sie schildern die Charaktere der Menschen, und wissen manchmal verborgene Neigungen und Falten des menschlichen Herzens zu entdecken, die dem gründlichsten Weltweisen entwischen. Sie müssen sich aber in ihren Schranken halten. Sobald sie solche verlassen, und mehr als Beobachter, Weltweise, werden wollen; so sollte man ihnen das Handwerk legen. Ich halte dafür, es giebt in der Sittenlehre ein Feld, das

noch gar nicht angebauet ist. Dieses ist die Theorie der Charaktere. Die gemeinen Sittenlehren enthalten bloß die Beweise, wie sich die Menschen nach den Vorschriften der Vernunft verhalten sollten, wenn es ihnen gegeben wäre, diese Vorschriften in allem zu befolgen. Sollte es aber nicht möglich seyn, aus den Beobachtungen der Geschichtschreiber, der Weltweisen und der theatralischen Dichter, eine allgemeine Theorie zu verfertigen, in welcher man zeigte, was aus einem jeden gegebenen Charakter in diesem oder jenem Falle fließen würde? Theophrast, Bruyere, Montagne, der Zuschauer und gewissermaßen Rochefoucault unter den Weltweisen, Tacitus, Sallust, Voltaire und andere unter den Geschichtschreibern, haben Materialien gesammelt. Die guten theatralischen Dichter müssen einen Vorrath davon gehabt haben; denn sie haben in besonderen Fällen ihre Charaktere nach der Natur entworfen. Es muß also gewisse allgemeine Wahrheiten, ein gewisses System geben, worauf sich alle diese Beobachtungen gründen. Sollte es sich nicht der Mühe verlohnen, dasselbe zu suchen?

Die Schönheitslinie habe ich im Blondel vergebens gesucht. Der Mann bestimmt die Gattung der Linie, nach welcher die Säulen verjüngt werden müßten. Allein die Grade der Krümmung eben dieser Linie hat er nicht festgesetzt, welche bei einer und eben derselben Äqnation unendlich verschieden seyn können. Seine Erfindung ist dem Baumeister

nützlicher, als dem Weltweisen; denn dieser sucht eigentlich die Curvatur der Schönheitslinie.

Dem Prof. Baumgarten habe ich geantwortet, und, nach Ihrem Befehl, seiner wunderbaren Frage gar nicht erwähnt. Ob er mir wieder antworten wird? —

Leben Sie wohl!

Moses.

N. S. Wenn Sie auf den Sommer gewiß zu uns kommen, so wollte ich zum voraus einen Garten für uns miethen. Sie müssen mir aber versprechen, ihn fleißiger zu besuchen, als Sie den letzten besucht haben.

Ich habe eine Bitte an Sie, liebster Freund. Der Musikus Kirnberger, den Sie auch kennen sollten, und der nach seiner Geschicklichkeit in der Musik ein besseres Schicksal verdient, hat mir aufgetragen, durch Ihre Vermittelung Hrn. Breitkopf zu bewegen, einige von seinen Sachen drücken zu lassen. Hier folgt das Verzeichniß davon. Der Verleger kann davon auslesen, was ihm gefällt, und allenfalls ein oder zwei Stücke zum Ansehen bekommen. Es sind recht schöne Sachen. Er verlangt 12 Exemplare für seine Freunde, und überläßt es im Übrigen der Generosität des Verlegers. Wenn auch nur für's Erste eine Symphonie zur Probe gedruckt wird. Ich verspreche mir diese Gefälligkeit von Ihnen, liebster Lessing, und verspreche, Sie

nicht wieder mit dergleichen Kommissionen zu beschweren. Ich konnte es ihm nicht abschlagen.*)

In der Recension von Lichtwer beliebten Sie zu ändern, was Ihnen nicht gefällt. Ich bin kein guter Beurtheiler von Fabeln, und hätte diese Arbeit auch nicht übernommen, wenn mich nicht Herr Nicolai darum ersucht hätte. Sie machen doch in diesem Stücke die Recension von Gleim's Fabeln?

44.

Lessing an Moses Mendelssohn.

Leipzig, d. 18. Febr. 1758.

Liebster Freund!

Ich bin krank gewesen, und befinde mich noch nicht recht wohl; sonst würde ich Ihnen schon längst wieder geschrieben haben. Ich will nicht wünschen, daß Sie eine gleiche Entschuldigung haben mögen.

Meine Übersetzung des bewußten englischen Buches ist größtentheils fertig; noch ist aber nichts davon gedruckt.**) So wie ein Bogen abgedruckt ist, werde ich ihn Ihnen zuschicken. Und alsdann schreiben Sie mir fein alles, was Sie davon oder dabei

---

*) S. Nicolai's eilfte Anmerk. am angef. Orte.

**) S. dessen zwölfte Anmerk. am angef. Orte.

gedacht haben. Es kommen, wie Sie finden werden, sehr schöne Anmerkungen darin vor; allein das ganze Gebäude taugt nichts. Der Verfasser sagt: alle unsere Leidenschaften theilten sich in zwei Hauptäste; in Leidenschaften, welche die Selbsterhaltung beträfen, und in Leidenschaften, die auf das gesellschaftliche Leben zielten. Die ersteren, weil ihre Gegenstände nur Schmerz und Gefahr wären, würden zur Quelle des Erhabenen; und die anderen, die sich auf Liebe gründeten, zur Quelle des Schönen. Was sagen Sie zu diesem System? Daß der Verfasser einen sehr seltsamen Begriff von der Seele haben müsse. Den hat er auch. Die Leidenschaften sind ihm etwas, das Gott so in unsere Seele gelegt hat; etwas, das nicht aus dem Wesen der Seele, aus einer gewissen Gattung von Vorstellungen entspringt; sondern etwas, das Gott dem Wesen der Seele obendrein gegeben habe. Eine Menge Empfindungen, sagt er, entstehen bloß aus der mechanischen Struktur des Körpers, aus der natürlichen Bildung und Beschaffenheit der Seele, und gar nicht aus Folgen von Vorstellungen und Schlüssen derselben. So besitzt z. E. unsere Seele etwas, das er Sympathie nennt, und aus dieser Sympathie sind die Wirkungen herzuleiten, die das Unglück Anderer, es mag wirklich oder nachgeahmt seyn, auf uns hat. — Das heißt ohne Zweifel sehr kommode philosophiren! Doch, wenn schon des Verfassers Grundsätze nicht viel taugen, so ist sein Buch

doch als eine Sammlung aller Ereignungen und Wahrnehmungen, die der Philosoph bei dergleichen Untersuchungen als unstreitig annehmen muß, ungemein brauchbar. Er hat alle Materialien zu einem guten System gesammelt, die niemand besser zu brauchen wissen wird, als Sie.

Ich bin sehr begierig, Ihre mit Herrn Nicolai gemeinschaftliche Kritik des Codrus und des Freigeistes zu sehen. Der Verfasser des letztern hat jetzt einen Brutus gemacht, in Versen ohne Reime, der seinem ersten Versuche nicht ähnlich sieht. Bei der Correctur des Codrus habe ich mich meines ersten Entwurfs zu einem Trauerspiele über diesen Helden größtentheils wieder erinnert. Ich würde die ganze Begebenheit in dem Dorischen Lager vorgehen lassen. Das Orakel müßte auf beiden Theilen bekannt seyn; und die Dorier müßten, dieses Orakels wegen, bereits seit einiger Zeit alle Schlachten sorgfältig vermieden haben. Aus Furcht, den Codrus unbekannter Weise zu ermorden, müßten sie in den kleineren Gefechten die Athenienser nur zu greifen, und keinen zu tödten suchen. Diese würden hierdurch natürlicher Weise eine große Überlegenheit gewinnen, und diese Überlegenheit könnte so weit gehen, daß die Dorier den ganzen Krieg aufzuheben und Attika zu verlassen gezwungen würden. Und von diesem Zeitpunkte würde sich mein Trauerspiel anfangen. Codrus, würde ich nun weiter dichten, habe es erfahren, daß die Dorier sich zurückziehen

wollten, und fest entschlossen, sich die Gelegenheit, für sein Vaterland zu sterben, nicht so aus den Händen reißen zu lassen, habe er sich verkleidet in das Lager der Dorier begeben. Hier giebt er sich für einen Megarenser und heimlichen Feind von Athen aus, und findet Gelegenheit, den Feldherrn der Dorier zu überreden, daß die Athenienser das Orakel bestochen hätten, um ihnen eine so sonderbare Antwort zu ertheilen, durch die sie ihre Feinde zu schonen, sich gemüßigt fänden. Der Dorische Feldherr, der schon seinem Charakter nach eben so ungläubig ist, als sein Heer abergläubig, beschließt hierauf, alle gefangenen Athenienser auf einen Tag umbringen zu lassen, und den Krieg fortzusetzen. Umsonst widersetzt sich ihm der Priester, der das Orakel geholt, und zeigt ihm die Mittelstraße, die er zwischen der übermäßigen Furcht des Pöbels und der gänzlichen Verachtung des Götterspruchs halten solle. Er beharrt auf seinem Entschlusse, in welchem ihn der verkleidete Codrus zu bestärken weiß. Der beleidigte Priester schlägt sich also auf die Seite derer, die lieber zu viel, als zu wenig glauben, und bringt den gemeinen Soldaten auf, der den Rathgeber, den verkleideten Codrus, in der ersten Hitze des Aufruhrs ermordet. Und indem es nun bekannt wird, daß ihre Wuth das Orakel erfüllt, haben die Atheniensischen Gefangenen, deren nach meiner Anlage eine große Anzahl seyn können, sich in Freiheit gesetzt, und richten unter

den Doriern eine so schreckliche Niederlage an, daß sie die Flucht ergreifen müssen. — Was sagen Sie von diesen ersten Zügen? Man müßte sehr unfruchtbar seyn, wenn man nicht, ohne alle Episoden, fünf Aufzüge darnach vollmachen könnte. Die meiste Kunst würde darin bestehen, daß die Person des Codrus immer die vornehmste bleibe, und daß die verstellte Rolle, die er spielt, seinem Charakter und seinem edlen Vorsatze nicht nachtheilig würde. Wenn Sie und Herr Nicolai etwas Gutes in diesem Entwurfe finden, so will ich ihn, weiter und besser ausgeführt, seiner Kritik an einem bequemen Orte mit einrücken. So scheint er noch ein wenig kahl.

Wegen des Hrn. von Cronegk sagen Sie nur Hrn. Nicolai, daß es hier eine längst bekannte Sache sey, daß niemand als dieser junge Baron der Verfasser des Codrus sey. Es befinden sich hier eine ziemliche Anzahl von seinen Freunden, auf die er sich kühnlich deßwegen berufen kann.

Wie wird es mit dem Portrait zu dem dritten Bande werden? An das Portrait des Hrn. von Kleist ist gar nicht zu denken.

Leben Sie wohl, liebster Freund, und schreiben Sie mir doch ja fein bald, und fein viel, damit unser Briefwechsel wieder in sein altes Geleise komme. Nun wird er zwar am längsten gedauert haben.

An Hrn. Nicolai will ich nächstens umständlich schreiben. Ich bin

ganz der Ihrige
Lessing.

45.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Berlin, d. 27. Febr. 1758.

Liebster Freund!

Ein guter Buchhalter ist gewiß ein seltenes Geschöpf. Er verdient die größte Belohnung; denn er muß Verstand, Witz und Empfindung ablegen, und ein Klotz werden, um richtig Buch zu führen. Verdient ein solches Opfer zum Besten der Finanzen nicht die größte Belohnung?

Wie ich heute auf diesen Einfall komme, fragen Sie? Sie können es wohl unmöglich errathen, daß mir des Hrn. von Kleist neue Gedichte dazu Anlaß gegeben. Ich ließ sie mir des Morgens um 8 Uhr kommen. Ich wollte unserm lieben Nicolai eine unvermuthete Freude damit machen, und sie mit ihm durchlesen. Allein ich ward verhindert. — Die ungestümen Leute! Was bringt Er, mein Freund? und Sie, Gevattern? und Er, Geselle? Lassen Sie mich heute! ich kann nicht. „Sie haben ja nicht irgend Feiertage?" — Das wohl eigentlich

nicht, aber ich bin krank. Es verschlägt Ihnen ja nichts. Kommen Sie morgen wieder. — Diese Leute waren gefällig, allein mein Prinzipal war es nicht. Ich bekam Arbeit bis gegen Mittag. Ich las indessen unter der Arbeit hier und da ein Fleckchen, und da merkte ich, wie schwer es ist, Empfindung zu haben, und ein Buchhalter zu seyn. Ich fing an, in Handlungssachen schön zu denken, und machte in meine Bücher eine von den Schönheiten, die man von einer Ode zu rühmen pflegt. Ich verwünschte meinen Stand, schickte die Gedichte unserm Esquire, der von seinen Geldern lebt,*) ha! nicht ohne Neid, und ward verdrießlich. Die Idyllen sind allerliebst, und das Lied eines Lappländers recht sehr artig. So viel habe ich gelesen. Von dem Trauerspiele will ich noch nicht urtheilen. Indessen verwundere ich mich nun gar nicht mehr, daß Sie sich so lange zu Leipzig aufhalten. Ich will nicht eher hoffen, Sie hier zu sehen, bis der Herr von Kleist ausmarschiren wird.

Über Ihren Engländer verwundere ich mich gar nicht. Er scheint die innerlichen Sinne des Hutcheson zu begünstigen. Überhaupt philosophiren die Engländer nur bis auf einen gewissen Punkt, bei welchem sie stehen bleiben. Sie scheinen zu stolz zu seyn, die Deutschen zu lesen, und zu bequem, selbst in das Innere der Seele zu dringen. Die Fran=

---

*) S. Nikolai's dreizehnte Anmerk. am angef. Orte.

zosen philosophiren mit dem Witze, die Engländer mit der Empfindung, und nur die Deutschen haben kaltes Blut genug, mit dem Verstande zu philosophiren. Sie haben vermuthlich die vermischten Schriften des David Hume gelesen? Ich kann seinetwegen von meiner allgemeinen Regel keine Ausnahme machen. Nur Locke, Clark und etwa Shaftesbury sind in meinen Augen wahre Weltweisen. Die Eintheilung der Leidenschaften in selbsterhaltende und gesellschaftliche ist zu vertheidigen. Wir ergötzen uns sowohl an den Vollkommenheiten anderer Dinge, als an unseren eigenen. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß die Erkenntniß der ersteren die letzte befördere, und vielleicht uns nur aus diesem Grunde angenehm sey; ja, ich bin deßwegen mit dem Beweise von Wolf gar nicht zufrieden, daß er den Grund unserer Pflichten gegen andere bloß darin sucht, daß wir uns außer dem gesellschaftlichen Leben nicht vollkommen machen können: denn hieraus lassen sich die gesellschaftlichen Neigungen und der dunkle Trieb, Andere mit Vergnügen vollkommener zu sehen, gar nicht erklären. Indessen hat die berühmte Eintheilung ihren guten Grund, in so weit uns die anschauende Erkenntniß einer Vollkommenheit entweder unmittelbar, oder mittelbar vollkommener macht. Aus jener entspringen die Pflichten gegen uns selbst, und, wenn die Begierde heftig wird, die Leidenschaften, welche, mit Ihrem Schriftsteller zu reden, auf unsere Selbsterhaltung abzielen. Aus dieser hin-

gegen die Pflichten gegen Gott und unsere Nebenmenschen. Wird die Begierde heftiger, so entspringen die Leidenschaften des Wohlwollens, welche nur alsdann gesellschaftliche Neigungen genannt werden können, wenn ihr Gegenstand nicht Gott, sondern unsere Nebenmenschen sind. Sie sind alle Quellen der Schönheit, in so weit alle diese Vollkommenheiten sinnlich erkannt werden können. Sie sind auch alle Quellen des Erhabenen, allein mit einigem Unterschiede. Die Leidenschaften, welche auf unsere Erhaltung abzielen, scheinen nur des Erhabenen von der zweiten Gattung (ich beziehe mich auf meine Gedanken vom Erhabenen in dem letzten Stücke) fähig zu seyn. Man bewundert keinen Menschen, der sich vor Schmerz und Gefahr scheuet; aber man bewundert ihn, wenn er sie zum Besten seiner Nebenmenschen nicht achtet. Daher entspringt das Erhabene von der ersten Gattung, wie ich glaube, mehrentheils aus den gesellschaftlichen Leidenschaften. Das von der zweiten Gattung hingegen findet bei allen Arten von Vollkommenheiten Statt. Sie sehen, daß ich beinahe das Gegentheil von Ihrem Engländer behaupte. Vielleicht, weil ich seine Gedanken nicht recht begriffen habe, weil mir noch unbekannt ist, was er unter schön und erhaben verstehe. In diesem Falle fordere ich meinen Zug zurück.

Warum rechnet Ihr Schriftsteller aber bloß Schmerz und Gefahr für die Gegenstände der Selbsterhaltung? Warum nicht auch die Unvollkom-

menheiten des Geistes, als Unwissenheit, Reue, Einförmigkeit der Beschäftigungen, u. s. w.?

Ihr Plan zum Codrus gefällt mir ungleich besser, als der gekrönte. Der Ihrige ist einfältig und zusammenhängend, und der Charakter des Priesters ist vieler einzelnen Schönheiten fähig. Allein von welcher Art soll das Interesse in Ihrem Stücke seyn? Mitleiden erregen Sie nicht; Schrecken und Furcht auch nicht sonderlich; also Bewunderung. Diese Leidenschaft aber wird nach Ihrer Anlage dadurch geschwächt, daß wir gleich beim ersten Anfange von dem festen Vorsatze des Codrus, für das Vaterland zu sterben, und von der Unmöglichkeit, das Vaterland auf eine andere Art zu retten, völlig überzeugt sind. Hier ist keine andere Erwartung, keine Ungewißheit, als diese: wie wird Codrus zu seinem Zwecke gelangen? Unsere Bewunderung hat er bereits weg. Sie haben in einem Ihrer Briefe mehr als zu gründlich bewiesen, daß diese Leidenschaft plötzlich entsteht, und von keiner langen Dauer ist. Wir vereinigen nunmehr unsere Wünsche mit dem Helden, und sind zufrieden, daß sie zuletzt ihre Erfüllung erreichen, ohne sein Schicksal zu beklagen, oder uns sonderlich darüber zu freuen. Beim Cato des Addison sind wir wegen des Schicksals des Helden in völliger Ungewißheit. Er hat noch nichts gewählt; und so sehr wir mit ihm die Schmach der Unterwerfung fürchten, so wünschen wir dennoch, und seine Freunde mit uns, daß er der Nothwen-

digkeit nachgeben, und den Cäsar für seinen Überwinder erkennen möge. Wir hoffen und fürchten immer noch, bis er uns zuletzt gleichsam zu der Höhe erhebt, von welcher er die menschlichen Dinge betrachtet. Wir werden durch die Macht seiner erhabenen Gesinnung gezwungen, das Leben mit ihm gering zu schätzen. Wir trauen uns aber die Standhaftigkeit nicht zu, es so gelassen aufzugeben, und bewundern den großen Mann. Aber in Ihrem Codrus? — Jedoch, ich bin ein voreiliger Schwätzer. Vielleicht dürfte ich an dem Cato eben so viel auszusetzen gefunden haben, wenn mir Addison seinen Plan, wie Sie, in einem flüchtigen Schreiben bekannt gemacht hätte. Wie werde ich mich schämen, wenn Sie, troz meinem Geschwätze, der Beurtheilung des Hrn. Nicolai einen sehr interessanten Plan einverleiben werden!

Apropos, versteht man Sie jezt, warum an das Bildniß des Hrn. von Kleist gar nicht zu denken ist? Troz Ihrer Verschwiegenheit, haben wir doch schon vor einigen Monaten gewußt, daß von diesem Herrn ein Trauerspiel gedruckt werden soll. Es wäre Schade, wenn die Preußen nicht alles wissen sollten, was die Sachsen unternehmen.

Ich gehe jezt mit einer Materie zu philosophischen Briefen schwanger. Ich kann aber nicht eher erlöst werden, bis Sie mein Sokrates sind. Wer kann anders, als Sie, von der Geburt urtheilen, ob sie nicht ridiculus mus sey?

Leben Sie wohl, mein Werther, und vergessen Sie in der angenehmen Gesellschaft des liebenswürdigen Mannes nicht

Ihres

Freundes

Moses.

N. S. Ich bitte nochmals für Hrn. Kirnberger.

46.

Lessing an Moses Mendelssohn.

Leipzig, d. 2. April 1758.

Liebster Freund!

Sie haben einen Theil der Entschuldigungen meines langen Stillschweigens errathen. Ich bin verschiedene Tage außer Leipzig gewesen; obgleich nicht auf Execution. Wollen Sie auch meine übrigen Entschuldigungen wissen? Ich bin auf einmal in eine Arbeit gerathen, in der ich mich gern auf keine Weise habe unterbrechen wollen. Sie kennen mich, und ich kenne mich selbst; ich muß meine erste Hitze zu nutzen suchen, wenn ich etwas zu Stande bringen will. Unterdessen haben Sie nicht Ursache, auf diese Arbeit neugierig zu seyn. Gegen Sie werde ich am wenigsten damit groß thun. Sie ist fast von der Art, von der nur Sie mich in Berlin

ziemlich abgezogen haben; und ihre Gegenstände sind von alle dem so gänzlich unterschieden, worüber Sie mir geschrieben haben und ich Ihnen antworten sollen, daß ich diesesmal, liebster Freund, an Sie oder Hrn. Nicolai zu schreiben, nothwendig für eine Zerstreuung ansehen mußte. Ich bin darüber sogar von meinem Engländer abgekommen, und ich schicke ihn daher unterdessen zu Ihnen. Unterhalten Sie sich so lange mit ihm, als ich mich aus dem Wuste von Gelehrsamkeit, in welchen ich jetzt versunken, wieder heraus gearbeitet habe. Meine Übersetzung kann zur Messe nunmehr doch nicht fertig werden; und ich habe Sie ohnedies über verschiedene Punkte derselben vorher zu Rathe zu ziehen. Wie wollen Sie z. E. delight, in so fern es unser Engländer dem pleasure entgegen stellt, übersetzen? Doch das ist eine Kleinigkeit; ich erwarte von Ihnen weit wichtigere Anmerkungen über das ganze System des Verfassers. Schreiben Sie mir alles, was Ihnen darüber einfällt. Ich hebe Ihre Briefe heilig auf, und werde alle Ihre Gedanken zu nutzen suchen, sobald ich mich der Sphäre der Wahrheit wieder nähern werde. Jetzt schweife ich in der Sphäre der historischen Ungewißheit herum, und Sie glauben nicht, mit welcher Menge von nichtswürdigen Kleinigkeiten mein Kopf jetzt angefüllt ist. Der einzige Vortheil, den ich davon wegbringen werde, ist dieser, daß ich das alte schwäbische Deutsch gelernt habe, und die Gedichte darin, welche die

Schweizer ans Licht bringen, mit vieler Leichtigkeit nunmehr lese. Ich wollte daher, daß Herr Nicolai nicht schon die Fabeln der Minnesänger und die Chrimhilden Rache recensirt hätte; ich würde Verschiedenes dabei zu erinnern haben, welches zeigen könnte, daß die Schweizer dieser Arbeit bei weitem nicht so gewachsen sind, als sie glauben. Sie haben in ihren glossariis, die sie dem alten Dichter beigefügt, sehr grobe Fehler gemacht. Zu so einer Arbeit finde ich mich allenfalls jetzt aufgelegt, nicht aber, Gleim's Fabeln zu recensiren. Unterdessen, da Sie und Herr Nicolai es durchaus haben wollen, so soll es geschehen; ich werde aber sehr wenig zu dem Ihrigen hinzusetzen, außer der Vergleichung, die ich zwischen der Fabel von den Pferden aus dem Gay und der Gleimschen Nachahmung anstellen will. —

Nunmehr aber auch auf Ihre Briefe über das Wesen der schönen Wissenschaften zu kommen. Wollen Sie mir nicht ein wenig einen deutlichern Begriff davon machen, als mir Herr Nicolai davon gemacht hat? Was habe ich denn dabei zu thun, daß mir Herr Nicolai schon den Namen Theophrast gegeben hat?*) Theophrast! Je nun; wenn es nicht anders ist, so bin ich hiermit

ganz der Ihrige
Theophrast.

---

*) M. s. Nicolai's vierzehnte Anmerk. am angef. Orte.

47.

Lessing an Moses Mendelssohn.

Mein lieber Moses!

So bin ich wirklich daran Schuld, daß Sie nicht fleißiger sind? Das thut mir leid. Vielleicht zwar, wenn Sie fleißiger gewesen wären, hätten Sie nicht an die Schönheitslinie gedacht. Da sehen Sie, was es für eine vortreffliche Sache um das Nichtsthun ist; man bekommt, wenn man nichts thut, hunderterlei Ideen, die man sonst schwerlich würde bekommen haben. Auch ich z. E. habe vor lauter Müßiggang und langer Weile den Einfall bekommen, das englische Buch, welches ich Ihnen schicken wollte, zu übersetzen. Es ist auch wirklich schon unter der Presse, und ich will Ihnen ehestens den ersten Bogen davon schicken. Das ist zugleich die Ursache, warum ich Ihnen jetzt nicht das Original schicken kann. Sie sollen meine Übersetzung zugleich kritisiren, der ich verschiedene eigene Grillen beizufügen gesonnen bin, die ich unterdessen gehascht habe, vorher aber mit Ihnen überlegen muß. Ich möchte närrisch werden, daß es nicht mündlich geschehen kann. Denn noch muß ich sechs Wochen hier bleiben, so ein vortheilhaftes Ansehn auch mein Prozeß bei dem letzten Termin gewonnen hat. — Lassen Sie unterdessen fein die Schönheitslinie nicht aus Ihren Gedanken, und schreiben Sie mir ja alles,

was Sie davon entdecken; schreiben Sie mir es aber so, daß ich es verstehe: denn von der Geometrie weiß ich jetzt weniger, als ich jemals gewußt habe. Komme ich aber wieder nach Berlin, so sollen Sie erstaunen, wie sehr ich mich darauf legen will. Wir wollen alsdann thun, als ob gar keine schönen Wissenschaften mehr in der Welt wären. —

Leben Sie unterdessen wohl, mein liebster Moses; ich schreibe Ihnen mit nächstem viel mehr. Ihr Gedanke, daß derjenige, der es für die größte Rache hält, jemanden lasterhaft zu machen, eine starke Anlage zur Tugend haben müsse, klingt paradox; er ist aber wahr: denn so ein Mensch muß lasterhaft zu seyn, für das größte Unglück halten, und tugendhaft zu seyn, für das größte Glück. Was kann ihn also noch abhalten, an seinem Glücke zu arbeiten? — (Es ist hier nichts weiter zu überlegen, mein lieber Nicolai; und ich muß Sie versichern, daß ich beinahe eben das dem Verfasser des Freigeistes gesagt habe.) Leben Sie nochmals wohl, liebster Freund. Ich bin

ganz der Ihrige

Lessing.

48.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den . . . .

Liebster Freund!

Unser Briefwechsel ist lange genug unterbrochen gewesen. Ich muß ihn nunmehr erneuern. Ich würde nimmermehr so lange haben schweigen können, wenn ich nicht eine Reise nach Hamburg gethan hätte, die mich in tausend Zerstreuungen verwickelt hat. Ich habe das Theater besucht, ich habe Gelehrte kennen lernen, und, was Sie nicht wenig befremden wird, ich habe die Thorheit begangen, mich in meinem dreißigsten Jahre zu verlieben. Sie lachen? Immerhin! Wer weiß, was Ihnen noch begegnen kann? Vielleicht ist das dreißigste Jahr das gefährlichste, und Sie haben dieses ja noch nicht erreicht. Das Frauenzimmer, das ich zu heirathen Willens bin, hat kein Vermögen, ist weder schön noch gelehrt, und gleichwohl bin ich verliebter Geck so sehr von ihr eingenommen, daß ich glaube, glücklich mit ihr leben zu können. An Unterhalt, hoffe ich, soll es mir nicht fehlen, und an Muße zum Studiren werde ich mir's gewiß nicht fehlen lassen. Zum Hochzeitcarmen sollen Sie noch ein ganzes Jahr Zeit haben, aber alsdann muß Ihre reimfaule Muse die staubige Leier wieder ergreifen; denn wie könnte ich unbesungen Hochzeit machen? — So viel von

meinen häuslichen Angelegenheiten, die Sie vielleicht wenig interessiren, aber doch zu meiner Entschuldigung dienen.

Ich bin nunmehr seit einigen Tagen wieder hier. Das erste, was mir zum Lesen in die Hände fiel, waren einige Briefe in Rousseau's nouvelle Heloise, die vom Selbstmorde handelten. Sie haben mir gefallen, so gefallen, daß ich Sie um Rath fragen muß, ob ich in der zweiten Auflage von meinen Empfindungen nicht von diesen schönen Briefen Gebrauch machen soll. Er hat diese Materie so spitzfindig nicht behandelt, als ich; allein er hat sie näher ans Herz gelegt, und ich glaube, daß dieses die rechte Seite sey, von welcher diese Angelegenheit betrachtet werden muß. Der Schluß seines 22sten Briefes hat mich ungemein frappirt. Ich merke wohl, daß Rousseau die Kunst zu schreiben besser versteht, als ich.

Vor meiner Reise schon habe ich zwar einige Stellen in meinen Briefen über den Selbstmord verbessert; allein nunmehr, da ich die Rousseau'schen gesehen habe, fürchte ich mich vor der Vergleichung. Ich will noch einige Tage hingehen lassen, und hernach die Vergleichung wagen.

Es hat jemand die Lichtwerschen Fabeln verbessert herausgegeben. Man vermuthet, daß sich Herr Ramler diese Freiheit genommen, und ist sehr begierig zu sehen, wie Lichtwer diese Freiheit aufnehmen wird. So stille, als Logau und Kleist,

wird doch der noch athmende Lichtwer gewiß nicht herhalten.

Ich werde Ihnen nächstens eine Abhandlung über die Gewalt der Bewegungsgründe zur Beurtheilung überschicken; aber Sie müssen sie auch lesen. Ich bin immer noch zu zaghaft, ohne Ihren Beifall etwas drucken zu lassen. Wie steht es um das englische Werk, on sublime and beautiful?*) Wenn Sie nicht Zeit, oder nicht Lust haben, den Druck selbst zu besorgen, so schicken Sie mir das Manuscript; und die Erlaubniß, es in Ihrem Namen zu thun. Es wäre ewig Schade, wenn Ihnen ein Stümper zuvorkäme, und das schöne Buch so weghudelte. — Was war das für ein englisches Werk, das Sie Hrn. Voß empfahlen, übersetzen zu lassen? — Sie sehen, daß ich beständige Fragen thue, ob ich gleich noch sehr zweifle, ob Sie mir antworten werden. Allenfalls leiden diese Fragen einigen Aufschub, bis Sie fleißiger ꝛc.**)

---

*) Von Burke. Lessing wollte es übersetzen.

**) Hier ist wieder etwas von dem Briefe zerrissen; es sind aber nur zwei Zeilen.

49.

Lessing an Moses Mendelssohn.

Breslau, d. 7. Decemb. 1760.

Bester Freund!

Ich reiste mit allem Bedacht aus Berlin, ohne von Ihnen Abschied zu nehmen, weil ich mich nicht der Gefahr aussetzen wollte, die Thorheit meines Entschlusses auf einmal in ihrem völligen Lichte zu sehen. Die Reue wird ohnedies nicht ausbleiben, eine so gänzliche Veränderung meiner Lebensart in der bloßen Absicht, mein sogenanntes Glück zu machen, vorgenommen zu haben. Wie nahe ich dieser Reue bereits bin, weiß ich eigentlich selbst nicht; denn noch bin ich in Breslau nicht zu mir selbst gekommen.

Was Sie mir aus den Berliner Zeitungen melden, ist eine wahre Neuigkeit für mich.*) Ihnen brauche ich es nicht lange zu versichern, daß mir diese Ehre, besonders in den Umständen, worin ich mich gegenwärtig befinde, sehr gleichgültig ist. Auch ist es mir sehr gleichgültig, was Herr Sulzer**)

---

*) Lessing war auf Süßmilch's Vorschlag zum Mitgliede der Akademie in Berlin ernannt worden.

**) Sulzer hatte geäußert: Man wisse ja nicht, unter welchem Titel man Lessing zum Mitgliede der Akademie wählen solle.

für ein Betragen dabei geäußert. Ob er falsch ist, weiß ich nicht; daß er aber öfters sehr inconsequent ist, das weiß ich. Vielleicht war er auch dasmal nur das Letzte. Und Sie haben Recht; es ist immer einerlei, ob man von einem General,*) oder von einem Präsidenten der Akademie abhängt. Wenn dieser mehr Kopf hat, so hat er auch mehr Hals; und es ist sicherlich schlimmer mit ihm auszukommen, als mit jenem. Meinen halte ich noch bis jetzt für einen sehr guten Mann, vor dessen Hastigkeit, wenn sie anders sein Fehler ist, ich ganz gesichert zu seyn glaube.

Was Ephraim**) übrigens anbelangt, so ist es mir lieb, daß alle die Gefälligkeiten, die er sich von mir versprechen kann, von der Art sind, daß ich niemanden dadurch schaden, auch mich selbst keiner Verantwortung dabei aussetzen kann. Doch, ich werde darum nicht aufhören, auf meiner Hut zu seyn; und Sie, liebster Freund, werden mir einen großen Gefallen erweisen, wenn Sie mir dann und wann von diesem und jenem einen kleinen Wink geben. Unsere ersten Briefe sind sehr trocken. Wir müssen einander fleißiger, und mehr, und angenehmere Dinge schreiben. Sie gehen auf Ihrem Pfade ungehindert fort. Verlieren Sie mich ja

---

*) Lessing war als Sekretair des Generals von Tauenzien nach Breslau gegangen.

**) M. s. Nicolai's funfzehnte Anmerk. am angef. Orte.

nicht ganz aus den Augen; lassen Sie mich ja an allen Ihren Beschäftigungen noch ferner den Antheil nehmen, den ich zu meinem großen Nutzen bisher daran genommen habe. Das wird das einzige Mittel seyn, wenn ich nicht ganz in Nichtswürdigkeiten versinken soll.

Was macht Herr Nicolai? Als Bräutigam hat er nicht Zeit, meine Briefe zu lesen. Ich will den Honigmonat vorbeigehen lassen, ehe ich ihm schreibe. Doch kann er sichere Rechnung darauf machen, daß er binnen vierzehn Tagen die versprochenen Briefe *) haben soll. Sie haben ohne Zweifel unterdessen alles geschrieben. Daß ich ja mit nächstem die Stücke alle bekomme, die ich nicht gelesen habe!

Leben Sie wohl, bester Freund, und empfehlen Sie mich allen Ihren Freunden.

Lessing.

50.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Berlin, d. 19. Decbr. 1760.

Bester Freund!

Ich lebe seit Ihrer Abwesenheit mitten in dieser großen Stadt, wie in einer Einsiedelei. Herr Ni=

*) Beiträge zu den sogenannten Litteraturbriefen.

colai hat seitdem beständig mit der Herrlichkeit seiner Hochzeit zu thun gehabt. Noch hat er Ihren Brief nicht einmal gelesen, denn schicken mochte ich ihn ihm nicht, und ihn zu besuchen, finde ich vor der Hand noch bedenklich, so lange alles in seinem Hause voller Geigen ist. Bedenken Sie, wie wenig er jetzt bei sich selber seyn muß, da er in der That tausend Kleinigkeiten zu besorgen hat, er, den eine einzige Kleinigkeit schon beinahe alles freundschaftlichen Umganges unfähig macht. — Wir wollen sehen, ob Nicolai der Ehemann sich besser wird zu fassen wissen, als Nicolai der Liebhaber; vielleicht hat ihn nur die Liebe so zerstreut. — Was meinen Aufenthalt noch einsamer macht, ist, daß Herr Bloch,*) an dessen Gesellschaft ich mich gewöhnt hatte, auf die hohe Schule nach Frankfurt gereist. Wenn nicht zum Glück auch Herr Neugebauer**) verreist wäre, so wäre es gar nicht auszuhalten.

Schreiben Sie mir ja fleißig, mein lieber Freund, damit ich wenigstens des einzigen Vergnügens nicht beraubt werde, das mir noch übrig ist. Melden Sie mir, ob Sie einige Muße haben, oder ob Sie mehr Geschäfte vorgefunden, als man Ihnen vorgestellt hat. Ich besorge das Letztere, und bin um Ihre Zufriedenheit sehr bekümmert. Wen die Liebe

---

*) M. s. Nicolai's sechszehnte Anmerk. am angef. Orte.

**) Ebendaselbst am angef. Orte.

zu den Musen so gefesselt hat, wie Sie, der sieht sich nicht ohne den äußersten Verdruß auf einmal ihres Umganges beraubt.

Die Briefe über die Litteratur hat Herr Nicolai vor seiner Hochzeit einige Wochen unterhalten, um sie mir vielleicht hernach ganz aufzuladen. Er hat Schöpflin von der Erfindung der Buchdruckerei recensirt, und ich beschäftige mich gegenwärtig mit Flögel's Versuch einer Theorie der Erfindungskunst. Sobald ich Hrn. Nicolai spreche, werde ich besorgen, daß Ihnen die Briefe wöchentlich überschickt werden. Ich wünsche sehr, daß sie zum Neujahre aufhören mögen; denn ich bin zu einförmig, die Leser von verschiedenem Geschmacke zu befriedigen. Doch Herr Nicolai verspricht, künftig fleißiger zu seyn; und wenn Sie, wie Sie versprechen, auch einige Blätter einschicken, so mögen sie sich noch ein Vierteljahr erhalten, aber länger gewiß nicht.

Mein zweites Schreiben ist, wie Sie sehen, eben so trocken als das erste. Doch in unseren mündlichen Unterredungen ist es jederzeit Ihr Amt gewesen, die nützlicheren Materien aufs Tapet zu bringen, in dem Wettlaufe den ersten Schritt zu thun, und mich zum Nachdenken aufzumuntern. Thun Sie dieses immer auch in unseren schriftlichen Unterhaltungen. Mein Geist ist ohne alle Bewegung, wenn Sie nicht seine Triebfedern aufziehen. Fangen

Sie von einer Materie an, von welcher Sie wollen: ich folge Ihnen mit Vergnügen.

Mein Phädon liegt mir immer noch in den Gedanken. Sobald die Briefe aufhören, mir zur Last zu liegen, so werde ich fürs erste die zweite Ausgabe meiner kleinen Schriften besorgen, und sodann zur Ausarbeitung dieser Abhandlung schreiten. Leben Sie wohl, mein theuerster und bester Lessing; und schreiben Sie mir, so oft es Ihre Geschäfte zulassen. Ich bin

Ihr

beständiger Freund

Moses.

Ich habe bei Voß eine Ode von Hrn. Ramler gesehen, die, seiner Gewohnheit nach, sehr viel Schönes enthält. Sie wird vermuthlich in den Zeitungen zu lesen seyn.

51.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Berlin, d. Febr. 1761.

Liebster Freund!

Wenn Sie von Hrn. Nicolai die Briefe bekommen werden, so bitte ich, die Recension der Flögelschen Erfindungskunst mit flüchtigem Auge zu

durchlaufen. Ich habe über den Unterschied der Wörter Natur, Kunst und Wissenschaften einige Gedanken gewagt, über welche ich Ihr Urtheil erwarte. Sie müssen nunmehr alle Briefe über die Litteratur, die nicht ganz leer von neuen Gedanken sind, ansehen, als wenn sie an Sie gerichtet wären. Für mein Theil kann ich Sie versichern, daß ich weder den eingebildeten Offizier, noch das Publikum in Gedanken habe, so oft ich nicht bloß abschreibe, sondern selbst zu denken wage. Sie sind der Mann, den ich anrede, und dessen Urtheil ich meine unreifen Einfälle unterwerfe. Da ich des Glücks beraubt bin, sie mündlich mit Ihnen überlegen zu können, so ist es immer einerlei, ob sie Ihnen gedruckt oder geschrieben unter die Augen kommen. Taugen sie nichts, so mag die Presse vergebens geseufzt haben. Das deutsche Publikum ist gütig!

Wo bleiben aber die Blätter, die Sie in Ihrem einzigen Schreiben so gewiß versprachen? Doch was kümmern mich die Blätter? Wo bleiben Ihre Briefe, liebster Freund, die ich mit so vielem Verlangen erwarte? In der wüsten Einsamkeit, in welcher ich jetzt lebe, sind Ihre freundschaftlichen Briefe der einzige Umgang, nach welchem ich mich sehne, und ohne welchen ich unmöglich zufrieden leben kann. Unsere Correspondenz wird nur gar zu bald, und wer weiß auf wie lange? unterbrochen werden. Lassen Sie mich der kurzen Zeit genießen,

die uns der wüthende Krieg noch gönnt. Ich weiß, daß Sie an andere Freunde öfter geschrieben haben, und ich bin eitel genug, auf dieselben eifersüchtig zu seyn.

Mein letztes Schreiben durch Herrn Ephraim Kuh werden Sie doch wohl erhalten haben? Melden Sie mir doch, unter welcher Adresse Ihnen die Briefe am richtigsten in die Hände kommen. Herr Nicolai wird Ihnen nächstens schreiben. Er verlegt jetzt eine kleine Schrift, die den Titel führt: über den Tod fürs Vaterland. Der Verfasser ist der Professor Abbt zu Frankfurt, der jetzt nach Rinteln berufen worden. Es ist Schade, daß der Mann nicht im Lande bleibt! Der Aufsatz hat mir so wohl gefallen, daß ich mich gewiß zu einem Professor Matheseos dessen nicht versehen hätte. Er gefällt mir besser als Iselin.

Herr Baumgarten*) läßt jetzt seine Logik drucken. Bloch schickt mir so eben die abgedruckten Bogen. Die erste müßige Stunde, die ich habe, soll ihnen gewidmet seyn. Ich freue mich, daß der halberstorbene Mann wieder so lebhaft wird.

Das Publikum besteht noch immer darauf, Voltaire sey der Verfasser des Café, so wenig die Anlage des Stücks auch Voltairen ähnlich

*) Alexander Gottlieb Baumgarten, geb. zu Berlin 1714, war Professor der Philosophie in Frankfurt a. d. O., und starb daselbst 1762.

sieht. Meine Freunde melden mir aus Hamburg: es hätten verschiedene Kaufleute von da nach England geschrieben, und die Urschrift verlangt; man hätte ihnen aber geantwortet, es sey kein englisches Stück unter diesem Namen bekannt. Ist das Stück anders von Voltaire, so muß die Luft der republikanischen Freiheit, die er jetzt athmet, seine ganze Denkungsart verändert haben. Beinahe sollte ich dieses nicht für unmöglich halten; denn ich habe gestern seine Ode sur la présente guerre etc. gelesen, und ich finde sie zwar sehr witzig, aber gewiß weit kühner und freimüthiger, als man einem Franzosen zugetrauet hätte. Es sollte mich freuen, wenn Voltaire noch auf der Schwelle des Todes bewiese, daß ein großes Genie nicht alt werden kann, ohne weise zu werden. Was für ein Triumph für die Wissenschaften! Wenn Sie ja noch an die Briefe über die Litteratur denken wollen, so vergessen Sie des seichten Palissot nicht. Seine Unverschämtheit verdient von Ihrer Feder gezüchtigt zu werden.

Leben Sie wohl, mein bester Freund! Ich habe endlich so viel geschmiert, so viel ich immer an einem Abend hätte plaudern können. Ich bin

Ihr

wahrer Freund
Moses.

52.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Berlin, d. 18. Febr. 1761.

Theuerster Freund!

Ich wünschte, daß Ihre pythagorischen Lehrjahre nun bald vorbei seyn möchten, damit man wieder ein vernünftiges Wort mit Ihnen sprechen könnte; oder lassen Sie mir wenigstens durch Hrn. Kuh melden, wie lange Sie sich vorgenommen, nicht zu antworten, damit ich nur wenigstens etwas von Ihnen höre. Ich begreife nicht, was Sie so eigensinnig machen kann, niemandem zu antworten.

Ich habe in Ihrer Abwesenheit an Hrn. Prof. Baumgarten geschrieben, und ihm mein Vorhaben, den Phädon umzuarbeiten und herauszugeben, bekannt gemacht. Der seltsame Mann! Er hat eine Antwort geschickt, die mich in Verwunderung gesetzt hat. Ich war Willens, Ihnen seinen Brief zu überschicken; da ich aber so wenig Nachricht von Ihnen bekomme, als wenn Sie in einem andern Welttheile wären, so mag es unterbleiben bis Sie geschrieben haben werden.

Herr Nicolai hat Ihnen, wie er sagt, die Briefe zugeschickt. Er hat den Frankfurtschen Prof. Abbt zum Mitarbeiter angenommen. Derselbe geht nach Rinteln als Prof. der Philosophie, wird sich aber vorher allhier eine Zeitlang aufhalten, und

Briefe schreiben. Er ist der Verfasser des Werkchens vom Tode fürs Vaterland, wovon ich Ihnen jüngst geschrieben. Leben Sie wohl, mein liebster Freund.

Moses.

53.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Berlin, d. 27. März 1761.

Werthester Freund!

Vor einigen Tagen reiste Herr Joel, aus Breslau kommend, hier durch nach Potsdam. „Keinen Brief an mich, mein Herr Joel?" — Nein! Der Herr Sekretair Lessing läßt Sie grüßen; er hat einige Tage vor meiner Abreise erst an Sie geschrieben, sonst würde er mir einen Brief mitgegeben haben. „Wissen Sie das gewiß, mein lieber Mann?" Ich glaube es wenigstens. — Gut, was Herr Sekretair Lessing sagt, und der Jude Joel glaubt, credat Judaeus Apella. — Derselbe Mann hat mir noch eine andere Nachricht mitgetheilt, nämlich, daß Sie sehr zufrieden lebten, und die Muße, die Ihnen Ihre Geschäfte lassen, noch immer den Wissenschaften widmeten. Ich will nicht hoffen, daß diese eben so erlogen seyn soll,

als jene? Doch wenn auch Herr Joel nichts als gelogen hätte; so bin ich nichts desto weniger,

Ihr

wahrhaftiger und unveränderlicher
Freund und Diener
Moses.

54.
Lessing an Moses Mendelssohn.

Breslau, d. 30. März 1761.

Ach, liebster Freund, Joel ist ein Lügner! Ihnen gestehe ich es am allerungernsten, daß ich bisher nichts weniger als zufrieden gewesen bin. Ich muß es Ihnen aber gestehen, weil es die einzige Ursache ist, warum ich so lange nicht an Sie geschrieben habe. Nicht wahr, nur ein einziges Mal habe ich von hier aus an Sie geschrieben? Wetten Sie kühnlich darauf, daß ich also auch nur ein einziges Mal recht zu mir selbst gekommen bin.

Nein, das hätte ich mir nicht vorgestellt! aus diesem Tone klagen alle Narren. Ich hätte mir es vorstellen sollen und können, daß unbedeutende Beschäftigungen mehr ermüden müßten, als das anstrengendste Studiren; daß in dem Zirkel, in welchen ich mich hineinzaubern lassen, erlogene Ver-

gnügen und Zerstreuungen über Zerstreuungen die stumpf gewordene Seele zerrütten würden; daß —

Ach, bester Freund, Ihr Lessing ist verloren! In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen. Er sich selbst nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe — sie so, ich weiß nicht was für Absichten aufzuopfern! Hundertmal habe ich schon den Einfall gehabt, mich mit Gewalt aus dieser Verbindung zu reißen. Doch kann man einen unbesonnenen Streich mit dem andern wieder gut machen?

Aber vielleicht habe ich heute nur einen so finstern Tag, an welchem sich mir nichts in seinem wahren Lichte zeigt. Morgen schreibe ich Ihnen vielleicht heiterer. O schreiben Sie mir doch ja recht oft; aber mehr als bloße Vorwürfe über mein Stillschweigen. Ihre Briefe sind für mich ein wahres Almosen. Und wollen Sie Almosen nur der Vergeltung wegen ertheilen?

Leben Sie wohl, mein liebster Freund. Die erste gute Stunde, die mir mein Mißvergnügen läßt, ist ganz gewiß Ihre. Ich sehe ihr mit allem dem unruhigen Verlangen entgegen, mit welchem ein Schwärmer himmlische Erscheinungen erwartet.

Lessing.

55.

Lessing an Moses Mendelssohn.

Breslau, d. 17. April 1763.

Liebster Freund!

Auch Herr Kuh reist nach Berlin, und erbietet sich, mir einen Brief an Sie mitzunehmen. Ich muß dergleichen Gelegenheit nicht aus den Händen lassen. Sie ist selten, und Posten gehen nach Berlin nicht, sind niemals nach Berlin gegangen, weil ich Ihnen ja sonst würde geschrieben haben.

Und was schreibe ich Ihnen jetzt? Ich fange mit einer Klage an. Warum erfahre ich so wenig von Ihren Beschäftigungen? Kaum daß Sie mir noch den Anfang jener Abhandlung mitgetheilt haben. Sonst lassen Sie Logiken drucken, Predigten halten, Münzen schlagen — und ich weiß von allem nichts, bis ich es lange hernach durch die dritte, vierte Hand erfahre. Die erste verstehe ich nicht, sie ist hebräisch, und die andere habe ich noch nicht. Aber von der Münze muß ich Ihnen sagen, von der nämlich auf den Frieden mit Rußland. (Ohne Zweifel sollen Sie auf den allgemeinen Frieden auch eine erfinden, und meine Erinnerungen können also immer noch zu einer gelegenen Zeit kommen.) Sie ist ein wenig zu gelehrt. Meine, die ich damals in Gedanken hatte, wäre so gelehrt nicht gewesen. Die eine Seite hätte einen Adler gezeigt, von mehr

als einer Natter umschlungen. Unvermögend sich ihrer aller zu erwehren, kommt ihm aus den Wolken ein Strahl Jupiters zu Hülfe, der die gewaltigste ihm von der Brust schlägt, mit der Überschrift: Nodus vindice dignus. Auf der andern Seite hätte man um das Brustbild des Kaisers gelesen: Deus ex machina. Denn was war der unglückliche Mann anders, als ein armseliger Tritagonist,*) ausersehen in der Larve eines Gottes den ungeschickten Knoten eines blutigen Schauspiels zu zerschneiden? Er spielt seine Rolle so so, und fährt wieder hinter die Scene, und ist vergessen.

Wenn ich endlich einmal Zeit bekomme, liebster Freund, Ihnen meine Anmerkungen über Ihre philosophischen Schriften mitzutheilen: so können Sie leicht glauben, daß ich mich auch des seltsamen Menschen **) darin annehmen werde. Ich habe eine Menge Sophistereien über das Spiel auszukramen. Das fehlte noch, werden Sie sagen. Allerdings; denn das Farao für sich ist so gedankenlos, daß man sich doch mit etwas dabei beschäftigen muß. Unter andern bin ich dahinter gekommen —

Aber lassen Sie mich nicht vom Spiele, sondern von Spinoza noch ein Paar Worte mit Ihnen plaudern. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich mit

*) Ein Schauspieler, der die letzten, ganz unbedeutenden Rollen hat.

**) S. den ersten Band dieser Ausgabe Seite 54 u. 55.

Ihrem ersten Gespräche seit einiger Zeit nicht mehr so recht zufrieden bin. Ich glaube, Sie waren damals, als Sie es schrieben, auch ein kleiner Sophist, und ich muß mich wundern, daß sich noch niemand Leibnitzens gegen Sie angenommen hat.

Sagen Sie mir, wenn Spinoza ausdrücklich behauptet, daß Leib und Seele eins und eben dasselbe einzelne Ding sind, welches man sich nur bald unter der Eigenschaft des Denkens, bald unter der Ausdehnung vorstelle (Sittenlehre Th. II. §. 126.), was für eine Harmonie Ihnen dabei hat einfallen können? Die größte, wird man sagen, welche nur seyn kann; nämlich die, welche das Ding mit sich selbst hat. Aber heißt das nicht mit den Worten spielen? Die Harmonie, welche das Ding mit sich selbst hat! Leibnitz will durch seine Harmonie das Räthsel der Vereinigung zweier so verschiedenen Wesen, als Leib und Seele sind, auflösen. Spinoza hingegen sieht nichts Verschiedenes, sieht also keine Vereinigung, sieht kein Räthsel, das aufzulösen wäre.

Die Seele, sagt Spinoza an einem andern Orte (Th. II. §. 163.), ist mit dem Leibe auf eben die Art vereinigt, als der Begriff der Seele von sich selbst, mit der Seele vereinigt ist. Nun gehört der Begriff, den die Seele von sich selbst hat, mit zu dem Wesen der Seele, und keins läßt sich ohne das andere gedenken. Also auch der Leib läßt sich ohne die Seele nicht gedenken; und nur dadurch,

daß sich keins ohne das andere denken läßt, dadurch, daß beide eben dasselbe einzelne Ding sind, sind sie, nach Spinozens Meinung, mit einander vereinigt.

Es ist wahr, Spinoza lehrt, die Ordnung der Verknüpfung der Begriffe sey mit der Ordnung der Verknüpfung der Dinge einerlei. Und was er in diesen Worten bloß von dem einzigen selbstständigen Wesen behauptet, bejahet er anderwärts, und noch ausdrücklicher, insbesondere von der Seele. (Th. V. §. 581.) So wie die Gedanken und Begriffe der Dinge in der Seele geordnet und unter einander verknüpft sind: eben so sind auch aufs genaueste die Beschaffenheiten des Leibes oder die Bilder der Dinge in dem Leibe geordnet und unter einander verknüpft. —

Es ist wahr, so drückt sich Spinoza aus, und vollkommen so kann sich auch Leibnitz ausdrücken. Aber wenn beide sodann einerlei Wort brauchen, werden sie auch einerlei Begriffe damit verbinden? Unmöglich. Spinoza denkt dabei weiter nichts, als daß alles, was aus der Natur eines einzelnen Dinges formaliter folge, in selbiger auch objective, nach eben der Ordnung und Verbindung, erfolgen muß. Nach ihm stimmt die Folge und Verbindung der Begriffe in der Seele, bloß deßwegen mit der Folge und Verbindung der Veränderungen der Körpers überein, weil der Körper der Gegenstand der Seele ist; weil die Seele nichts als der

sich denkende Körper, und der Körper nichts als die sich ausdehnende Seele ist. Aber Leibnitz? —

Ich werde abgehalten, weiter zu schreiben. Und nun wollte ich, daß ich gar nicht geschrieben hätte! Noch ist es auch nicht viel mehr als gar nichts. — Leben Sie wohl, liebster Freund, leben Sie wohl!

Lessing.

56.

Moses Mendelssohn an Lessing.

d. . . 1763.

Theuerster Freund!

Herr Levi hat mir Ihr Schreiben, mein Manuscript und 7 englische Bücher richtig überbracht. Sie urtheilen von meiner Abhandlung*) wie ein Bruder in Leibnitz. Die Akademie wird vermuthlich anderer Meinung seyn. Indessen habe ich mein Loos immer eingelegt: Junge sey nicht toll u. s. w.

Die Fortsetzung erfolgt hierbei, aber nur bis zu Ende des dritten Abschnittes. Von dem vierten Abschnitte, der die Sittenlehre angeht, habe ich keine Abschrift in Händen. Dieser ist auch, nach meinem eigenen Geständnisse, nicht wichtig genug, daß Sie die Zeit damit verderben. Ich habe ihn in den ersten Flitterwochen nach meiner Hochzeit ver-

*) Preisschrift von der Evidenz.

fertigt, unter tausend Zerstreuungen, die mich nie zu mir selber kommen ließen.

Und leider! diese Zerstreuungen dauern zum Theil noch immer fort. Ich habe zwar nach meiner Denkungsart glücklich geheirathet. Über meine Umstände habe ich Gottlob auch nicht zu klagen. Aber die Geschäfte! die lästigen Geschäfte! Sie drücken mich zu Boden, und verzehren die Kräfte meiner besten Jahre. Wie ein Lastesel schleiche ich mit beschwertem Rücken meine Lebenszeit hindurch, und zum Unglück sagt mir die Eigenliebe oft ins Ohr, daß mich die Natur vielleicht zum Paradepferd geschaffen hat. Was ist zu thun, mein lieber Freund? Wir wollen uns einander bedauern, und zufrieden seyn. So lange die Liebe zu den Wissenschaften bei uns nicht erkaltet, haben wir noch eine gute Hoffnung. Eilen Sie nur bald in meine Arme, Freund! Ihr Umgang allein kann mir das verlorene Feuer wiedergeben, kann mich zu Gedanken erheben, die meiner Bestimmung würdig sind. Sie glauben es nicht, wie unschmackhaft mir aller Umgang geworden, seitdem ich den ihrigen entbehren muß.

Tristram Shandy ist ein meisterhaftes Original. Vor der Hand habe ich zwar nicht mehr als die beiden ersten Bändchen gelesen. Anfangs machte mich das Buch ungemein verdrießlich. Ich schwärmte von Digression zu Digression, ohne die rechte Laune des Verfassers zu saisiren. Ich hielt ihn für einen Mann, wie unsern Liscov, an dem ich, wie Sie

wissen, keinen sonderlichen Geschmack finde; und gleichwohl gefällt das Buch Lessingen! Des Pfarrers Reitpferd erregte zuerst meine Neugierde. Endlich folgten Vetter Tobias, Korporal Trim und Doctor Slop; die vortreffliche Predigt über das Gewissen. Da bat ich um Verzeihung.

Als mir Shandy noch nicht gefiel, legte ich ihn aus der Hand und las den philos. *αὐτοδιδακτον.* *) Denn ich habe des Büchleins noch nicht habhaft werden können, so sehr ich mich darum bemüht. Ich bin Ihnen sehr für die Mittheilung dieses Werkchens verbunden, mein Freund. Es war mir überaus angenehm, die Denkungsart und das ganze System unserer hebräischen Weltweisen in diesem Araber wieder zu finden. O was für Schritte hat die Weltweisheit seit der Zeit des Verfassers gethan! Nichts als die Lehre von Gott war zu seiner Zeit gebildet. Seine Begriffe von der Welt, von der Seele, und seine ganze Moral sind elend. Jedoch, die Zeit kann unmöglich an dieser Unwissenheit schuld seyn; denn Plato und Aristoteles hatten schon weit geläutertere Begriffe. Vielleicht die Religion — Sie wissen, was diese für Wirkungen hervorbringt, wenn sie enthusiastisch wird. Wenn man mit dem Kopfe so lange der Sonne nachahmt, bis man den Schwindel bekommt, so ist er eben nicht sehr zur Philosophie aufgelegt.

---

*) M. s. Nicolai's siebzehnte Anmerk. am angef. Orte.

So weit liegt der Brief schon seit acht Tagen fertig, und die Zeit hat es nicht zulassen wollen, ihn eher zu endigen. Ich habe unterdessen den dritten und vierten Band von Tristram Shandy gelesen. Er ist nicht nur ein größerer Maler, als Voltaire, sondern seine Fabel hat das vorzügliche Verdienst vor dem Candide voraus, daß sie sittlich gut ist. Ich bin sonst kein Freund von Burlesken; aber ich weiß auch wenig Beispiele, wo das Burleske so unterrichtend gewesen wäre, wo die Carricaturen so wahr, die Sitten nebst ihrem Possierlichen so edel — Doch Sie erlassen mir es wohl eben so gern, Ihnen meine Lection aufzusagen.

Ich komme zu Ihrem zweiten Schreiben durch Hrn. Kuh. Was? Logiken, Predigten und Entwürfe zu Schaumünzen hätte ich Ihnen schicken sollen? Meine Logik*) habe ich, wie Sie Ihre Kleinigkeiten, jemandem geschenkt, der die Schande auf sich genommen hat, sie unter seinem Namen bekannt zu machen. Wie ich in den Schafstall hineingekommen seyn mag, weiß ich selbst nicht mehr. Indessen habe ich doch eine Predigt zur Welt gebracht,**) über welche Doctor Slop wohl hätte einschlafen, und Vetter Toby sein lillabulero noch zweimal so laut pfeifen mögen. — Die Münze ist, wie Sie bemerken, freilich zu gelehrt. Aber ich

*) S. Nicolai's achtzehnte Anmerk. am angef. Orte.

**) S. dessen neunzehnte Anmerk. am angef. Orte.

wollte Montfaucon, Spanheim, Ebermayer und *Addison* on medals nicht vergebens gelesen haben. Wenigstens wollte ich mir die Miene geben, als wenn ich wirklich gelesen, und nicht, wie ich gethan, nur die Kupferchen betrachtet hätte. Dieser Kunstgriff, Gelehrsamkeit zu lügen, war fein genug, Herrn Ephraim und Consorten anzuführen;*) aber einen Lessing? —

Ihr Projekt zur Schaumünze ist wahrer, aber so poetisch nicht. Sie wissen, was Waller dem König von England Carl II. geantwortet hat. — Die Wahrheit sitzt heutiges Tages, wie der Bettler Ulysses, vor der Thür, und die Schlemmer werfen ihr die Knochen vor den Kopf, daß ihr die Sinne vergehen.

Sie wollen sich des seltsamen Menschen annehmen? Mein Freund! ich verspreche Ihrer Vertheidigung wenig Glück. Er kann unmöglich über das Spiel nachgedacht haben; sonst wäre ihm gewiß die wichtigste Betrachtung nicht entgangen, die man über das Spiel zu machen hat. Diese — daß man gar nicht spielen müsse. In meinen Augen hat es nicht einmal das leidige Verdienst, die Zeit zu verkürzen. Ich spiele niemals gern, wenn ich zu viel, aber fast allemal, wenn ich zu wenig Zeit habe. Und ich glaube, daß Ihnen so wenig als mir die müßigen Stunden zur Last werden können. — Ge=

*) S. Nicolai's zwanzigste Anmerk. am angef. Orte.

nug vom Spiel! Wir wollten ja vom Spinoza plaudern!

Spinoza behauptet, daß Leib und Seele verschiedene Modifikationen einer und ebenderselben Substanz sind. Wohl zu verstehen, daß er mit dem Worte Substanz eine ganz andere Idee verbindet, als wir damit zu verbinden pflegen; denn ihm ist die nothwendige Substanz auch die einzige. Hingegen lenguet Spinoza keineswegs, daß Ausdehnung und Denken zwei verschiedene attributa sind, und daß ein jedes attributum für sich selbst muß begriffen werden können, ohne den Begriff eines andern attributi zu involviren. (P. 2. prop. 6.) Es folgt hieraus, und mich dünkt, daß Spinoza dieses irgendwo ausdrücklich behauptet, daß sich keine Bewegung durch das Denken, und wiederum kein Denken durch die Bewegung begreifen lasse, sondern die Begriffe folgen aus Begriffen, und die Bewegungen aus Bewegungen, doch so, daß sie harmoniren, d. h. in der Sprache des Spinoza, daß die Begriffe per modum cogitationis allezeit eben dasselbe ausdrücken, was die Bewegungen per modum extensionis ausdrücken.

Wenn also Spinoza gleich Leib und Seele für dieselbe Substanz, dasselbe individuum hält, so hält er sie gleichwohl nicht für dasselbe Ding, sondern, wie gesagt, für ganz verschiedene Attributa, zwischen welchen gar wohl eine Harmonie Statt findet. Die Schwere und die Ausdehnung,

die Geschwindigkeit und Richtung, sind gleichfalls attributa eben derselben Substanz, aber sie sind nicht eben dasselbe Ding, und es läßt sich gar wohl eine Harmonie zwischen denselben gedenken.

Der Satz, den Sie aus dem Spinoza (Th. II. §. 163.) anführen, ist vermuthlich die XXI. Prop.; denn in der Ausgabe, die ich besitze, sind keine §. bezeichnet.

Allhier sagt Spinoza: Haec mentis idea eodem modo unita est menti, ac ipsa mens unita est corpori. Die Worte haec mentis idea müssen nicht durch den Begriff der Seele von sich selber verdeutscht werden; denn sie beziehen sich auf die XX. Prop., und Spinoza versteht darunter: mentis humanae idea, sive cognitio, quae est *in Deo*. Es ist wahr, mens humana ist nach seiner Meinung pars intellectus divini; allein in dem wahren Sinne des Spinoza müssen dessenungeachtet cognitio mentis humanae, quae est in Deo, und cognitio mentis sui ipsius wohl unterschieden werden, in so weit jene Gott, der unsere Seele nebst anderen einzelnen Dingen zugleich, diese aber Gott, in so weit er nur, was in unserm Körper vorgeht, wahrnimmt, und also Gott in ganz verschiedenen Betrachtungen angehen.

Überhaupt, dünkt mich, kommt es hier nicht auf diesen oder jenen Ausdruck an, dessen sich Spinoza bedient, auch darauf nicht, ob er mehr als Eine Substanz zugegeben oder nicht. Die Haupt-

frage ist, ob Spinoza folgende Sätze, in welchen, meines Erachtens, das Wesen der Harmonie liegt, gelehrt habe?

1) Daß Bewegung und Denken von einander unterschieden sind.

2) Daß cognitio niemals causa efficiens mutationis extensi, so wenig als extensio causa mutationis cogitationis seyn könne.

3) Daß vielmehr allezeit cogitatio ex cogitatione und motus ex motu folge.

4) Doch so, daß series motuum et cogitationum mit einander harmoniren.

Dieses sind, meines Erachtens, die wesentlichen Sätze der vorherbestimmten Harmonie, und diese hat Spinoza ja vor dem Leibnitz behauptet. Freilich machte sie jener Weltweise seinem übrigen System so angemessen, als möglich, und so oft Sie ihn auf seinem hobby-horse antreffen, muß er Ihnen ganz queerfeldein zu galoppiren scheinen. Wenn wir aber die Meinungen verschiedener Weltweisen mit einander vergleichen wollen, so müssen wir mehr auf die Sätze, als auf ihre systematische Einkleidung sehen.

Dieser Satz: die Ordnung und Verbindung der Begriffe, ist mit der Ordnung und Verbindung der Dinge einerlei, — dieser Satz, den Sie nach dem Sinne des Spinoza vortrefflich aus einander gesetzt haben, wird vielleicht in dem Leibnitzischen System anders demonstrirt, als nach dem Spinoza. Hat aber der Satz an und für sich selbst etwa beim

Spinoza eine andere Bedeutung, als beim Leibnitz? Erklärt er die Worte anders? Versteht er etwa unter Dinge, Begriffe und Ordnung etwas anders, als jedermann darunter versteht? Keinesweges. Der Sinn des Satzes ist vollkommen Leibnitzisch. Die Begriffe folgen nach ihrer Ordnung. Die Wirkungen und Ursachen folgen auf einer nach ihrer Ordnung; und weil jene diese zum Objekt haben, so kommen diese Ordnungen überein. Laß es seyn, daß Spinoza die Einheit der Substanz mit in den Beweis bringt; dieses verändert das zu Erweisende nicht. Sobald Spinoza sagt: die Bewegungen folgen nach einer gewissen Ordnung aus Bewegungen, die Begriffe folgen nach einer gewissen Ordnung aus Begriffen, und diese zwei Ordnungen harmoniren; so läßt sich meine Sophisterei rechtfertigen.

Sie sagen: „nach Spinoza stimmt die Folge und Verbindung der Begriffe in der Seele bloß deßwegen mit der Folge der Veränderungen des Körpers überein, weil der Körper der Gegenstand der Seele ist, weil die Seele nichts, als der sich denkende Körper, und der Körper nichts, als die sich ausbreitende Seele ist." Aber Leibnitz! setzen Sie, nebst einem — hinzu; und Sie wurden abgehalten, diesen — zu erklären. Ich muß Ihnen gestehen, daß mir Leibnitz von diesen Gedanken nicht sehr entfernt scheint. Nach ihm sind die Begriffe und Vorstellungen nichts anders, als Veränderungen der

einfachen Dinge, so wie sie sind, und die Bewegungen nichts anders, als Veränderungen der einfachen Dinge, so wie sie scheinen, betrachtet. Die nämlichen Modifikationen der einfachen Dinge machen, als Realitäten betrachtet, das Denken, als Phänomena hingegen betrachtet, Ausdehnung und Bewegung aus. Da nun die Seele sich die Welt (alle Veränderungen, die in den einfachen Dingen vorgehen) nach der Lage ihres Körpers in derselben vorstellt, (das heißt beim Spinoza, da der Körper das Objekt der Seele ist, und da der Körper selbst nichts anders ist, als der Inbegriff der Veränderungen, die in gewissen einfachen Dingen vorgehen, und die ich als Erscheinungen wahrnehme); so muß freilich die Reihe der Erscheinungen mit der Reihe der Realitäten, das heißt, die Bewegungen des Leibes mit den Begriffen der Seele, harmoniren. —

Halten Sie mir meine confuse Schreibart zu gute, mein Freund! Ich schreibe halb schlafend, weil ich den Brief nicht gern länger da liegen lassen, und morgen nicht Zeit haben möchte.

Leben Sie wohl, mein theuerster, bester Freund! Ich bin u. s. w.

57.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 1. Aug. 1763.

Bester Freund!

Da sehen Sie, ob der böse Feind nicht sein Spiel hat! Wie lange sehnen wir uns nach einer mündlichen Unterredung? Was haben Sie sich's im vorigen Frühjahr für Geld wollen kosten lassen, mich zu umarmen? In der That, der Verfasser der Anmerkungen *) hat Recht! Der Satan muß mir eingegeben haben, mich eben auf dem Lande zu ennuyiren, da zu Hause ein so lange erwünschtes Vergnügen auf mich wartete. Jedoch, wenn es wahr ist, was mir gute Freunde erzählt haben, daß Sie vorigen Donnerstag noch zu Berlin gewesen sind, so sind Sie weit ärger, als der Satan und seine Geschichtschreiber, der Verfasser der Anmerkungen und Herausgeber des politischen Drama's, Julius Cäsar, das der Teufel durch seinen Hokus Pokus zum Trauerspiel gemacht hat. Ich war die Mittwoche ganz früh schon wieder in der Stadt, und hätte gar wohl das Vergnügen, meinen besten, meinen würdigsten Freund zu umarmen, genießen können. Man sagt, daß Sie nicht zu Potsdam bleiben, sondern mit dem Hrn. General nach Breslau zurückgehen werden.

---

*) S. Nicolai's einundzwanzigste Anmerk. a. a. O.

Und Sie könnten wieder nach Breslau reisen, ohne mich zu sehen? Unmöglich: Wissen Sie auch, daß Hr. Ramler in Zeit von vierzehn Tagen wieder hierher eilen wird, um Sie zu sehen? — Dieses meldet er mir in einem Schreiben vom 28sten vorigen Monats, in welchem er Ihnen, in der Einbildung, Sie wären zu Berlin, sein Bewillkommnungs-Compliment macht. Nein, der General mag wollen oder nicht, Sie müssen noch vor Ihrer Abreise wieder nach Berlin; oder, wenn dieses ja unmöglich seyn sollte, so melden Sie mir wenigstens, wie lange Sie zu Potsdam bleiben werden, damit ich zu Ihnen kommen könne. Die Frau, welche Ihnen diesen Brief bringt, soll die Antwort abholen. Sie kommt wöchentlich zweimal nach Berlin.

Leben Sie wohl, mein liebster Lessing! Ich bin unveränderlich

Ihr

aufrichtiger Freund
Moses Mendelssohn.

58.

Lessing an Moses Mendelssohn.

Hamburg, den 5. Nov. 1768.

Bester Freund!

Fehler, die zur Natur geworden, entschuldigt niemand, verlangt auch niemand entschuldigt zu hören. Ich thue also, als ob dieses nichts weniger, als der erste Brief wäre, den ich aus Hamburg an Sie schreibe. Sie werden von Nicolai erfahren haben, was ich Willens bin. Ich hoffe, Ihren Beifall zu haben. Wenigstens bin ich gewiß, daß er mir nicht entstehen würde, wenn ich Ihnen alle meine Bewegungsgründe mittheilen könnte und wollte. Ob ich hier oder da bin, daran ist so Wenigen so wenig gelegen, — — und mir am allerwenigsten! Das Halbdutzend Freunde, das ich ungern verlasse, hoffe ich auch in der Ferne zu behalten und zu nutzen.

Ich will jetzt schon anfangen, Sie aus der Ferne besser zu benutzen, liebster Freund. — Hr. Eberhard hat mir gesagt, daß Sie mit meiner Erklärung des Schreckens bei Aristoteles nicht zufrieden wären. — Ich fürchte, Sie werden mit mehr Dingen nicht zufrieden seyn, die ich so hingeschrieben habe, ohne Sie zu Rathe zu ziehen. — Er fügte hinzu, daß Sie auch etwas darüber aufgesetzt hätten. Schicken Sie mir das doch ja. Ich gehe in allem Ernst mit einem neuen Commentar über

die Dichtkunst des Aristoteles, wenigstens desjenigen Theils, der die Tragödie angeht, schwanger.

Ich sage Ihnen dieses auch darum, daß Sie nicht glauben, daß ich mich auf's Künftige lediglich unter den Alterthümern vergraben will. Ich schätze das Studium derselben gerade so viel, als es werth ist: ein Steckenpferd mehr, sich die Reise des Lebens zu verkürzen. Mit allen zu unserer wahren Besserung wesentlichen Studien ist man so bald fertig, daß einem Zeit und Weile lang wird.

Leben Sie wohl, bester Freund. Wenn ich mehr schreiben wollte, könnte Herr Eberhard den Brief nicht mit bekommen, und wenn er ihn nicht mit bekäme, bekämen Sie ihn auch wohl gar nicht.

Ihr

ergebenster

Lessing.

59.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den .. Novemb. 1768.

Theuerster Freund!

Herr Eberhard muß mich unrecht verstanden haben. Wider Ihre Erklärung des Aristoteles habe ich so wenig, daß ich vielmehr vollkommen da-

mit zufrieden bin. Wenn er durch Furcht die Rücksicht auf unser Selbst, und durch Mitleiden die Sympathie für Andere verstanden haben kann, so fällt ein großer Theil der Schwierigkeiten weg, die man bei dieser Stelle sich zu machen pflegt. Über die Reinigung dieser Leidenschaften, oder die Befreiung von denselben, die nach den Griechen der sittliche Endzweck des Trauerspiels seyn soll, haben Sie sich, so viel ich mich hier in meiner Schreibstube, ohne Ihre Dramaturgie nachschlagen zu können, erinnere, noch nicht erklärt.

Dieses aber möchte ich von Ihnen wissen, ob Sie diese Furcht des Aristoteles für wahr, für der Natur und Erfahrung gemäß halten? Nichts würde, meines Erachtens, das Spiel der Illusion so sehr verderben, als diese Rücksicht auf unsere eigene theure Person. Nach geendigtem Trauerspiele vielleicht, wenn die Täuschung aufgehört hat, macht die Vernunft zuweilen diese fromme Nutzanwendung; aber in der Hitze des Affekts folgen wir dem Verlangen unserer Einbildungskraft, vergessen, wer, was und wo wir sind, was für Angelegenheiten wir haben, und was für Begegnisse uns angenehm oder unangenehm seyn dürften. Die Wirkungen dieser glücklichen Täuschung haben Sie, wie ich mich gar deutlich erinnere, in Ihrer Dramaturgie so vortrefflich aus einander gesetzt, daß ich mich schäme, Ihnen so lange davon vorgeschwatzt zu haben.

Eine gewisse Rücksicht auf uns findet bei der

Rührung Statt, die von der vorigen sehr unterschieden ist, und wie mich dünkt, von verschiedenen Beobachtern mit jener verwechselt worden ist. Ich meine die dunkle Erinnerung, daß wir ein ähnliches Unglück wirklich erlitten, oder wenigstens befürchtet haben. Diese befördert vielmehr die Täuschung, indem sie dem mitleidigen Gefühle mehr Leben und Nachdruck giebt. Der Zuschauer kann die inneren Regungen des Herzens nicht sehen, sondern er muß sie aus äußerlichen Zeichen schließen. Je fester die Zeichen mit den Regungen durch die Association der Begriffe verknüpft sind, desto lebhafter, feuriger und anschauender wird die sympathetische Regung, die den Zeichen entspricht. Niemals aber können die Zeichen eine so lebhafte Wirkung thun, als wenn wir die bezeichnete Sache selbst gefühlt, in unserm Innersten gefühlt haben, wenn wir uns noch wohl erinnern, wie einem Menschen zu Muthe ist, der dieses oder jenes in seinem Herzen fühlt. Diese Art von Rücksicht auf unsere Person gehört also zu den sympathetischen, nicht zu den selbstsüchtigen Empfindungen. Warum sympathisiren die Thiere nur mit dem Geschrei der Thiere, die von ihrer Art sind? fragt Abbt in seinem Verdienst; warum fühlt der Hund mehr Unruhe, wenn er einen Hund heulen, als wenn er ein Kind weinen hört? — Ich glaube, die Ursache sey, weil ein jedes Thier keine anderen Empfindungen anschauend kennt, als die es selbst gehabt, und die es auf eine ähnliche Weise mit

seiner Art durch diese oder jene Zeichen zu äußern pflegt. Der Mensch z. E. hat nur einen sehr schwachen, allgemeinen und unbestimmten Begriff von Schmerz, Unruhe, Leiden u. s. w., wenn er ein Thier winseln hört; aber das Weinen eines Menschen erregt selbstgefühlte, folglich anschauende Begriffe von Leiden, die ungleich wirksamer seyn müssen, und mit den Thieren verhält es sich nicht anders.

Jener Schauspieler, der die Urne seines Sohnes umfaßte, um den Tod des Orestes, im Namen seiner Schwester, mit mehr Eingeweide beweinen zu können, hat die Absicht nicht gehabt, seine wahre Person an die Stelle der nachzuahmenden zu setzen, sondern den Schmerz über den Tod eines geliebten Gegenstandes anschauender und lebhafter zu machen.

Ich umarme Sie, mein lieber Freund, wünsche Ihnen eine glückliche Reise, und bitte, mich nicht ganz zu vergessen, wo Sie auch seyn mögen. Ich bin

Ihr

wahrer Freund

Moses Mendelssohn.

60.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 29. Nov. 1770.

Theuerster Freund!

Hierbei erhalten Sie den Ferguson, der Ihnen gewiß viel Vergnügen machen wird. Den John Buncle hat unser Nicolai zu Leipzig in den Händen des Prof. Garve gelassen; ich habe ihm aber gesagt, daß er darum schreiben möchte. Ihr Manuscript,*) mein lieber Freund, schicke ich Ihnen noch nicht zurück; ich habe noch die Zeit nicht gehabt, es mit kritischen Augen durchzulesen. Es scheint mir, als wenn der Verf. zuweilen unbillig wäre. Er ist eben so sehr wider gewisse Charaktere eingenommen, als Andere für dieselben eingenommen sind. Er leitet alles aus bösen, grausamen, menschenfeindlichen Absichten her, da doch der Anführer einer Räuberbande selbst gute Absichten wenigstens mit den bösen verbinden muß. Wenn alles menschlich zugegangen seyn soll, so müssen wir auch den Menschen nehmen, wie er in jenen Zeiten, nach

---

*) Das Manuscript, woraus Lessing die bekannten Fragmente nahm, und dessen Überrest 1787. unter dem Titel: Übrige noch ungedruckte Werke des Wolfenbüttelschen Fragmentisten. Ein Nachlaß von Lessing, herausgegeben von C. A. E. Schmidt — gedruckt worden ist.

den damals so sehr eingeschränkten Einsichten von Völkerrecht, allgemeiner Gerechtigkeit und Liebe zu dem menschlichen Geschlechte hat seyn können. In diesem Gesichtspunkte werden uns die Dinge ganz anders erscheinen, als sie Ihr Ungenannter vorstellt. Wir sollten uns der Neigung nicht überlassen, gewisse Dinge zu sehr herunter zu setzen, weil sie Andere zu sehr erhoben haben; denn dadurch bringen wir nur die Schalen in ein beständiges Schwanken, und niemals ins Gleichgewicht. In Holland streiten sie jetzt so über den Charakter des Sokrates. Die Waisenhäusler, Hoffstädte und seine Clique, setzen den armen Griechen zu dem ärgsten Schandbuben herunter. Ihre Widersacher wollen ihm nicht die geringste menschliche Schwachheit zuschreiben lassen. Beide Parteien haben den Kopf voll von göttlichen Personen, Männern Gottes und Heiligen, die sie zum Maaßstabe nehmen, und was diesem Ideal nicht gleichkommt, scheint ihnen Koth, den sie mit Füßen treten können. Den Menschen als Menschen zu betrachten, ihn nach den Sitten, Gewohnheiten und Kenntnissen seiner Zeit und in Vergleichung mit seinen Nebenmenschen zu beurtheilen, dazu muß man weder Vorurtheile haben, noch sich aus Abscheu gegen Vorurtheile zur Unbilligkeit verleiten lassen; dazu muß man das Maaß der menschlichen Kräfte kennen, und keine Phantome im Kopfe haben, die uns schwindlich machen. Indessen ist das Manuscript in aller Betrachtung sehr wichtig, und allein schon eine Reise

von dreißig Meilen werth, wenn ich auch sonst nicht Ursache hätte, an die kurze Zeit, die ich zu Braunschweig und Wolfenbüttel zugebracht, mit so vielem Vergnügen zurückzudenken.

Ich bekomme so eben einen Besuch von Hrn. G*, der mit Hrn. J*** hier ist; ich höre, daß er künftige Woche wieder abreist, und kann ihm also den Ferguson mitgeben, um Ihnen Kosten zu ersparen. Dieser Brief mag also mit der Post vorausgehen.

Wenn Sie mir antworten, so melden Sie mir doch, ob die bewußte Person noch ferner in Sie gedrungen, sie das Manuscript sehen zu lassen, oder ob der Eifer nur ein so kurzer Übergang gewesen.

Leben Sie wohl, mein Freund, und lieben Sie

Ihren

Moses Mendelssohn.

61.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den . . . 1770.

Bester Freund!

Ich habe Ihnen versprochen, den Ferguson durch Hrn. G* zu schicken. Nicht wahr? Allein dieser

S* und dieser J***, deren Freundschaft gegen mich Anfangs so feurig, so lebhaft war, daß ich glaubte, sie könnten nicht 24 Stunden ohne mich vergnügt seyn, eben diese Leute haben mich am Ende nicht mehr gesehen, und sind abgereist, ohne mich es wissen zu lassen. Ich muß es in der That womit verdorben haben. Vielleicht, daß ich mich der Sache der Kunstrichter zu sehr annahm; denn diese sind jetzt der Gegenstand ihrer üblen Laune. Indessen kannte ich diese Leute allzu gut, und sahe bei der lichtesten Flamme den Rauch mit ziemlicher Gewißheit vorher. Jetzt muß ich Ihnen schon die Bücher mit der Post schicken. Das eine ist ein Buch, wofür Herr Abraham*) eins von Ihren doppelten Exemplaren des Diophantus eintauschen will, wenn auch der Fermat nicht dabei ist. Sie dürfen es ihm nur mit der Post zuschicken; denn er ist so begierig, daß er keine Nacht mehr ruhig schlafen kann, bis er seinen Diophantus in seinen eigenen Händen hat. Leben Sie wohl!

Moses Mendelssohn.

N. S. Die Briefe des Bonnet**) bitte ich mir wieder aus. Haben Sie in der Jenaischen Zeitung gelesen, was Herr Lavater in seinem Reisebuche von mir aufgezeichnet,***) und im Consistorium

*) S. Nicolai's zweiundzwanzigste Anmerk. a. a. O.

**) Ebendaselbst am angef. Orte.

***) Ebendaselbst am angef. Orte.

zu Zürich vorgelesen hat? Ich habe ihm darüber geschrieben, und erwarte seine Antwort; denn schweigen dürfte ich dazu vielleicht nicht, und was ich sagen werde, wird sowohl ihm, als mir Verdruß machen.

62.

Lessing an Moses Mendelssohn.

Wolfenbüttel, den 9. Jan. 1771.

Bester Freund!

Ich komme von Braunschweig, wo ich vierzehn Tage gewesen bin: und ich habe nun einmal das Unglück, daß ich da auch nicht eine Feder anzusetzen im Stande bin; sonst würde ich Ihnen gewiß schon eher geantwortet haben.

Ich sah, zufolge Ihres ersten Briefes, alle Stunden nach dem Ferguson aus, und war ärgerlich, daß Berlin und G* mit seinem J*** einander so lange gefielen. Denn daß sie abgereist seyn sollten, ohne weiter an das Buch und an Sie zu denken, das hätte ich mir doch kaum träumen lassen: so ähnlich es schon diesen Leuten im Grunde sieht. Ich habe angemerkt, daß ein alter witziger Kopf und eine alte Jungfer die zwei wunderlichsten Geschöpfe in der Welt sind; und wenn ich nicht be=

dächte, an wen ich schreibe, so hätte ich eben Lust, diese Gleichheit in einem schönen Epigramm auszuführen: unbekümmert, auch selbst darüber für einen alten witzigen Kopf gehalten zu werden.

Mit dem Ferguson will ich mir nun ein eigentliches Studium machen. Ich sehe schon aus dem vorgesetzten Inhalte, daß es ein Buch ist, wie mir hier gefehlt hat, wo ich größtentheils nur solche Bücher habe, die über lang oder kurz den Verstand, so wie die Zeit, tödten. Wenn man lange nicht denkt, so kann man am Ende nicht mehr denken. Ist es aber auch wohl gut, Wahrheiten zu denken, sich ernstlich mit Wahrheiten zu beschäftigen, in deren beständigem Widerspruche wir nun schon einmal leben, und zu unserer Ruhe beständig fortleben müssen? Und von dergleichen Wahrheiten sehe ich in dem Engländer schon manche von weitem.

Wie auch solche, die ich längst für keine Wahrheiten mehr gehalten. Doch ich besorge es nicht erst seit gestern, daß, indem ich gewisse Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit weggeworfen habe, was ich werde wiederholen müssen. Daß ich es zum Theil nicht schon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrath wieder in das Haus zu schleppen. Es ist unendlich schwer, zu wissen, wenn und wo man bleiben soll, und Tausenden für Einen ist das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo sie des Nachdenkens müde geworden.

Ob dieses nicht auch manchmal der Fall unseres Ungenannten gewesen, will ich nicht so geradezu leugnen. Nur Unbilligkeit möchte ich nicht gern auf ihn kommen lassen. Zwar ist Ihre Anmerkung sehr gegründet, daß man bei Beurtheilung gewisser Charaktere und Handlungen das Maaß der Einsicht und des moralischen Gefühls mit in Betrachtung ziehen müsse, welches den Zeiten zukomme, in die sie fallen. Allein doch wohl nur bei solchen Charakteren und Handlungen, die weiter nichts seyn sollen, als Charaktere und Handlungen bloßer Menschen? Und sollen das die seyn, von welchen bei dem Ungenannten die Rede ist? Ich bin versichert, er würde die ähnlichen Charaktere und Handlungen, wenn er sie im Herodotus gefunden hätte, ganz anders beurtheilt, und gewiß nicht vergessen haben, sich in ihre Zeiten und auf die Staffel ihrer Einsichten zurückzustellen. Aber sind Patriarchen und Propheten Leute, zu denen wir uns herablassen sollen? Sie sollen vielmehr die erhabensten Muster der Tugend seyn, und die geringste ihrer Handlungen soll in Absicht auf eine gewisse göttliche Ökonomie für uns aufgezeichnet seyn. Wenn also an Dingen, die sich nur kaum entschuldigen lassen, der Pöbel mit Gewalt etwas Göttliches finden soll und will: so thut, denke ich, der Weise Unrecht, wenn er diese Dinge bloß entschuldigt. Er muß vielmehr mit aller Verachtung von ihnen sprechen, die sie in unseren besseren Zeiten verdienen würden, mit aller der Ver-

achtung, die sie in noch besseren, noch aufgeklärteren Zeiten nur immer verdienen können. — Die Ursache, warum Ihnen ein solches Verfahren bei unserm Ungenannten aufgefallen ist, muß bloß darin liegen, daß Sie von jeher weniger gehalten gewesen, die getadelten Handlungen in dem Lichte der Göttlichkeit zu betrachten, in welchem wir sie schlechterdings betrachten sollen. —

Die Neugierde der bewußten Person nach dem Manuscript hat sich halten lassen. Er hat nicht eher wieder daran gedacht, als bis er mich vor einigen Tagen wieder zu sehen bekam. Ich fürchte, daß sein Verlangen, die Sache selbst besser einzusehen, ebenfalls nicht weit her ist: daher habe ich ihm auch nur bloß die Vorrede mitgetheilt, unter dem Vorwande, daß Sie das übrige Manuscript bei sich hätten. Er muß nicht von mir denken, als ob ich ihm dergleichen Dinge aufdringen wolle.

Aber was ist das für ein neuer Angriff, der in den Jenaischen Zeitungen von Lavater'n auf Sie geschehen? Ich lese diese Zeitung nicht, und habe sie auch in ganz Braunschweig nicht auftreiben können. Haben Sie doch ja die Güte, mir das Blatt mit der ersten Post zu senden. Noch mehr aber bitte ich Sie, wenn Sie darauf antworten, es mit aller möglichen Freiheit, mit allem nur ersinnlichen Nachdrucke zu thun. Sie allein dürfen und können in dieser Sache so sprechen und schreiben, und sind daher unendlich glücklicher, als andere ehr:

liche Leute, die den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn nicht anders, als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können.

Ich sende Ihnen hierbei auch Ihre Briefe von Bonnet zurück. Der Name ist mir so ekel geworden, daß ich auch nicht einmal die Wahrheit von ihm lernen möchte. Ich habe mich nicht enthalten können, dem Abt Jerusalem den Umstand von der Antedatirung der Vorrede zu der neuesten Ausgabe seines Buches zu erzählen. Der Abt sagte zu verschiedenen Malen: das ist nicht artig. Und ich antwortete dem Abt jedesmal: es ist mehr als nicht artig; es ist niederträchtig. Sie sind wahrlich verbunden, wenn Sie nicht gegen das andere Extremum des kleinen Schleichers ausschweifen wollen, den Umstand bekannt zu machen. —

Den Tausch mit dem Hrn. Abraham nehme ich recht gern an. Aber es wird ihm wohl nicht recht seyn, daß er anbei auch nicht einmal die Ausgabe des Bachet erhält; sondern es ist die ganz erste von Xylander, die aber, so viel ich sehe, das Besondere hat, daß sie die Scholia des Planudes über die zwei ersten Bücher des Diophantus enthält, welche Bachet nicht mit drucken lassen. Doch ohne Zweifel taugen auch diese Scholia nichts, welches ich von Herrn Abraham näher wissen möchte, weil unter den Manuscripten unserer Bibliothek auch die Scholia des Planudes über das einzelne Buch des Diophantus de numeris multangulis vor-

handen sind, von denen selbst Xylander nichts gewußt hat, und die überall noch nicht gedruckt sind.

Leben Sie wohl, bester Freund, und schreiben Sie mir bald wieder. Sie sehen wohl, was ich an der Zeit versäume, bringe ich an der Länge ein. Meinen Gruß an Nicolai, dem ich auch nächstens schreiben werde. Daß er mir doch ja nicht den — wie heißt der närrische Kerl?*) — zu schicken vergißt.

Dero

ergebenster Freund

Lessing.

63.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 9. April 1771.

Liebster Freund!

Ich schicke Ihnen meine philosophischen Schriften, aber ohne einen Brief dazu zu schreiben. Ich befinde mich seit einiger Zeit so übel, daß mir das Lesen und Schreiben völlig untersagt worden. Noch diesen ganzen Sommer soll ich so musenlos hinbringen, und, wie jener König, der Menschheit beraubt werden, um unter den wilden Thieren meine Vernunft wieder zu suchen.

---

*) Die Memoirs of *John Buncle.*

Leben Sie wohl, mein Freund, und mäßigen Sie Ihren Eifer zu lesen und zu denken, damit Sie desto länger aushalten. Ich bin

Ihr

aufrichtiger Freund

Moses Mendelssohn.

64.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Braunschweig, den 16. Jul. 1773.

Liebster Freund!

So eben kommen wir allhier an. Morgen ist Sonnabend, da kann ich also nicht zu Ihnen kommen. Wenn mein Reisegefährte eilt, so reise ich den Sonntag wieder von hier ab, nach Pyrmont, ohne Sie gesehen zu haben. Ist es Ihnen eine Möglichkeit, so kommen Sie, der Sie keinen Sabbath zu feiern haben, zu mir herüber; oder, weil von Möglichkeiten die Rede ist, vielleicht können Sie es möglich machen, daß Sie mit uns nach Pyrmont reisen. Ich gehe mit Hrn. Zacharias Veitel Ephraim, den Sie kennen müssen, dahin. Wir haben einen sehr bequemen viersitzigen Wagen, also ist Raum für noch zwei Personen. Hier ist auch ein Brief von Ihrem Bruder, der sich

recht wohl befindet. Wenn es Ihnen beschwerlich seyn sollte, morgen herüber zu kommen, so berede ich meinen Ephraim doch wohl noch, auf den Sonntag mit mir nach Wolfenbüttel zu reisen.

Leben Sie bis dahin wohl! Ich bin

Ihr

aufrichtiger Freund

Moses Mendelssohn.

65.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 1. Febr. 1774.

Ich kann nicht umhin, ein kleines Versehen zu rügen, das ich in Ihrem zweiten Beitrage bemerkt zu haben glaube, wäre es auch nur, um Ihnen ein Zeichen von meinem Daseyn zu geben, und zu zeigen, daß ich selbst in meiner Krankheit, und sogar Ihre Beiträge zu einem sonst mir so geringschätzig gewesenen Zweige der Litteratur, nicht ungelesen lassen kann.

In der Anmerk. S. 384. 85. führen Sie aus dem vorhin gedruckten Aufsatze Leibnitzens eine Stelle an, und sagen, daß sie unmöglich so von ihm kommen können, indem es wahrer Unsinn ist. Nun hat dieses allerdings seine Richtigkeit, daß die Stelle, so wie sie da steht, unverständlich

ist. Allein auch so, wie Sie die Stelle haben abdrucken lassen, kann Leibnitz nicht geschrieben haben, und zwar aus folgenden Gründen: 1) die Sätze: omnis homo est rationalis, und omnis homo est albus, oder omnis, qui est homo, est albus, scheinen, Ihrer Leseart zufolge, nur darin unterschieden zu seyn, daß jenes propositio universalis, dieses aber particularis seyn sollte; Leibnitz führt sie aber als Beispiel an, daß eine propositio per se und per accidens seyn könne. 2) Daß propositio particularis nicht müsse universaliter behauptet werden, ist kein novum repertum logicum. 3) Leibnitz setzt nicht für die lange Weile, omnis, *qui est* homo, est albus. Es muß ihm auch hier auf diese Subtilität ankommen, und er scheint die attributa subjecti, die ihm per accidens zukommen, durch diesen Unterschied bezeichnen zu wollen. Ich denke also, man müsse aus beiden Handschriften so etwas Verständliches zusammenflicken, und mag vielleicht Leibnitz selbst, wie folgt, geschrieben haben: V. g. recte simpliciter dicimus, omnis homo est rationalis: sed non recte dicimus, omnis homo est albus, etsi verum esset; quia albedo humanitati non cohaeret: sed dicendum, omnis, qui est homo, est albus. Qua etiam ex parte etc. Dieses giebt, wie ich glaube, einen sehr guten Sinn. Die Bemerkung ist neu, und thut dem Vertheidiger der Dreieinigkeit in der Folge keine schlimmen Dienste.

Das Prädicat: est albus, ist vielleicht unglücklich gewählt. Besser wäre vielleicht gewesen: omnis homo est bipes. Nach der Leibnitzischen Anmerkung muß es heißen: omnis, qui est homo, est bipes, weil die Zweifüßigkeit der Menschheit nicht per se, sondern per accidens zukommt. Für Ihr intelligibile, intelligens und intellectus werden sich die Herren höflichst bedanken. Sie müssen unter Ihren jugendlichen Aufsätzen noch einen finden, worin Sie diese Distinktion mit vielem Scharfsinne auseinandergesetzt haben. Unsere Cabbalisten haben auch ein Principium emanaticum, emanans und emanatum. Man erzählt sich, daß einst ein Christ einem Juden dadurch die Dreieinigkeit habe beweisen wollen. Der Jude hatte zu gleicher Zeit drei Ducaten zu bezahlen, und gab dem Christen nur Einen; zeigte ihm aber erst die Bildseite, dann die Schildseite, und endlich den Rand. Dieses sind so gut drei Ducaten, sprach er, als Ihre drei Principia drei Personen sind.

Leben Sie wohl. Ich hoffe, den Sommer Sie wieder zu sehen, und bin

Ihr

aufrichtiger Freund

Moses Mendelssohn.

Nachschrift von Herrn Nicolai.

Auch meinetwegen leben Sie wohl! Ich habe keine Hoffnung, Sie diesen Sommer zu sehen. Ich

will Ihnen also nur schriftlich Glück wünschen zu dem angelegentlichen Antheile, den die Göttingische theologische Facultät (laut den gelehrten Anzeigen) an Ihren Beiträgen zu nehmen anfängt. Herr Leß hat neulich in den gelehrten Anzeigen behauptet: wer den Hauptbeweis der christlichen Religion durch die Wunderwerke wegnähme, der nähme dem menschlichen Geschlechte alle Tugendkräfte weg. Ich dächte, Sie machten sich an einen Beweis der Richtigkeit der Wunderwerke. Alsdann bekämen Sie unfehlbar den theologischen Doctortitel, den Sie, wie Ernesti versichert, schon verdienen. Und darum ist es Ihnen eigentlich doch nur zu thun.

Es schreibt mir jemand aus Frankfurt am Main, daß gleich nach Erfindung der Buchdruckerkunst eine deutsche Übersetzung von Marco Polo Reisen herausgekommen sey, welche Ihren Abhandlungen vieles Licht geben könne. Vielleicht erhalte ich eine Nachricht davon für die Allgemeine Deutsche Bibliothek. Ich umarme Sie.

Nicolai.

66.

Lessing an Moses Mendelssohn.

Wolfenbüttel, den 1. Mai 1774.

Ich danke Ihnen, mein bester Freund, für Ihre gütige Belehrung. Sie haben vollkommen

Recht; so und nicht anders kann Leibnitz geschrieben haben. Die Unschicklichkeit des beigebrachten Exempels, omnis homo est albus, hat mich allein abgehalten, es sofort einzusehen, und diese Unschicklichkeit erkennen Sie selbst. — Aber ist es nicht sonderbar, daß Sie die wahre Lesart in einer Schrift herstellen, die Ihnen von einem Ende zum andern so completer Nonsens scheinen muß — und ist? Auch mir ist; auch ohne Zweifel Leibnitzen selbst gewesen ist. Und dennoch bin ich überzeugt, daß Leibnitz auch hier noch als Leibnitz gedacht und gehandelt hat. Denn es ist unstreitig besser, eine unphilosophische Sache sehr philosophisch vertheidigen, als unphilosophisch verwerfen und reformiren wollen. Meiner ehemaligen Grillen über eben diesen Gegenstand erinnere ich mich noch wohl, und eben sowohl auch dessen, was Sie mir damals darauf antworteten, und wodurch ich auf einmal abgebracht ward, weiter für mich selbst in Ernst daran zu denken.

Der Jude gefällt mir auch jetzt gleichwohl doch nicht, welcher in dem Geiste dieses Geheimnisses einen Ducaten für drei bezahlen wollte. Ich würde mir den Juden loben, der sich von einem armen Teufel von Christen so bezahlen ließe. — Ich bin dir, Freund, sagt der Christ, drei Ducaten schuldig; hier sind sie! Sind das drei Ducaten? sagt der Jude; das ist ja nur Einer. Aber schon gut, gieb nur her: du bist mir auch nur Einen schuldig,

Freund. — Der Jude ist bezahlt, und der Christ hat bezahlt: was sollen sie noch um Ziffern zanken?

Nicolai's freundschaftlichen Muthwillen beantworte ich ihm selbst. Ich will nicht hoffen, daß er mich wirklich so verkennt, als es aus seinen Spöttereien scheinen könnte.

Habe ich bald das Vergnügen, Sie zu sehen? Lassen Sie mich ja Ihre Ankunft voraus wissen, damit ich keinen Augenblick, worin ich Ihrer genießen könnte, verliere. Leben Sie recht wohl!

der Ihrige

Lessing.

67.

Lessing an Moses Mendelssohn.

Braunschweig, den 16. Jul. 1776.

Bester Freund!

Der Ihnen dieses überreicht,*) ist ein so guter junger Mann, daß ich eifersüchtig darauf seyn würde, wenn er eine andere Adresse an Sie von hieraus mitnähme, als meine. Er hat eine Tragödie geschrieben, die Sie vielleicht noch nicht gelesen haben, von der ich aber doch wünschte, daß Sie sie lesen möchten, um zu hören, ob mein Urtheil mit dem

---

*) Herr Leisewitz, Verfasser des Julius von Tarent.

Ihrigen übereinstimme. Ich glaube nicht, daß viel erste Stücke jemals besser gewesen.

Mein Bruder wird Ihnen ein Exemplar von den Jerusalemschen Aufsätzen gegeben haben, und ich wünschte, daß Sie mit dem, was ich dabei gethan habe, zufrieden seyn könnten. Aber so ist die einzige Absicht, die ich dabei gehabt, immer noch das Beste dabei. — Ob ich Ihre Anmerkung über den ersten Aufsatz recht gefaßt habe, werden Sie wohl sehen; sonst mir es hoffentlich aber nicht übel deuten, daß ich keinen andern Gebrauch davon gemacht habe. Es wäre unpolitisch gewesen, wenn ich auf alle Blößen meines Verfassers so deutlich gewiesen hätte. Lassen Sie mich, bester Freund, durch diese Gelegenheit angenehme Nachricht von Ihrer Gesundheit und Ihrer fortdauernden Freundschaft gegen mich hören. Ich bin

ganz der Ihrige
Lessing.

68.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Hannover, den 3. Nov. 1777.

Liebster Freund!

Ich bin dem Vergnügen, Sie zu sehen, so nahe gewesen, und kränke mich jetzt, daß ich mich

habe nach Hannover bringen lassen, ohne Sie gesehen zu haben. Mein Vorsatz war, mich allhier etwa acht bis zehn Tage aufzuhalten, und meine Rückreise über Wolfenbüttel zu nehmen. Billet von Muzel Stosch, und Brief und Blumenschachtel nahm ich mit Bedacht mit; die Papiere, um sie Ihnen persönlich zu überreichen, und die Blumen, um mir bei Madame eine Empfehlung auszusparen, die sonst ein unbekanntes bärtiges Gesicht weniger freundlich aufgenommen haben würde. Aber wie es den frommen Wünschen auf Erden zu gehen pflegt: wenn sie auch erfüllt werden sollen, so werden sie wenigstens sehr lange, für den Wünschenden mehrentheils tödtlich lange, verschoben. Ich werde mich allhier, wer weiß wie lange, aufhalten, und vor langer Weile umkommen müssen. Hierbei erhalten Sie Ihre Briefe, Madame ihre Schachtel. Bevor ich von hier abreise, werde ich das Vergnügen haben, Ihnen nochmals zu schreiben, um Sie wenigstens bei meiner Durchreise durch Wolfenbüttel nicht zu verfehlen. Leben Sie wohl.

Moses Mendelssohn.

69.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Hannover, den 11. Nov. 1777.

Bester Freund!

Ich komme ganz unfehlbar zu Ihnen nach Wolfenbüttel, ob ich gleich den Tag noch nicht bestimmen kann, wenn dieses geschehen wird. Sicherlich soll mich kein Geschäft davon abhalten; denn in der That ist mir keins so dringend, als die Begierde, Sie zu sehen, und mich mit Ihnen zu unterhalten. Sie scheinen mir jetzt in einer ruhigen zufriedenen Lage zu seyn, die mit meiner Denkungsart unendlich besser harmonirt, als jene geistreiche, aber auch etwas bittere Laune, die ich an Ihnen vor einigen Jahren bemerkt zu haben glaubte. Ich war nicht stark genug, das Aufbrausen dieser Laune niederzuschlagen, aber ich habe herzlich gewünscht, daß es Zeit und Umstände, und Ihre eigene Vernunft thun möchten. Mich dünkt, und alles, was ich sehe und höre, bestätigt mich in diesem angenehmen Dünken; mich dünkt, mein Wunsch sey nunmehr erfüllt. Ich muß Sie in dieser bessern Lage Ihres Gemüths nothwendig sprechen, wäre es auch nur, um mich zu belehren, was am meisten zu dieser Besänftigung beigetragen: die Frau oder die Freimaurerei? bessere Vernunft oder reifere Jahre?

Ihre Gespräche über die Freimaurerei habe ich

mit sehr vielem Vergnügen gelesen. Nicht, daß Sie etwa meinen Vorwitz gestillt hätten. Ich bin eines Theils dieses Unholdes schon lange quitt. Ich bin überzeugt: was Menschen Menschen verheimlichen, ist selten des Nachforschens werth, andern Theils wissen Sie am besten, daß Ihre Gespräche gar nicht darnach eingerichtet sind, die Neugier zu befriedigen. Was sie aber bei mir bewirkt haben, sind billigere Begriffe von einem Institut, das mir seit einiger Zeit fast verächtlich zu werden angefangen. Man kann sich schwerlich enthalten, die Unthaten der Kirche auf Rechnung der Religion zu setzen.

Wenn Sie aber sagen, Sie wären ein Freimaurer, wie Sie ein Christ sind, so muß ich gestehen, daß ich gerade das Gegentheil behaupten möchte. Sie sind ein Freimaurer, wie Sie nicht wollen, daß man ein Christ seyn soll; denn im Grunde verhalten Sie sich zu einem echten Freimaurer ungefähr, wie Eberhard zu Gözen. Recht in dem Tone der Heterodoxen lösen Sie den Zauber auf, der die Sinne blendet, erklären alles fein menschlich und irdisch, was den Rechtgläubigen in den dritten Himmel entzückt, predigen Rechtschaffenheit, sagen, Sokrates sey ein Christ gewesen, ohne es selbst gewußt zu haben, und behaupten in Gottes Namen: außer dem Christenthume gebe es keinen ehrlichen Mann.

Im Ernste, sollte ich fast glauben, Ihre vortreffliche Idee von der Nutzbarkeit des Instituts verdiente dem Publikum durch Thaten, aber nicht

durch Wort und Schrift, geoffenbart zu werden. Sie wissen, wie der große Haufe gestimmt ist. Sobald man ein Ding bei seinem echten Namen nennt, so heißt es: je nun, wenn's weiter nichts ist! Das Volk drängt sich nie in größere Haufen, als wenn es nicht weiß, warum.

Ihren Aufschluß von dem Ursprunge des Namens müssen Sie unserm Nicolai irgend einmal entdeckt haben. Der hat mir, wo ich nicht irre, schon verschiedentlich davon gesprochen. Wenigstens erinnere ich mich gar deutlich, so etwas von einem meiner Freunde schon öfters gehört zu haben, und außer Ihnen und Nicolai habe ich mit niemanden von der Freimaurerei gesprochen.

Ich behalte Ihre Gespräche noch in Händen, und schicke Ihnen dafür beikommenden Aufsatz über die Ideenverbindung. Prof. Engel verlangte eine Erklärung der lyrischen Dichtkunst, und dazu gehörte eine nähere Beleuchtung des Zusammenhangs der Begriffe, als gemeinhin in Compendiis vorzukommen pflegt. Für Sie wird der Aufsatz zwar nichts Neues enthalten; er kann aber dazu dienen, unserer bevorstehenden Unterredung einen bestimmten Stoff unterzulegen, damit wir in der Menge der Dinge, die wir uns zu sagen haben, ein unverrücktes Augenmerk behalten. Und hiermit leben Sie wohl! Ich komme und bringe meine Frau mit, die sich, so wie ich, Ihnen und Madame herzlich empfiehlt.

Moses Mendelssohn.

70.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Hannover, den 19. Nov. 1777.

Bester Freund!

Ich habe einen geräumigen, viersitzigen Wagen, und der Personen nicht mehr als drei. Mithin ist für Ihren Sohn ein bequemer Sitz ledig, und ich freue mich, diesen mit einer Person besetzen zu können, die Sie so nahe angeht. Ich denke, höchstens noch etwa drei Wochen hier bleiben zu müssen, vielleicht nur vierzehn Tage. Alsdann holen wir unsern Reisegefährten sicherlich ab.

Wie aber, wenn Sie unterdessen nach Hannover kämen, und durchsuchten mit mir die Leibnitzischen Papiere? der Gedanke ist so einnehmend, so tröstend in der langen Weile, in welcher ich hier schmachte, daß ich wünschte, auf diese Anfrage lieber gar keine, als eine abschlägige Antwort von Ihnen zu erhalten.

Hierbei Ihre Gespräche! Die Hauptidee ist so wichtig, und mir wenigstens so neu, daß ich auf Ihre Ausführung derselben außerordentlich begierig bin. Leben Sie wohl. Empfehlen Sie mich und meine Frau der Ihrigen, bis auf nähere Bekanntschaft.

Vollkommen der Ihrige
Moses Mendelssohn.

71.

Moses Mendelssohn an Lessing.

Berlin, den 18. Febr. 1780.

Theuerster Freund!

Herr Flies,*) der in Gesellschaft des Herrn Steudel nach Italien zu reisen im Begriff ist, wünscht vorher Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, und bittet mich um eine Adresse an Sie, da er Ihnen persönlich unbekannt seyn dürfte. Ich ergreife diese Gelegenheit gern, um Ihnen wenigstens einen schriftlichen Beweis von meinem Daseyn zu geben; Ihnen, der Sie Ihren Freunden so viele, und zum Theil so herrliche gedruckte Beweise von dem Ihrigen geben. Herr Flies ist ein Mann von großem Vermögen, der in Göttingen zu seinem Vergnügen Medicin studirt hat, und sehr gern auch in anderen nützlichen Kenntnissen unterrichtet seyn möchte. Es könnte nicht schaden, wenn alle Reichen von gleicher Denkungsart wären, und ihren Überfluß auf ähnliche Weise anzuwenden suchten. Was er bei Ihnen sucht, ist mir eigentlich unbekannt. Vermuthlich bloß Ihre Bekanntschaft, und Ihren Unterricht, die Sehenswürdigkeiten Italiens betreffend. Wäre ich in seiner Verfassung, so ließe ich Italien mit allen seinen Raritäten sicherlich das Letzte seyn, wo-

*) S. Nicolai's dreiundzwanzigste Anmerk. a. a. O.

von ich mich mit Ihnen zu Wolfenbüttel unterhielte. Leben Sie wohl, mein bester Freund! und lassen Sie Hrn. Flies merken, daß ich bei Ihnen etwas vermag.

Ihr

Freund

Moses Mendelssohn.

72.

Lessing an Moses Mendelssohn.

Wolfenbüttel, d. 19. Dec. 1780.

Liebster Freund!

Der Reisende, den Sie mir vor einiger Zeit zuschickten, war ein neugieriger Reisender. Der, mit dem ich Ihnen jetzt antworte, ist ein emigrirender. Diese Klasse von Reisenden findet sich unter Yorik's Klassen nun zwar nicht; und unter diesen wäre nur der unglückliche und unschuldige Reisende, der hier allenfalls paßte. Doch warum nicht lieber eine neue Klasse gemacht, als sich mit einer beholfen, die eine so unschickliche Benennung hat? Denn es ist nicht wahr, daß der Unglückliche ganz unschuldig ist. An Klugheit hat er es wohl immer fehlen lassen.

Eigentlich heißt er ****, dieser Emigrant; und daß ihm unsere Leute, auf Verhetzung der Ihrigen,

sehr häßlich mitgespielt haben, das kann ich ihm bezeugen. Er will von Ihnen nichts, lieber Moses, als daß Sie ihm den kürzesten und sichersten Weg nach dem europäischen Lande vorschlagen, wo es weder Christen noch Juden giebt. Ich verliere ihn ungern; aber sobald er glücklich da angelangt ist, bin ich der erste, der ihm folgt.

An dem Briefchen, das mir Dr. Flies damals von Ihnen mitbrachte, kaue und nutsche ich noch. Das saftigste Wort ist hier das edelste. Und wahrlich, lieber Freund, ich brauche so ein Briefchen von Zeit zu Zeit sehr nöthig, wenn ich nicht ganz mißmuthig werden soll. Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen Menschen kennen, der nach Lobe heißhungrig ist. Aber die Kälte, mit der die Welt gewissen Leuten zu begegnen pflegt, daß sie ihr auch gar nichts recht machen, ist, wenn nicht tödtend, doch erstarrend. Daß Ihnen nicht alles gefallen, was ich seit einiger Zeit geschrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müssen; denn für Sie war nichts geschrieben. Höchstens hat Sie die Zurückerinnerung an unsere besseren Tage noch etwa bei der und jener Stelle täuschen können. Auch ich war damals ein gesundes schlankes Bäumchen; und bin jetzt ein so fauler knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund! Diese Scene ist aus! Gern möchte ich Sie freilich noch einmal sprechen!

Lessing.

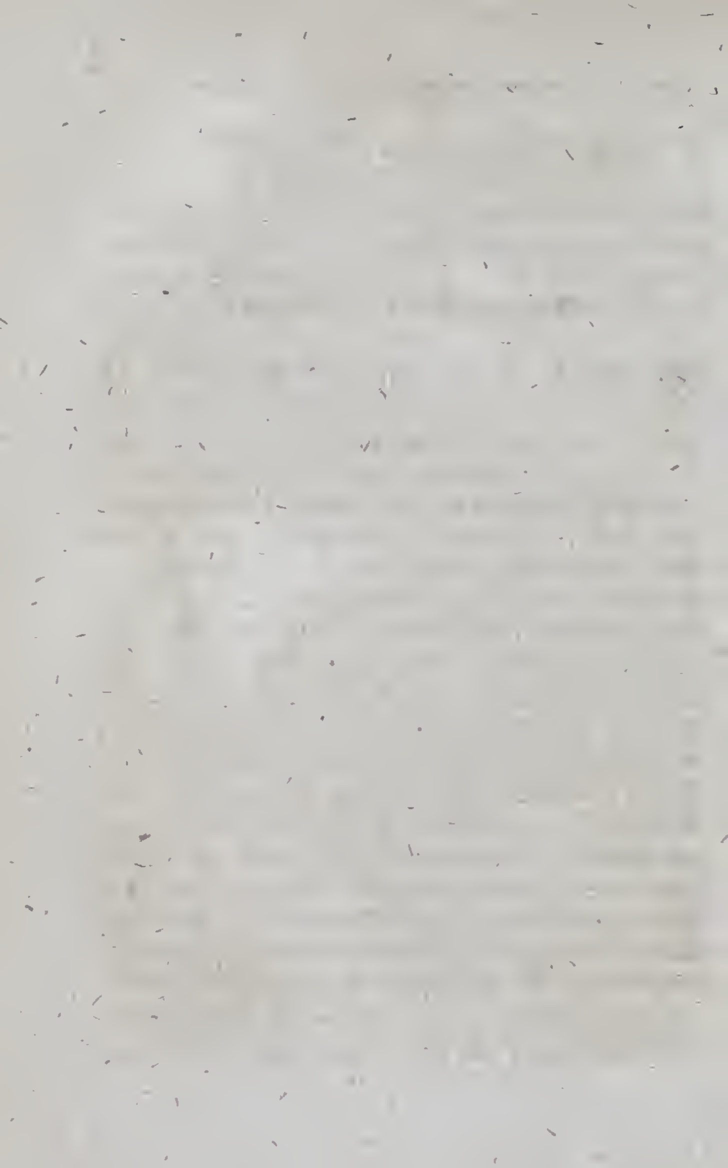
Gotth. Ephr. Lessing's

Briefwechsel

mit

Dr. Johann Jacob Reiske.

1769 — 1773.



1.

Reiske an Lessing.

Leipzig, d. 8. Febr. 1769.

Herr Professor **Milow** giebt mir eine unvermuthete, aber angenehme Gelegenheit, einem berühmten Gelehrten ein Kompliment zu machen, den ich mit ganz Deutschland seit langer Zeit bewundere und verehre. Gedachter Freund versichert mich, daß Sie erbötig sind, Dero Demosthenes Aldin., in welchem eine gelehrte Hand viele Verbesserungen hinzugeschrieben hat, mir zum Gebrauch auf einige Zeit anzuvertrauen. Dero großmüthige und uneigennützige Gesinnungen rühren mich mit einem innigen Gefühle von Erkenntlichkeit, und ich wage es, Sie bei Dero Worte zu halten. Wollen Sie mich diesen Schatz genießen lassen, so seyn Sie von der Güte, und lassen ihn Hrn. Professor **Milow** zustellen, der ihn an mich besorgen wird. Ich werde den gehörigen Gebrauch davon machen, und zu seiner Zeit Dero Willfährigkeit zu preisen nicht vergessen. Sie wissen, mein Herr, daß dieses der einzige Dank ist, womit arme Gelehrte, wie ich, dergleichen Liebesdienste erwiedern können. Fände ich in Ihrem Demosthenes mehr, als ich erwarte, und könnten Sie

sich entschließen, ihn mir ganz abzulassen, so wollte ich mich erkundigen, was Sie dafür fordern. Außerdem bitte ich, mir Anweisung zu geben, wem ich Dero Exemplar, nach einem kurzen Gebrauche von wenigen Monaten, zustellen soll, damit es Ihnen wiederum sicher zu Händen komme. — Soll ich aber auch bei der Gelegenheit mich bei Ihnen, großer Lessing, (denn Ihr bloßer Name ist doch wohl mehr, als alle Titel, werth) bedanken, daß Sie, nebst der guten Sache der Wahrheit, auch zugleich mich, und andere brave Leute, die, wie ich, unschuldig haben leiden müssen, an dem gemeinschaftlichen höllischen Feinde*) gerächt haben? Ich kann nicht leugnen, es ist mir allemal, wenn auch gleich mein eigenes Interesse nicht mit eintritt, dennoch lieb, wenn unverschämten Pralern, unwissenden Spöttern, boshaften Lästerern der Mund gestopft wird. Sind dergleichen Lotterbuben gleich unter der Kritik, und geht gleich die Züchtigung an ihnen verloren; (denn sie können nicht gebessert werden, wollen auch nicht): so verdient doch der gelehrte Pöbel, welchen sie mit ihren Harlekinaden auf der gelehrten Bierbank an sich ziehen, so viel Mitleiden, daß man ihm begreiflich macht, sein Baal, den er aus Bethörung anbetet, sey ein Ignorant, ein Plagiarius, ein Bösewicht von der verwerflichsten Art. Ich könnte Klotzen seine äußerst seichte Wissenschaft,

*) Klotz.

seine Plagia, seine Donatschnitzer unwidersprechlich darthun, ich könnte die Blöße seines grundverderbten Herzens aufdecken. Aber meine Zeit ist mir zu edel, und ich dünke mich zu gut, meine Hände mit so unedlem Blute zu besudeln. Gelassen, meiner Sache gewiß, und rühmlich stolz, erwarte ich von der Zeit, von der Wahrheit, und von der Billigkeit uneingenommener Kenner die mir schuldige Gerechtigkeit, die mir nicht entstehen kann, noch wird, wenn ich nur halb so viel Gutes an mir habe, als der unerbettelte Ruf mir beilegt. Ist an meinen Schriften etwas Gutes, sind sie brauchbar, so werden sie sich schon selbst rächen, und mich rechtfertigen. Auch die stumme Wahrheit überschreiet elende Scribenten. Sind sie aber so schlecht, als meine Feinde (oder vielmehr mein einziger Feind) sie machen, so thäte ich thöricht, und verriethe ein böses Gewissen, wenn ich mich ihrer annähme. Ich nehme also mit Wohlbedacht an diesem Kriege keinen Antheil. Ich verliere kein Wort, sondern sehe dem Ausgange ganz getrost entgegen, wobei mein Feind verlieren muß. Wiewohl er schon im Taumeln ist; denn dahin haben ihn Lessing und Herder gebracht, der Castor, der Pollux von Deutschland, den Anytum. Heben diese ihre Peitsche auf, so muß der Hund verstummen, und sich verkriechen. Ich danke Ihnen also, großer Lessing, im Namen des Publikums, und, wenn Sie wollen, auch in meinem eigenen, für die Mühwaltung, die

Sie Sich genommen haben, die Schmach so vieler braven Leute zu rächen, und wünsche Ihnen viel Glück zu Ihrem Siege. Zugleich empfehle ich mich, unter Anwünschung alles Wohlergehens zu fernerm Wohlwollen, 2c. 2c.

Dr. Reiske.

2.

Lessing an Reiske.

Hamburg, den 12. Febr. 1769.

Es geschieht mit dem größten Vergnügen, daß ich Ewr. Hochedelgeboren anbei meine Aldinische Ausgabe des Demosthenes übersende. Ich habe sie bloß wieder zurückgekauft,*) weil ich nicht wußte, daß Sie selbst der Liebhaber wären, der darauf bieten ließ, und ich sie nicht in Hände kommen lassen wollte, aus welchen sie dem neuen Herausgeber dieses Griechen nicht so leicht zukommen dürfte. Sie ist zu Ihrem Gebrauch, auf so lange Zeit Sie wollen; und ich wünsche nur, daß sie die Mühe und Zeit belohnen mag, welche ein Mann darauf wenden wird, der aus seinem Kopfe mehr nehmen kann, als er auch von dem Gelehrtesten dabei angemerkt finden könnte. Es ist mir schlechterdings

---

*) Lessing ließ, weil er Willens war, nach Italien zu reisen, seine Bibliothek verauctioniren.

unbekannt, wessen Hand es ist, der nicht allein die Druckfehler sorgfältig darin verbessert, sondern auch manche richtigere Lesarten dabei citirt hat, die bekannt gemacht zu werden verdienen, sie mögen nun aus Vermuthung oder aus älteren Handschriften geflossen seyn. Zwar vielleicht sind sie schon bekannt: denn ich habe nicht die Taylorsche Ausgabe, sondern nur hin und wieder die Wolfische damit zu vergleichen Zeit und Gelegenheit gehabt. Die größten Anmerkungen, die da und dort zur Erläuterung beigefügt sind, könnten wohl gar Stellen des Ulpians seyn. Denn ich bekenne, daß ich das Wenigste zu entziffern fähig gewesen bin: besonders da sie bei einem neuen Beschneiden des Buches gelitten haben. Ich bin begierig, das Zuverlässigere hierüber von Ewr. Hochedelgeboren zu erfahren.

Da ich übrigens kaum geglaubt hätte, Ewr. Hochedelgeboren auch nur dem Namen nach bekannt zu seyn, so muß mir der Beifall, dessen Sie meine leichten Arbeiten würdigen, desto schmeichelhafter seyn. Ich hatte lange gewartet, ob sich niemand an den plumpen Goliath der gelehrten Philister machen wolle; endlich konnte ich seinen dummen Hohn unmöglich länger ertragen, ohne ihm ein Paar Steine aus meiner Tasche an den Kopf zu werfen. Getroffen haben sie; ob er sie aber fühlen wird, das kommt auf seinen dicken Schädel an. Ich weiß wohl, daß ihn wahre Gelehrte jederzeit verachtet haben; aber das weiß ich nicht, ob ihre stillschwei=

gende Verachtung genug ist, das Publikum, welches er verwirrt, an ihm zu rächen. Einer sollte doch endlich die Stimme erheben. Und wahrlich, wenn keine, oder doch so wenige, von meiner Seite zu seyn öffentlich bezeugen, so fürchte ich, er hat mich mit seinen in ganz Deutschland zerstreuten Spießgesellen in Kurzem wieder überschrieen. Ihm aber immer auf dem Rücken zu sitzen, ist meine Sache auch nicht.

Die Mißhandlung, die er sich mit Ihrem deutschen Demosthenes erlaubt hat, muß jedes billigen Mannes Unwillen erregen. Aller der trivialen Dinge ungeachtet, die er dagegen sagt, sollte er doch wohl empfunden haben, wie viel ihm noch fehlt, um eine solche Übersetzung machen zu können. Unseren kleinen Schönschreibern wird sie freilich wohl nie gefallen; aber Leute, welche Wahrheit und Nachdruck schätzen, welche wissen, wie weit die alte populäre Beredtsamkeit sich von dem süßen Tone, von den gelehrten Sprachschnirkeln eines neuen Kanzelredners entfernt, werden sie um wie vieles nicht missen wollen. Doch, wem auch dieses nicht begreiflich zu machen, der muß sie doch wenigstens für den deutlichsten und sichersten Commentar des Originals erkennen, und zugestehen, daß sich ein Reichthum der deutschen Sprache darin zeigt, den so wenige unserer Schriftsteller in ihrer Gewalt haben.

Ich bin 2c.

Lessing.

3.

Reiske an Lessing.

Leipzig, den 28. April 1769.

Mit schuldiger Dankbarkeit schicke ich Ihnen Dero Aldinam wieder zurück. Wider den Wohlstand darf ich nicht befürchten, zu verstoßen, oder Dero Erwartung zu widersprechen, wenn ich die lautere Wahrheit bekenne. Viel Neues habe ich in Ihrem Exemplare nicht gefunden. Das allerneuste hatte ich schon aus anderen meiner oder fremder Handschriften angezeichnet. Doch erkenne ich Dero guten Willen und Dienstfertigkeit mit einem eben so lebhaften Gefühle, als wenn ich aus Ihrem Exemplare die wichtigsten Entdeckungen gemacht hätte; und überdies giebt doch desselben Beitritt dem Gewichte der anderen gleichstimmigen Codicum eine nicht unerhebliche Zulage. Meine vorgehabte Ausgabe der griechischen Oratoren steht noch zur Zeit in der crisi. Geht es aber gleich damit etwas langsam und schwierig her, so gebe ich darum doch noch nicht allen Muth auf. Zeit und Geduld überwindet vielmals die schrecklichsten Schwierigkeiten, und die Aussicht neigt sich doch nunmehr auf die bessere Seite. Sollte also ja mein Vorhaben noch einen glücklichen Ausgang gewinnen, so werde ich nicht ermangeln, den schuldigen Dank meinem Wohlthäter öffentlich abzutragen.

Die Billigkeit Ihres Urtheils von meinem deutschen Demosthenes rührt mich, und flößt mir die tröstliche Hoffnung ein, das Publikum werde endlich einmal aufhören, sich an das tobende Geschrei meiner abgesagten Feinde zu kehren, und dagegen anfangen, mit uneingenommener Wahrheitsliebe das wirklich Rühmliche zu prüfen, zu erkennen, und zu nutzen. An meiner Hochachtung gegen so ausgemachte und so bekannte Verdienste, als die Ihrigen um die gute Litteratur sind, können Sie, mein Herr, ganz nicht zweifeln; nur wünsche ich mir, bald Gelegenheit zu haben, diese Hochachtung öffentlich bezeugen zu können, der ich allezeit verharre 2c.

Dr. Reiske.

4.

Reiske an Lessing.

Leipzig, den 7. Januar 1770.

Daß ich Ihnen ein interessirtes Compliment mache, das wird Sie so wenig befremden, als Sie es mir verübeln werden. Es ist was Menschliches. Sie würden meine Gratulation auch ohne mein eigenes Bekenntniß für das ansehen, was sie ist. Mein Geständniß aber wird meine Schuld vermindern, und Ihnen ein wohlmeinendes Lächeln ablocken. Daß Ihre großen Verdienste mit einer Stelle

belohnt worden sind, deren Sie sich allemal nicht schämen dürfen, ob sie gleich weit unter Ihrem Werthe ist, darüber würde ich mich von Herzen freuen, wenn ich auch gleich für mein besonderes Antheil keinen Nutzen davon ziehen könnte. Was dünkt Sie also von der Größe meiner Freude, über die glückliche Veränderung Ihres Aufenthalts, da dieselbe mir in Zukunft ungemeine Vortheile für meine kleinen literarischen Unternehmungen verspricht: Vortheile, die mir bisher versagt waren, wozu ich mir gar keine Hoffnung machen konnte. Wenn Sie werden in Wolfenbüttel angekommen seyn, so ersuche ich Sie, dienstfertiger Freund (ich weiß, Sie denken zu edel und zu galant, als daß Sie die natürliche ungezwungene Sprache der Empfindung und der Wahrheit verschmähen sollten, mir ist es nicht gegeben, geschminkt und gleißnerisch zu sprechen, ich spreche von Herzen), ich ersuche Sie also, mir alsdann Nachricht zu ertheilen, ob in der Wolfenbüttelschen Bibliothek Mannscripte vom Demosthenes, Äschines, Lysias, und den übrigen kleinen attischen Rednern sich befinden, und durch was für Wege, und unter welchen Bedingungen, man zum Gebrauche derselben gelangen könne. Ich füge noch eine Bitte hinzu. Ihre mir neulich bewiesene Großmuth macht mich so dreist, daß ich das ohne viele Umstände und ohne Furcht einer Fehlbitte wage. An meinem Demosthenes wird jetzt wirklich gedruckt. Beigehendes soll von der Einrichtung des Drucks zeugen. Nun

sähe ich gern, wenn in der Hamburgischen neuen Zeitung die Versicherung, daß daran gedruckt und daß mit nächster Ostermesse der erste Theil erscheinen werde, gegeben, und zugleich gemeldet würde, daß eine halbe Pistole Pränumeration bis zu gedachter Ostermesse angenommen, nach der Zeit aber kein Exemplar unter 3 Reichsthaler verlassen werden solle; und daß eine kleine Anzahl auf großes, starkes und schönes Papier abgezogen werde, wovon der Pränumerationspreis 3 Reichsthaler voll ist. Es kommt bloß auf ein Wort von Ihnen an, meines Wunsches theilhaftig zu werden. Ich stehe wiederum Ihnen auf alle mögliche Weise zu Gebote, der ich unter Anwünschung alles Wohlergehens und Versicherung der lautersten Hochachtung (wiewohl eine solche Versicherung bei Ihnen entbehrlich war) verharre 2c.

Reiske.

5.

Reiske an Lessing.

Leipzig, den 6. April 1770.

Herr Randal, ein Schotte, stellt Ihnen dieses Schreiben zu. Er hat sich diesen Winter in Leipzig aufgehalten, um in dem exegetischen Theile der Theologie etwas mehr zu thun, als Leute von sei-

nem Stande und Jahren gemeiniglich zu thun pfle-gen. Jetzt ist er im Begriffe, wieder nach Hause zu gehen, und das ihm angetragene geistliche Amt anzutreten. Die schöne Bibliothek zu Wolfenbüttel möchte er gern sehen; deßwegen hat er seinen Weg eigentlich über Wolfenbüttel und Braunschweig ge-nommen. Er bat mich, ihm Gelegenheit dazu zu verschaffen. Was konnte mir angenehmer seyn, als eine solche Gelegenheit, zu gleicher Zeit einem Freunde, der an mich von England aus recomman-dirt war, zu dienen, und Sie, mein hochgeehrtester Herr, meiner Ergebenheit zu versichern, und Ihnen meine Dankbarkeit für die so freundschaftliche Auf-nahme meines letzten Schreibens zu bezeigen? Ihre Emsigkeit, mir gefällig zu werden, und mein de-mosthenisches Werk zu befördern, hat in der That meine Erwartung übertroffen. Wie hätte ich selber mehr thun können, als Sie gethan haben? Wenn doch auch nur der Erfolg dem Ernste Ihrer Be-mühungen und der Lauterkeit Ihrer Absichten ent-spräche! Doch das wird, wie ich hoffe, die nahe Ostermesse weisen. Von ganz Deutschland zusammen-genommen verspreche ich mir so viel Beistand nicht, als ich mir von Hamburg allein verspreche. Trifft meine Hoffnung ein, so werde ich von Ihrer Em-pfehlung, einer eben so ernstlichen und wichtigen, als für mich rühmlichen Empfehlung, reiche Früchte erndten, Sie dafür segnen, und um desto muthiger in der Laufbahn, die ich nun einmal betreten habe,

fortfahren. In wenigen Tagen wird der erste Band des Demosthenes fertig seyn. Könnte derselbe durch Dero Vermittelung ein eben so ehrenvolles Zeugniß in der Hamburgischen Zeitung erhalten, als die bloße Ankündigung und Probe desselben zu erhalten das Glück gehabt, so würde das ein Zuwachs der Verbindlichkeiten seyn, unter welche Sie, hochgeehrtester Herr Bibliothekar, versetzt haben 2c.

Dr. Reiske.

6.

Reiske an Lessing.

Leipzig, den 12. Mai 1770.

Es ist mir ein wahres Vergnügen, Ewr. Wohlgeboren mit dem ersten Theile eines Werks aufzuwarten, zu dessen Empfehlung Sie, schon da es noch in der Geburt war, zum voraus so viel beigetragen haben. Weil ich nicht zweifle, daß Ihr Ansehn bei den Verfassern der neuen Hamburger Zeitung, Ihrer Entfernung ungeachtet, dennoch einen starken Einfluß habe, so erkühne ich mich, Sie zu ersuchen, es dahin zu vermitteln, daß in gedachter Zeitung eine zu besserm Vertriebe meines Werks gereichende Anzeige mitgetheilt werde. Könnte es durch Dero Vermittelung geschehen, daß auch die Herzogliche Bibliothek, der Sie vorstehen, ein

Exemplar nähme, so geschähe mir darunter eine Gefälligkeit. Zwar weiß ich wohl, daß dergleichen Bitten und Dienstleistungen keinen von uns Beiden kleiden. Aber die Verfassung der Welt, in der wir leben, macht sie unvermeidlich. Wenigstens muß ich, da ich einmal die Rolle eines Verlegers wider meinen Willen spielen muß, mich zu dergleichen Erniedrigungen bequemen. Herr Randal, ein Schotte, wird Ihnen vor einigen Wochen ein Schreiben von mir eingehändigt haben, und ich hoffe, daß es gütige Aufnahme werde erhalten haben. Ob die vorgeschlagene Subscription auf meinen Demosthenes bei dem Hamburgischen Intelligenz-Comptoir zu Stande gekommen, und Gelder daselbst eingegangen sind, ist mir jetzt noch nicht wissend. Zwar versprach ich mir von Hamburg wenigstens einigen Beistand; aber zu meiner Befremdung ist noch weit weniger von daher, als selbst von Leipzig eingegangen, wo doch ihrer sechs noch pränumerirt haben. Doch ich will Ew. Wohlgeboren mit dergleichen Kleinigkeiten nicht behelligen. Dürfte ich aber wohl so frei seyn, und mich erkundigen, unter was für Bedingungen man wohl aus der Wolfenbüttelschen Bibliothek etwas von Manuscripten hierher nach Leipzig bekommen könnte, falls man meinte, des einen oder des andern von daher benöthigt zu seyn? Unter Versicherung aufrichtiger Hochachtung und Anwünschung alles Wohlergehens verharre ich rc.

Dr. Reiske.

7.

Reiske an Lessing.

Leipzig, d. 5. Oct. 1770.

Woher die Sage entstanden ist, daß Ew. Hochedelgeboren sich in England aufhielten, kann ich nicht sagen. Allemal hat die Sage dieses hier bei uns ausgebreitet; und ich hatte ihr bisher Glauben beigemessen. Und wer mußte das nicht glauben, da es nichts Unmögliches, und diese Reise, wie es heißt, in Ihres Herrn Dienste angestellt war. Nunmehr aber hat die Zeit die Sage vernichtet, und mir den Wahn benommen. Sie sind also den ganzen Sommer in Wolfenbüttel, und noch dazu in Ihrem neuen Felde recht fleißig gewesen. Die Sache hat es gewiesen. Ich habe was gesehen, ich darf es aber niemanden sagen. Nun verstehen Sie mich. Entdeckungen, die zur Ehre der gesunden Vernunft gereichen, und den Unsinn beschämen, und verstummen heißen, wie kann man sich enthalten, Ihnen dazu Glück zu wünschen? Zwar könnte es einen, der die Stärke, die zu allen Arten von Witz und Scharfsinn und Genauheit aufgelegte Stärke Ihres Geistes, etwa nicht kennen sollte (wiewohl deren wenige seyn können), befremden, daß ein Lessing Entdeckungen in den Scholastikern macht. Aber ein solcher Eifer für die Wahrheit steckt nicht nur in der gelehrten Geschichte der dunkelsten Zeiten

ein neues Licht auf, sondern rechtfertigt auch die Wahl Ihres Herrn in Ihrer Person, zu dem Posten, den Sie jetzt bekleiden, und verspricht der Zukunft noch mehr herrliche Früchte, theils von Ihrer eigenen Scharfsichtigkeit, theils von Ihrer Willfährigkeit, anderen Gelehrten mit den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek an die Hand zu gehen. Ich bekenne, daß ich einer von denen bin, die sich mit einer solchen Hoffnung nicht vergeblich schmeicheln. Verwichenen Sommer habe ich, außer der Besorgung meines Demosthenes, auch noch in den Nebenstunden den Libanius bearbeitet. Von diesem Autor erhielt ich einen vortrefflichen Codex auf Pergament aus Augsburg. Aus diesem Codex, und zweien anderen aus München, habe ich nicht nur ganze noch ungedruckte Stücke mir abgeschrieben, sondern auch die häufigen Lücken in den gedruckten Ausgaben ergänzt, und die noch häufigeren und unglaublich groben Fehler derselben gebessert; so daß ich im Stande wäre, eine vollständige und zuverlässige Ausgabe von diesem Autor zu liefern. Und allerdings wird das auch geschehen, wenn anders Gott Leben und Kräfte fristet, und ich mit meinem Demosthenes wohl fahre. Nur fehlen in den Manuscripten vom Libanius, die ich bei mir habe, einige Stücke aus dem ersten Bande der Operum ex editione Morelli; und just alle diese Stücke, bis auf eins, befinden sich in einem Manuscripte der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, welches ich

selbst ehedem auf meiner Rückreise aus Holland daselbst gesehen und in Händen gehabt habe. Herr Professor Eulencamp hat mir vor einigen Jahren ein Verzeichniß der in diesem Codice befindlichen Stücke geschickt. Könnte ich wohl dieses Buch auf einige Zeit erhalten? Wenn es auch nicht eher als auf nächste Ostermesse, und nicht länger als während der Messe wäre. Und auf was für Bedingungen? Ich bitte, mir bei Gelegenheit Dero Gedanken hierüber zu eröffnen. An Ihnen, hochgeehrtester Herr Bibliothekar, hoffe ich einen nicht weniger willfährigen Beförderer meiner guten Absichten zu finden, als ich an dem Herrn von Öfeln in München, und an den Herren Curatoren der Bibliothek zu Augsburg, auf Vorsprache des Herrn Seniors Brucker, gefunden habe. Den ersten Band von meinem Demosthenes wird Ihnen unfehlbar der Herr Magister Ebeling, Inspektor bei der Handlungs-Akademie zu Hamburg, zugestellt haben, an den ich ihn, nebst einem Schreiben an Ew. Hochedelgeboren, vergangene Ostermesse durch Herrn Bohn von Hamburg schickte. In dem zweiten Bande, womit ich Ihnen jetzt aufwarte, werden Dieselben eine kleine Nachlese von ungedruckten Scholien finden, welche aus der Aldina entlehnt sind, deren Gebrauch vor einigen Jahren Dero Gütigkeit mir gestattete. Sollte sich wohl etwas von Hülfsmitteln zu den kleineren griechischen Rednern auf der Bibliothek finden, der Sie mit so vielem

Ruhm vorstehen? Ich habe Ursache, es zu vermuthen, und wünschte wohl, daß ich mich in meiner Vermuthung nicht irrte, und daß ich eine kurze Anzeige davon erhalten könnte. Allemal würde ich Dero Beihülfe auf eine rühmliche Art zum allgemeinen Besten nutzen, und auf alle Weise mich in Dero Gunst zu befestigen suchen, der ich mit größter Hochachtung verharre 2c.

Dr. Reiske.

8.

Lessing an Reiske.

Braunschweig, d. 13. Oct. 1770.

Ich muß mich äußerst schämen, Ewr. Wohlgeboren länger als ein halbes Jahr Antwort auf Dero Briefe schuldig zu seyn, deren jeder mir so besonders angenehm gewesen. Um Dero Verzeihung desfalls zu erlangen, glaube ich wohl, wird es das beste seyn, die lautere Wahrheit zu gestehen. Ich fand bei Antretung meiner jetzigen Stelle auf einmal so viel Arbeit vor mir, daß ich mir sofort das Gesetz machte, während des ganzen Sommers keinem einzigen von allen meinen Gönnern und Freunden weder zu schreiben, noch zu antworten. Ich rechnete auf ihrer aller Nachsicht, und ich wünsche nur, daß ich auf die Nachsicht Ewr. Wohlgeboren vornehmlich nicht umsonst möge gerechnet haben.

Was mich am meisten beschäftigt, ist die Ankündigung eines hiesigen Manuscripts, wovon Überbringer dieses Denenselben ein Exemplar überreichen wird. Ich weiß wohl, daß weder der Verfasser, noch die Materie für einen Gelehrten, wie Ew. Wohlgeboren, sehr interessant seyn kann. Ich würde selbst das Manuscript, wenn ich nur auf seinen wahren Werth hätte achten wollen, kaum des Ansehens gewürdigt haben. Nur in Betrachtung, daß es so eine außerordentliche Seltenheit sey, glaubte ich, zu Ehren der mir anvertrauten Bibliothek, schon einigen Fleiß darauf wenden zu müssen. Zudem wollte ich mich gern als einen solchen Bibliothekar ankündigen, dem nicht alles und jedes gleichgültig sey, was nicht in sein Lieblingsstudium einschlägt, um schlechterdings keine Art von Gelehrten abzuschrecken, sich der Bibliothek durch mich zu bedienen.

Freilich würde es mir lieber gewesen seyn, Denenselben, zum Behuf Ihrer Ausgabe der griechischen Redner, eins und das andere auffinden zu können. Aber ich muß Ewr. Wohlgeboren leider melden, daß unter den Manuscripten sich schlechterdings nichts findet, was zu dieser Absicht dienlich seyn könnte. Unter den gedruckten Büchern ist zwar manches, was den Apparatum literarium von diesen Rednern überhaupt vollständiger machen könnte; allein was zur Berichtigung des Textes ersprießlich seyn könnte, davon ist mir nur wenig in die Hände

gekommen, und das Wenige ist von keiner besondern Wichtigkeit. Ich rechne dahin ein Commelinisches Exemplar der kleinen Redner, welches Chr. Gryphio gehört, der auf den Rand einiges dabei angemerkt hat, deßgleichen den ganz griechischen Abdruck der einzelnen Rede des Demosthenes *κατα Κονωνος αἰκιας* (Parisiis apud Joannem Ludovicum Tiletanum 1539. in 4to), der von einer unbekannten Hand mancherlei verschiedene Lesarten und Verbesserungen hat, die mir nicht unbeträchtlich geschienen; nur habe ich noch nicht Zeit gehabt, nachzusehen, ob sie nicht schon in nachherigen Ausgaben genutzt worden. Ich will beides des nächsten Tages genauer ansehen, und was sich nur einigermaßen der Mühe verlohnt, für Ew. Wohlgeboren daraus abschreiben lassen. Bei dieser Gelegenheit muß ich aber doch nicht vergessen, zu fragen, ob Denenselben das Manuscript vom Äschines in der Bibliothek zu Helmstädt schon bekannt? Wenn dieses nicht wäre, so könnte ich Ewr. ꝛc. gar leicht nähere Nachricht, ja, nöthigen Falls, den eigenen Gebrauch davon verschaffen. Auch habe ich unter den Reimarus'schen Manuscripten in Hamburg ungedruckte griechische Scholia über die zwei Reden des Äschines *κατα Τιμαρχον* und *περι παραπρεσβειας* gesehen; doch da Hemsterhnis derselben in seinen Noten über den Timon des Lucian gedenkt, so werden diese Ewr. Wohlgeboren gewiß nicht verborgen geblieben seyn. Widrigenfalls ich gleichfalls gar leicht die Abschrift

davon verschaffen könnte. Ich bedaure nur, daß Ew. Wohlgeboren so wenig Unterstützung von außen finden. An meiner Empfehlung in Hamburg habe ich es nicht mangeln lassen; aber auch da ist es mit dem Studium der griechischen Sprache ziemlich aus, und ich habe es vorausgesehen, daß die Subscription nicht besonders ausfallen würde.

Ich habe Überbringer dieses zugleich aufgetragen, die Pränumeration auf zwei Exemplare des Demosthenes gegen Quittung zu entrichten, wovon das eine für die Bibliothek soll, und das andere für den hiesigen Herrn Professor Ebert, der sich Denenselben vielmals empfehlen läßt. Von ersterm habe ich den übersendeten ersten Theil bereits erhalten, und ich erwarte dazu nur noch den zweiten, wenn er anders schon fertig ist.

Den Herrn Randal habe ich persönlich nicht kennen lernen. Er war durch Wolfenbüttel gegangen, ehe ich noch daselbst angekommen war, und hatte den Brief zurückgelassen.

Auch diese Zeilen schreibe ich noch in der äußersten Zerstreuung allhier in Braunschweig, und ich muß es auf meine Zurückkunft nach Wolfenbüttel versparen, was ich sonst Ewr. Wohlgeboren zu melden vorhatte. Nur wünschte ich vorher von Dero Verzeihung eines so unhöflichen langen Stillschweigens mit einem Worte versichert zu seyn. Der ich bis dahin verharre ꝛc.

Lessing.

9.

Reiske an Lessing.

Leipzig, den 17. Octob. 1770.

Nur vor wenigen Tagen reiste ein Schweizer, Herr Hybner, von hier nach Braunschweig. Dem gab ich ein Schreiben an Ew. Hochedelgeboren mit, welches Dieselben nunmehr erhalten haben werden. Kurz darauf brachte mir Herr Gäbler ein Schreiben von Ihnen, nebst einem schönen Präsente.*) Ich kann nicht leugnen, ich hatte von dem letztern bereits schon vorher einen Vorschmack gehabt. Herr Gäbler hatte mir die Gefälligkeit erwiesen, und das noch unvollkommene Werk mir auf ein Paar Stündchen zum Durchsehen mit nach Hause gegeben. Da hatte ich die größte Hälfte desselben mit Vergnügen durchgelesen. Nun will ich es ganz und mit Muße lesen, und recht einnehmen. Schon bei der ersten Lectüre bewunderte ich nicht nur den schönen, witzigen, naiven, ausgesuchten Vortrag (wiewohl das nichts Neues ist, denn den kennt und erwartet man so schon von Ihnen, als etwas Ihnen Eigenthümliches, das Sie nie verleugnen, nie ablegen können), sondern auch noch mehr die Gründlichkeit, mit welcher Sie in Ihr Thema eindringen und es erweisen. Wiewohl, ein Geist wie der Ihrige, ist

*) Die Ankündigung des Berengarius Turonensis.

zu allem aufgelegt. Er findet sich in alles. Überall, wo er nur hinkommt, bringt er Deutlichkeit und Scharfsinn mit. Über alles, was er bearbeitet, breitet er Licht und Anmuth aus.

Für die Nachrichten, die griechischen Redner betreffend, bin ich Ewr. Hochedelgeboren sehr verbunden. Daß ein Manuscript vom Äschines sich zu Helmstädt befinde, das ist für mich etwas Neues und Unerwartetes. Daß mein Vetter, der Herr Professor W., mir nie etwas davon geschrieben hat, das könnte ich gewiß nicht begreifen, wenn ich nicht sonst schon aus anderen Datis ziemlich zuverlässig wüßte, daß er ein wenig ungeschäftig ist. Thun Sie mir doch die Liebe, mein hochgeehrtester Herr Bibliothekar, und lassen mir dieses Manuscript, entweder in Natura, wenn es seyn könnte, oder wenigstens eine zuverlässige Collation davon zukommen, und je eher, je lieber. Denn künftige Woche G. G. wird der Abdruck des Äschines angefangen werden. Weil ich von allen Orten und Enden vernehme, daß man neben dem Griechischen auch gern die lateinische Übersetzung und die Anmerkungen darunter hätte, damit man, was zu jeder Stelle gehört, und darüber geschrieben ist, mit einem Blicke überschauen könne: so habe ich mich entschließen müssen, meinem Äschines eine neue Gestalt zu geben, und ein anderes größeres Format zu wählen. Er wird also in Großmedian-Quart gedruckt werden. Auf der einen Seite der Text, gegenüber die Übersetzung, und

unten darunter die griechischen Scholien und die Anmerkungen von Wolf, Taylor, Markland und mir. Von den griechischen Scholien zum Äschines habe ich eine dreifache Abschrift, und unter den Taylorschen Papieren, die ich nur erst vor Kurzem aus London erhalten habe, auch noch einen andern, von jenen verschiedenen Scholiasten entdeckt. Das Anerbieten Ewr. Hochedelgeboren, mir eine Abschrift von den Scholiasten aus der Reimarischen Verlassenschaft zu verschaffen, muß ich nun zwar wohl ablehnen, weil ich mit diesem Hülfsmittel genugsam versehen bin; gleichwohl möchte ich aber doch wohl gern wissen, durch welchen Kanal Sie es mir verschaffen könnten, im Falle, daß ich dessen benöthigt wäre. Denn es könnte sich zutreffen, daß in den Reimarischen Papieren noch eins und das andere wäre, das ich bei meinem Unternehmen nutzen könnte. Auch möchte ich wohl die seltene Ausgabe von Demosthenes Rede in Cononem, deren Ew. Hochedelgeboren in Ihrem Schreiben Erwähnung thun, (Paris 1539. apud Tiletanum) bei Gelegenheit sehen. Sie thäten mir einen Gefallen, wenn Sie mir dieselbe künftige Ostermesse durch Herrn Gäbler zum Ansehn übermachten. Er sollte sie gleich wieder zurückbringen. Meine Pränumeranten mehren sich zwar eben nicht zusehends, doch allemal mehr, als man, in der Art wenigstens, erwarten sollte. Anfänglich hatte ich mit Mühe ihrer 40 zusammengebracht. Jetzt aber kann ich doch schon, Gott sey

Dank dafür gesagt! an die 100 zählen. Mehren sie sich ferner in einem solchen immer steigenden Verhältnisse, so werde ich bald im Stande seyn, mein Vorhaben wenigstens ohne Schaden durchzusetzen. Indessen fahre ich in getroster Zuversicht zu dem göttlichen Beistande und Segen fort, und gedenke von einem halben Jahre zum andern einen Band zu liefern. Mein letztes Schreiben, das Herr Hybner überbracht hat, ersuche ich Ew. Hochedelgeboren nach Dero Bequemlichkeit zu beantworten, und mir Dero schätzbare Freundschaft auch fernerhin beizubehalten, der ich verharre ꝛc.

10.

Lessing an Reiske.

Wolfenbüttel, den 17. Dec. 1770.

Es hat einige Schwierigkeiten gehabt, ehe ich die Handschrift des Äschines aus der Universitätsbibliothek zu Helmstädt bekommen können. Endlich ist sie in meinen Händen, und ich will eilen, damit sie unverzüglich in dessen Hände komme, der sie am besten nutzen kann. Ich habe zwar versprechen müssen, sie nicht außer Landes zu schicken; doch nach aller genommenen Vorsicht in Übermachung derselben, will ich einmal annehmen, daß Gelehrte, die einander dienen wollen, alle in einem Lande leben.

Auch habe ich versprechen müssen, sie innerhalb sechs Wochen wieder einzuliefern, und ich zweifle nicht, daß Ew. Wohlgeboren sie nicht in dieser Zeit sollen abfertigen können.

Ob es sich überhaupt mit ihr groß der Mühe verlohnen dürfte, werden Dieselben bald sehen. Sie ist ein wenig gar zu neu; denn sie ist nicht älter, als aus der Mitte des 15ten Jahrhunderts, als um welche Zeit ihr Schreiber, der sich in der Schlußnote selbst nennt, Georgius Chrysococca, gelebt hat, wie ich bei dem Montfaucon finde (Palaeog. gr. lib. I. c. 8. pag. 99.), wo zwei andere Handschriften von ihm angeführt werden. Auch der Joannes Aurispa, für den Chrysococca nach eben dieser Schlußnote das Werk geschrieben, ist nicht unbekannt; und wir haben von ihm unter unseren Manuscripten einen Martial, den sein Freund Antonius Panormita von ihm geschenkt bekommen. Sobald Ew. Wohlgeboren mit den griechischen Rednern fertig sind, und sich über den Libanius machen wollen, soll auf den ersten Wink die Handschrift, die sich hier unter den Manuscripten des Gudius, von seinen Reden und Declamationen befindet, zu Dero Diensten seyn. Noch findet sich auch unter den nämlichen Manuscripten ein Band von Briefen des Libanius; ich glaube aber, daß Wolf denselben bereits genutzt hat.

Überhaupt können Ew. Wohlgeboren darauf rechnen, daß Ihnen schlechterdings nichts vorenthal-

ten seyn soll, was Sie zu einer oder der andern Arbeit aus dem hiesigen Vorrathe an Büchern und Handschriften brauchen können und wollen. Wie sehr wünschte ich, daß Sie selbst einmal im Sommer eine kleine Excursion anher machen, und sich selbst einige Tage unter den letztern umsehen wollten! Wir besitzen auch verschiedene Arabische Handschriften, von welchen ich aus den Catalogis nicht sehen kann, was sie enthalten; und von wem könnte ich das sonst erfahren, als von Ihnen?

Nun erlauben mir Ew. Wohlgeboren aber auch meiner Seits eine Bitte. Ich möchte gern für die Bibliothek alles haben, was Sie herausgegeben, und ersuche Dieselben also um ein vollständiges Verzeichniß aller, auch Ihrer kleineren Schriften, mit Nachweisung, wo selbige zu bekommen. Da ich aber wohl weiß, daß ein großer Theil derselben auf Ihre eigene Kosten gedruckt worden: so bitte ich von allen diesen mir ein Exemplar je eher je lieber auf der Post zu übermachen. Wenn ich nicht irre, so sind unter diesen besonders die Observationes in varios autores Graecos und die Anthologia graeca Cephalae, an welcher mir vornehmlich liegt, und die ich gar zu gern recht bald hätte. Die Bezahlung dafür soll der Factor unserer Waisenhaus-Buchhandlung auf künftige Ostermesse leisten, dem ich denn auch die einzelne Rede des Demosthenes, Paris. apud Tiletanum, mitgeben will.

Es hat mir übrigens sehr geschmeichelt, daß

Ew. Wohlgeboren mir Dero Beifall wegen des Berengarius bezeigen wollen. Freilich urtheilen Sie allzu gütig davon; aber ich werde nicht vergessen, wie viel davon mehr zu meiner Aufmunterung, als zu meinem Lobe anzunehmen ist.

Erlauben Sie, daß ich noch meine Empfehlung an Dero Frau Gemahlin hinzufügen darf, der wir bei so mühsamen Werken so viel zu danken haben. Die Aufgabe ist gelöst, ob ein Gelehrter heirathen soll, wenn es viele solche Personen ihres Geschlechts giebt.

Ich verharre mit vollkommener Hochachtung ꝛc.

Lessing.

11.

Reiske an Lessing.

Leipzig, d. 2. Jan. 1771.

Nie habe ich in meinem Leben einen schönern, einen angenehmern heiligen Christ bekommen, als der Ihrige ist. Er bescherte ganz unvermuthet und zu rechter Zeit, just am heiligen Abend. Wirklich, Ihre Dienstfertigkeit geht weit, und überschreitet die Grenzen meiner Erwartung. Seyn Sie versichert, daß ich dieselbe behutsam und mit Bescheidenheit gebrauchen werde. Der Codex soll, vom Neuen Jahre an zu rechnen, binnen sechs Wochen Ihnen zu Hän-

den kommen. Denn die Feiertage können doch wohl abgerechnet werden, da ich ihn nicht habe brauchen können. Einige Proben der Collation haben mich belehrt, daß er ein trefflicher Codex von ausnehmender Güte ist. Von allen Manuscripten vom Äschines, die Taylor gebraucht hat, thut keiner es ihm an Richtigkeit des Textes zuvor, und an Vollständigkeit kommt ihm keiner gleich. Allemal wird es Deutschland, und Helmstädt insonderheit, zur Ehre gereichen, einen solchen Codicem zu besitzen, der in Ansehung des Werthes dem bekannten Augsburgischen Demosthenes auf Pergament an die Seite gesetzt werden kann. Ich werde mit mehrerem in der Vorrede von diesem Codice sprechen. Aber wie bringe ich es herum, daß es niemand erfährt, daß ich den Codicem selbst bei mir gehabt habe? Oder darf ich eben kein Geheimniß daraus machen? Am besten wäre dieses letztere freilich wohl, und befreite mich von manchem Zwange. Wer ist denn der Herr Bluhme, der den Codicem der Bibliothek geschenkt hat? Aber wie steht es denn mit Ihrem Demosthene Guelpherbytano? Haben Sie denselben aus England wieder zurück? Taylor macht viel Wesens aus ihm. Aus dessen Beschreibung schließe ich, daß er den Codicem selbst in Händen gehabt haben müsse. Nur kommt es mir bedenklich vor, daß just bei der Stelle seiner Adversariorum, wo er von diesem Wolfenbüttelschen Codice spricht, ein großes Stück Papier mit Fleiß herausgeschnitten ist. Die

Collation von diesem Codice über die Philippicas finde ich in Taylor's Papieren nicht. Und doch hat Herr Rektor Heusinger, auf geschehene Anfrage, mich versichert, daß zu Wolfenbüttel kein Manuscript vom Demosthenes vorhanden sey. Diese beiden Umstände zusammengenommen, bringen mich auf einen Argwohn, auf dessen Grund zu gehen vielleicht sich noch wohl der Mühe verlohnen dürfte. Übrigens danke ich zum schönsten für die Ehre des Standplatzes, den Sie, mein hochgeehrtester Herr, meinen geringen Arbeiten erweisen wollen. Auf künftigen Sommer, will's Gott, habe ich mir vorgenommen, eine kurze Lustreise nach Wolfenbüttel zu thun, und von den dortigen arabischen Manuscripten eine zuverlässige Nachricht aufzusetzen. Sie können sich darauf verlassen, wenn Gott Leben und Gesundheit verleihet. Eher aber kann es nicht geschehen, als zu Ausgange des Juli oder zu Anfange des Augusts. Denn alsdann haben wir Schulleute unsere Hundstagsferien. Ich werde alsdann auch meine Frau mitbringen, die sich zum Voraus ein Vergnügen daraus macht, dem berühmten Lessing ihre Hochachtung gegenwärtig bezeigen zu können, den sie in seinen Schriften bewundert. Für jetzt schließe ich mit Anwünschung eines frohen Jahreswechsels, und in Erwartung fernerweitigen Wohlgewogenheit von Ihnen, mein hochgeehrtester Herr Bibliothekar, verharre ich 2c.

Dr. Reiske.

N. S. Überbringer dieses, Herr Dohm*) aus Lemgo, der nach Hause reist, wünscht die Bibliothek zu Wolfenbüttel zu sehen, und erbittet sich von Ewr. Hochedelgeboren eine geneigte Aufnahme. Das Päckchen Bücher soll in acht Tagen nachfolgen.

12.

Reiske an Lessing.

Leipzig, den 25. Jan. 1771.

Ohne Erneuerung meines innigsten Dankes kann ich das Manuscript nicht zurückschicken, dessen Gebrauch ich Dero großmüthiger Geflissenheit zu verdanken habe. Zwar verbietet die Kürze der Zeit alles Wortgepränge. Aber außerdem, daß ich, wenn es aufs Complimentiren ankommt, eine sehr ärmliche Figur mache, so begnügen Sie sich auch an dem bloßen Geständnisse der Verbundenheit. Das Gefühl der Größe der Schuld, worin ich bei Ihnen durch diese Wohlthat gerathen bin, läßt sich ohnedies mit Worten nicht ausdrücken. Übrigens beziehe ich mich auf mein letztes vor etwa vierzehn Tagen abgelassenes Schreiben, welches Dieselben durch Hrn. Dohm unfehlbar erhalten haben werden. Nächst-

---

*) Der nachherige Geheime Rath und Kreis-Directorial-Gesandte von Dohm.

künftigen 5. Februar geht die Auction der von dem Herrn Grafen von Werther hinterlassenen Bibliothek an, worin sich insonderheit ausnehmend schöne und rare genealogische und historische Bücher und Manuscripte befinden. Den Katalog davon habe ich beigelegt, in der Ungewißheit, ob er Ihnen etwa wohl möchte zu Gesichte gekommen seyn. Wollten Sie etwas daraus erstehen lassen, so kann ich in Besorgung der Commission dienen. Unter Anwünschung alles Wohlergehens verharre ich ꝛc.

Dr. Reiske.

13.

Reiske an Lessing.

Leipzig, d. 12. April 1771.

Daß ich es mit Übersendung dieses Exemplars nicht habe bis zu Ausgange der bevorstehenden Messe anstehen lassen, das wird Ihnen das Durchlesen des ersten Bogens begreiflich machen. Da dieser Band Ihnen nunmehr eigenthümlicher, als irgend einem andern Besitzer zugehört, so war es meine Pflicht, Ihnen das erste Exemplar, das ausgegeben worden ist, zuzufertigen. Für meine Freiheit hoffe ich von Dero billiger Gesinnungsart Verzeihung zu finden. Ich bin mir bewußt, daß ich anders nichts gethan,

als was die Dankbarkeit von mir heischte, und daß ich darunter anders nichts, als die Fortdauer Ihrer Wohlgewogenheit gegen mich, gesucht habe. So lobenswerthe Bewegungsursachen, und so unschuldige Absichten, können mein Verfahren vor Ihnen, vor meinem Herzen, und vor der ganzen Welt rechtfertigen. Ganz uninteressirt bin ich freilich nicht. Ich will es nur gestehen. Aber kann es wohl einem Gelehrten, der in alten Handschriften gern herumwühlt, verargt werden, wenn er die Gunst eines Mannes, der zum Verwalter eines ansehnlichen Bücherschatzes bestellt ist, durch Bezeigung seiner Hochachtung, zumal wenn die Hochachtung so ungeheuchelt ist, als die meinige, sich versichert? Freilich wäre es wohl meine Schuldigkeit gewesen, Ihnen, hochgeehrtester Herr Bibliothekar, vorher von meinem Vorhaben einen Wink zu geben, und Sie um Dero Einwilligung anzusprechen. Aber ich zweifelte, ob Sie dieselbe geben würden. Was war also übrig? Ich mußte Sie überraschen. Wenn das nur auf eine nicht gänzlich mißfällige Weise geschehen ist! Vielleicht zürnen Sie über mich, daß ich geradezu gestanden habe, daß Ew. Wohlgeboren mir das Helmstädtische Manuscript zugeschickt haben. Aber wie konnte ich anders? Wie hätte ich es herumbringen müssen, wenn ich der Wahrheit nicht zu nahe treten, und dennoch den Excerptis Lectionum die Glaubwürdigkeit verschaffen wollte? Ich mußte meinen Währmann nennen, von dem ich die Lectio-

nen hatte. Wen hätte ich dazu angeben können? Wer hätte wohl die Schuld der Unrichtigkeiten, die im Excerpiren mit untergelaufen seyn werden, gern auf sich genommen? Gewiß niemand. Am sichersten vermeinte ich also zu gehen, wenn ich mit der Wahrheit umginge, zumal da diese Wahrheit Ihnen doch nunmehr, nachdem der Coder wieder an Ort und Stelle ist, weder Gefahr von Verantwortung zuziehen, noch Ihrem guten Namen schaden kann. Sie machten mir einmal Hoffnung zu dem Codice Libanii. Könnte ich ihn wohl mit dieser Messe erhalten? Über etliche Wochen würde ich ihn nicht behalten. Auch den vorstehenden Sommer habe ich dem Libanio zugedacht, wie ich ihm den letztverwichenen aufgeopfert habe; denn an meinen Oratoribus graecis kann ich für jetzt nichts thun, sondern muß eine Weile damit inne halten. Leben Sie recht wohl. Ich verharre, nebst gehorsamstem Empfehle von meiner Frau, 2c.

Dr. Reiske.

14.

Lessing an Reiske.

Wolfenbüttel, d. 26. April 1771.

Ich hatte mir eben vorgeworfen, daß ich Ewr. Wohlgeboren abermals auf zwei Briefe Antwort

schuldig sey, als ich bei meiner Zurückkunft nach Wolfenbüttel (denn ich habe mich einige Zeit in Braunschweig aufhalten müssen) einen dritten vorfand. Und welch einen dritten!

Die Ehre, welche mir Ew. Wohlgeboren durch Zueignung des neuen Bandes griechischer Redner erwiesen, war mir so unvermuthet, ist so ausnehmend, daß ich Ihnen die schmeichelhafte Bestürzung, in die ich darüber gerieth, nicht beschreiben kann, ohne meine Eitelkeit allzu sehr zu verrathen. Ich suche auch nur vergebens Worte zu einer Danksagung, die aus weit mehr bestehen müßte, als aus Worten, wenn ich mich nur zu mehrerem vermögend sähe. Ein Glück ist es aber bei dem allen für mich, daß mir Ew. Wohlgeboren selbst die Gefälligkeiten anzeigen, die Sie, statt alles Dankes, von mir erwarten. Aber wahrlich, diese sind einer solchen Bestechung nicht werth, und ich finde mich von selbst geneigt genug, sie einem Gelehrten von Ihrer Art lieber aufzudringen, als zu gewähren. Empfangen Dieselben also meinen Dank zugleich auch dafür, daß Sie mir Gelegenheit geben wollen, mich wenigstens darin von der gewöhnlichen Gattung der Bibliothekare auszuzeichnen, daß ich das, was ich nicht selbst zu nutzen verstehe, fremder Nutzung nicht neidisch vorzuenthalten suche.

In dieser Gesinnung nehme ich keinen Anstand, Ewr. Wohlgeboren den verlangten Codex des Libanius zu übermachen. Ich bitte bloß, die Güte zu

haben, mir mit einem Worte den richtigen Empfang desselben zu versichern: und sodann können Sie ihn nach Ihrer völligen Bequemlichkeit brauchen, und auch so lange behalten, als es Ihre anderweitigen Arbeiten erfordern.

Der Codex selbst gehört unter die Manuscripte des Marcus Gudius. Warum er aber in dem gedruckten Catalogo dieser Manuscripte membranaceus perantiquus heißt, weiß ich nicht zu sagen. So viel weiß ich gewiß, daß kein anderer in unserer ganzen Bibliothek vorhanden, welcher etwas von den Reden des Libanius enthielte. Um seine Briefe aber ist Ihnen nicht zu thun.

Indem ich ihn durchblättere, finde ich, daß er zum Schlusse ansehnliche Excerpte aus verschiedenen anderen griechischen Schriftstellern enthält, welche alle weder in dem gedruckten Catalogo der Gudiusschen Manuscripte, noch in unseren geschriebenen Catalogis angezeigt sind. Außer den größeren Stükken aus den Gemälden des Philostratus und den Betrachtungen des Antoninus, finde ich da verschiedene Gedichte des Moschus und einige Epigramme. Die Gedichte des Moschus haben sogar griechische Scholien, dergleichen ich bei keiner gedruckten Ausgabe dieses Dichters gesehen zu haben, mich erinnere, und von deren Werthe ich von Ewr. Wohlgeboren bei Rücksendung des Manuscripts wohl unterrichtet zu seyn wünschte. Wollten Dieselben überhaupt sodann eine kurze Notiz beilegen, was

diese Excerpta insgesammt enthalten, so würde ich es mit so viel größerm Dank erkennen; denn ich muß gestehen, daß ich einiges darunter angetroffen, was mir gänzlich unbekannt gewesen.

Ich wünsche übrigens, daß auch dieser Codex Ewr. Wohlgeboren so angenehm und wichtig seyn möge, als es der Helmstädtische gewesen ist. In Ansehung des letztern haben Dieselben aber sehr wohl gethan, daß Sie auf keine Weise den in eigener Person davon gemachten Gebrauch zu verbergen gesucht. Das Unheil, das für mich daraus entstehen kann, wird nicht groß seyn, und ich wüßte nicht, was Sie anders hätten machen sollen. Von dem Henr. Jul. Blume, der diesen Codex der Helmstädtischen Bibliothek verehrt, werden Sie in Burchard's Historia Bibliothecae Augustae umständliche Nachrichten finden. Das Buch ist gemein genug, und die Register in beiden Theilen weisen die ihn betreffenden Stellen so treulich nach, daß ich aller weitern Anführung daraus überhoben seyn kann. Und nun komme ich auf die Hoffnung, welche mir Ew. Wohlgeboren gemacht, mich und Ihre anderen hiesigen Verehrer diesen Sommer mit Dero Frau Gemahlin zu besuchen. Ich wüßte nicht, was mir die Aussicht in diesen Sommer angenehmer machen könnte, als so eine Hoffnung, und ich brenne vor Verlangen, zweien Personen, die ich abwesend so sehr verehre, auch persönlich meine Ergebenheit bezeigen zu können. Machen Sie ja, daß

der Erfüllung dieser Hoffnung nichts in den Weg kommt; ich werde es mir äußerst angelegen seyn lassen, Ihnen den hiesigen Aufenthalt so angenehm zu machen, als nur immer in meinem Vermögen steht. Ich weiß zwar, daß Ew. Wohlgeboren unsere Bibliothek schon ehemals besucht haben, welches ich aus einem Geschenke gesehen, das Sie ihr zurückgelassen. Aber vielleicht findet sich doch noch manches, welches damals Ihrer Aufmerksamkeit entgangen, und das einen zweiten Besuch zu belohnen im Stande ist.

Der Faktor unserer Waisenhausbuchhandlung, Herr Gäbler, hat den Auftrag von mir, alle meine Schulden bei Ewr. Wohlgeboren zu berichtigen: sowohl die rückständige Pränumeration auf zwei Exemplare der griechischen Redner, als auch den Betrag für die übersandten Bücher. Ew. Wohlgeboren müssen in diesem Punkte auch gegen Ihre besten Freunde schlechterdings nichts als Kaufmann seyn. Da Sie ohnedies schon alles thun, was man nur immer von dem uneigennützigsten Gelehrten erwarten kann: so müssen sich gerade Ihre Freunde das meiste Bedenken machen, auch nur in einer Kleinigkeit diese Ihre Uneigennützigkeit zu mißbrauchen. Ich empfehle mich Dero Frau Gemahlin, und verharre mit der vollkommensten Hochachtung ꝛc.

Lessing.

15.

Reiske an Lessing.

Leipzig, d. 10. Mai 1771.

Die Zerstreuung der Messe, von der uns der Kopf gewissermaßen noch drehet, läßt mir nicht zu, Dero liebreiches und verbindliches Schreiben mit der gehörigen Erkenntlichkeitsbezeigung zu beantworten. Ich bitte deßwegen um Verzeihung. Nur so viel will und muß ich in Eil sagen, daß Dero ungemeine Güte und Willfährigkeit mein ganzes Herz mit dem Gefühle einer Schuld eingenommen hat, die ich wohl schwerlich jemals werde abtragen können. Den Codicem Libanii hoffe ich in der letzten Hälfte des nächstkommenden Julii persönlich Ihnen wieder zuzustellen. Denn wenn Gott nicht ein unvermeidliches Hinderniß dazwischen legen sollte, so bin ich fest entschlossen, habe auch dem Herrn Professor Ebert deßfalls mein Wort gegeben, mich um besagte Zeit bei Ihnen einzufinden, um das Vergnügen Ihres Umganges zu genießen. Weil Ew. Wohlgeboren die beiden Exemplare meines Demosthenes durchaus bezahlen wollen, ob ich gleich von Schuldigkeit und Rechtswegen Ihnen das eine schenken wollte, so bin ich zwar so frei, die Bezahlung dafür anzunehmen, bitte aber dagegen nicht allein beigehendes Exemplar auf Schreibpapier der drei ersten Bände meines Werks, als ein schuldiges und williges Opfer der

Dankbarkeit, unentgeltlich anzunehmen, sondern auch zu erlauben, daß, wenn mir Gott gestattet, auch die künftigen Theile zu liefern, ich dieselben Ihnen auf gleiche Bedingung zuschicke. Mit gelehrten Neuigkeiten kann ich Ew. Wohlgeboren für jetzt nicht unterhalten, theils, weil ich deren nicht gar viel weiß, die Ihnen wahrscheinlicher Weise unbekannt seyn könnten, theils, weil die Kürze der Zeit mir für jetzt befiehlt, mit der Versicherung zu schließen, daß ich sey, und allezeit seyn werde 2c.

Dr. Reiske.

N. S. Meine Frau ist, wie auf Dero Freundschaft gegen mich, also auch insonderheit auf Dero letzte Zuschrift recht stolz, und befiehlt mir, Ihnen ihre Danksagung deßwegen ganz besonders abzustatten.

16.

Lessing an Reiske.

Wolfenbüttel, den 7. Juli 1771.

Ich lebe noch immer der angenehmen Hoffnung, nun bald die Ehre und das Vergnügen zu haben, Ewr. Wohlgeboren und Dero Frau Gemahlin allhier in Wolfenbüttel aufzuwarten. Ich verspare also alles, was der Inhalt dieses Briefes

sonst seyn könnte und müßte, bis auf mündliche Unterhaltung, und will bloß durch diese Zeilen Dieselben ergebenst ersuchen, die Gütigkeit zu haben, mir den Tag der Abreise und vermuthlichen Ankunft allhier zu melden. Denn da ich mich jetzt von Zeit zu Zeit einen oder mehrere Tage in Braunschweig aufhalten muß: so könnte es sich sonst leicht treffen, daß ich gerade abwesend wäre, wenn ich Dieselben empfangen sollte. So höchst unangenehm mir dieses seyn würde: so sehr werden mich Ew. Wohlgeboren durch eine kleine vorläufige Nachricht verpflichten, in deren erwünschter Erwartung ich für jetzt mit vollkommenster Hochachtung verharre 2c.

Lessing.

17.

Reiske an Lessing.

Leipzig, d. 17. Jul. 1771.

Ich war eben im Begriffe, Ewr. Wohlgeboren zu melden, wann meine Ferien angehen, und wann ich folglich mich gewiß in Wolfenbüttel einstellen würde, als ich Dero freundschaftliche Einladung zugleich nebst einem Schreiben vom Herrn Professor Ebert von ähnlichem Inhalte erhielt. Wie angenehm es sey, von so werthen Freunden so lautere Beweise ihres Wohlwollens zu erhalten, das werden

Sie aus vielfältiger eigener Erfahrung selbst schon wissen. Ich bin entschlossen, den dritten August mit der Post von hier abzugehen, und gedenke Dienstags den sechsten in Wolfenbüttel anzukommen. Allein das Manuscript vom Libanius kann ich nicht mitbringen. Unzählige Verhinderungen haben mir noch nicht gestattet, es gänzlich zu nutzen. Doch soll Herr **Gäbler** auf nächste Michaelismesse es Ihnen wieder zustellen. In allem werde ich etwa drei Wochen von Hause abwesend seyn können. Braunschweig, Helmstädt und Göttingen wollte ich auch mit besuchen. Mein Aufenthalt in Wolfenbüttel wird so lange seyn, als es nöthig ist, mit Recension der arabischen Manuscripte fertig zu werden. Meine Frau läßt Ew. Wohlgeboren ihrer Hochachtung versichern. Sie hauptsächlich ist an dieser Reise schuld. Sie freuet sich darauf, wie ein Kind auf den heiligen Christ. Sie hat mich bei dem Entschlusse dazu erhalten; denn sonst hätten doch wohl manche Dreinfälle mich wankend machen, und wohl gar davon abbringen können. Gebe Gott Glück zu meiner Reise, und zu unserer Zusammenkunft! Ein Logis bestelle ich nicht. In einem Wirthshause können wir uns schon behelfen. Es bleibt also dabei, noch etliche Tage vor Laurenzi sehen wir einander. Leben Sie indessen wohl. Ich verharre rc.

Dr. **Reiske.**

18.

Reiske an Lessing.

Leipzig, d. .. October 1771.

Sind Sie jetzt, da ich dieses schreibe, schon wieder in Wolfenbüttel? Vor Kurzem erfuhren wir von dorther, daß Sie noch nicht wiedergekommen wären. Wo reisen Sie denn in der Welt herum? und das noch dazu in dieser schon hinsinkenden Jahreszeit? Ich befinde mich so leidlich. Mein Husten hat sich ziemlich verloren. Die jetzige Messe ist außerordentlich schlecht gewesen; ich habe beinahe gar nichts von meinem Werke absetzen können. Wegen des Äsopi habe ich mir alle Mühe gegeben; ich soll ihn auch haben, aber eher nicht als auf nächste Ostermesse. Gestern bekam ich die Resolution von Augsburg aus. Meine Frau wollte darüber ganz aus der Haut fahren. Die sähe es doch gar zu gern, wenn Sie je eher je lieber des Buches habhaft werden könnten. Ist es nicht eben dieselbe Sammlung Äsopischer Fabeln, so ist es doch eine ähnliche, die sich in demjenigen Benedictiner-Kloster zu Florenz befindet, aus welchem der Xenophon Ephesius und der Chariton ans Licht getreten ist. Ich will nächster Tage deßwegen an den P. Khell in Wien schreiben, der Connexion in Florenz hat, und mir Bekanntschaft und Dienstleistung dort zu verschaffen versprochen hat, wenn ich von dorther etwas

brauchte. Montfaucon in seinem Diario Italico erwähnt dieses Äsopischen Codicis. Den zweiten und dritten Band von Bandini habe ich bestellt; doch weiß ich noch nicht, wann er ankommen wird. Diese Messe ist hier eine kleine Schrift über die griechische Anthologie von einem jungen Menschen, der mit dieser Messe von hier nach Göttingen abgegangen ist, herausgekommen. Es ist eben derselbe, der vor einem Jahre deutsche Anmerkungen über den Anakreon herausgab. Diese neue Schrift ist voll guter Anmerkungen, und zeuget von einer weitläuftigen und sorgfältigen Belesenheit. Ich habe sie dem Päckchen beigelegt, das Sie nebst diesem Schreiben durch Herrn Gäbler erhalten. Die drei Exemplare des vierten Bandes meiner Oratorum, nebst Marklandi Statio, bitte ich als einen kleinen Beitrag zu den vielen Kosten, worein unsere neuliche Anwesenheit Sie versetzt hat, und den Xenophon Ephesius als ein geringes Andenken von meiner Frau unentgeltlich anzunehmen, und zu behalten. Zwar weiß ich wohl, daß wir Ihnen nicht nur die edle Zeit geraubt, nicht nur Mühe und Verdruß verursacht, sondern auch so viel gekostet haben, daß die Kleinigkeiten, womit ich mich erkühne, Ihnen aufzuwarten, gar nichts dagegen sagen wollen. Indessen sehen Sie doch unsern guten Willen. Wegen der deutschen Übersetzung des Xenophontis Ephesii, wird meine Frau selbst an Sie schreiben. Das ist ihre eigene Sache, die mich nicht angeht.

Den deutschen Dyonisius Halicarnassensis und den Montanabbi werden Sie prüfen. Steht er Ihnen an, und können Sie ihn anwenden, so wird es mir lieb seyn. Wo nicht, so schmeichle ich mir doch wenigstens mit der Hoffnung, daß Sie den arabischen Dichter studiren können, und vielleicht auch einen Geschmack ihm abgewinnen werden. Allemal werden Sie (ich will nicht sagen arabische Poesie) doch wenigstens einen angesehenen arabischen Dichter besser kennen lernen. Können Sie ihn nicht unterbringen, und auch nicht mehr brauchen, so schicken Sie ihn mir wieder zurück. Um sich von dem Abulola zu überzeugen, daß, ob er gleich von Kindesbeinen an blind gewesen ist, er dennoch Farben und sichtliche Gegenstände gekannt haben muß, indem er diese recht treffend schildert, und jene recht geschickt anbringt, dazu brauchen Sie nur, mein werthester Freund, das Gedicht von ihm, welches Golius seiner Ausgabe von Erpenii arabischer Grammatik einverleibt hat, und das auch in Fabricii specimine arabico steht, in der lateinischen Übersetzung nachzulesen. Das könnte schon genug seyn. Zum Überflusse füge ich aber doch noch ein Paar Stellen bei, die mir gleich beim Aufschlagen seiner Sammlung eigener poetischer Aufsätze, Sekd oz Zendi genannt, entgegenkommen. Der Mann hat eine erstaunlich lebhafte Einbildungskraft zum Nachtheile der gesunden Beurtheilungsfähigkeit gehabt. Denn seine Vergleichungen sind ausschweifend,

tollkühn; und weil vieles davon in Anspielungen auf Buchstaben und Sylben besteht, so geht ein guter Theil der Pointen für Leute, die des Arabischen unkundig sind, verloren, und läßt sich in eine fremde Sprache schlechterdings nicht übertragen. Vor Kurzem hat der Baron von Rewitzky *) mir von Wien aus seine vor Kurzem ans Licht gestellte Probe des Hafyz, eines Persischen Dichters, zugeschickt. Mir will so wenig der Dichter selbst, als sein Ausleger gefallen. Welch ein Einfall! Einen persischen Stanzenschreiber in horazische Oden genere sapphico zu übersetzen! Es muß dem guten Herrn Baron viel Kopfbrechens gekostet haben. Wenn doch die Leute sich die Thorheit vergehen ließen, lateinische Verse zu machen! Nichts ist in meinen Augen alberner, als in einer abgestorbenen Sprache dichten zu wollen. Schlimm genug, daß wir lateinische Prosa schreiben müssen! Soll ich solche Leute beneiden? Wahrhaftig, es muß ihnen an Noth fehlen, weil sie sich selbst eine solche große Noth machen, die keinem Menschen etwas hilft, die kein Mensch von ihnen verlangt, und die sie nur foltert und bei Anderen lächerlich macht. Ich dachte, die Fratres flagellantes wären längst schon ausgestorben. Aber nun sehe ich, daß es doch noch Leute giebt, die vor bloßer, lieber langer Weile, wie Paulus sagt, ihr eigenes Fleisch hassen. — Unser Herr von

*) Nachmaliger Gesandter in Berlin, London, u. s. w.

Sanden hat sich hier nicht wieder blicken lassen: ob er gar nicht nach Leipzig gekommen ist, oder ob er nicht für gut gefunden hat, mich zu besuchen, das mag er am besten wissen. — Dem guten Herrn Pastor Häseler und seiner Frau Liebste machen Sie doch unbeschwert bei Gelegenheit unser großes Compliment, und sagen ihm, daß ich desselben Manuscript nebst dem sehr freundschaftlichen Schreiben wohl erhalten, noch zur Zeit aber keine Muße gefunden habe, mich darin umzusehen; daß ich ihn aber versichern lasse, daß solches mit ehestem geschehen solle, und daß ich nicht säumen will, ihm das Manuscript, sobald ich kann, mit der Post wieder zuzuschicken. Brauchen Sie, mein hochgeehrtester Herr Bibliothekar, etwas aus beiliegendem Catalogo, so geben Sie mir nur die Commission, es soll richtig besorgt werden. — Können Sie denn etwa in Wolfenbüttel bei der Bibliothek oder bei der Schule einen geschickten Schulmann brauchen, einen wahrhaftig brauchbaren Mann, dem es so wenig am Äußerlichen als an Wissenschaft fehlt, und den man gleichwohl doch vernachlässigt? Er heißt Matthäi. Ich habe seine Abhandlung de Aeschine mit in diesen Theil meiner Oratorum hineingebracht. Er will auch Dionysii Halicarnassensis opuscula critica herausgeben. Das wäre allemal ein besserer Gehülfe für Sie, als ein Z. Sehen Sie doch zu, daß Sie ihn anbringen können. Der gute Mann dauert mich, daß man so wenig

an ihn denkt; oder vielmehr seine Talente so verkennt und unterdrückt, daß man ihn nach Moskau hat verweisen wollen. Da wäre er für die gute Litteratur gewiß verloren. Wie ich in Helmstädt war, habe ich ein gutes Wort für ihn bei dem Herrn Superintendenten, Dr. Rehkopf, eingelegt. Der schien sich auch seiner annehmen zu wollen. Nach der Zeit aber habe ich weiter nichts davon vernommen. Es muß etwa ein Landeskind ihm querfeldein gekommen seyn. — Verzeihen Sie meinem Geplauder. Ich schreibe sehr flüchtig, und wie es mir unter die Feder kommt. Die Kürze der Zeit leidet es nicht, und Sie verlangen es auch nicht, und endlich pflege ich auch nie auf meine Briefe zu studiren, sondern schreibe sie so von der Faust weg. Leben Sie, mein werthester Lessing, wohl (denn Ihr bloßer Name ist Ihnen mehr als alle Titel), und lieben Sie mich ꝛc.

Dr. Reiske.

19.

Lessing an Reiske.

Wolfenbüttel, d. 16. Mai 1772.

Was müssen Ew. Wohlgeboren in aller Welt von mir denken? Es dürfte mich nicht wundern, wenn Sie mich für den allersorglosesten, nach-

lässigsten, unempfindlichsten und unerkenntlichsten Menschen hielten. Ich mag es nicht zählen, auf wie viele Briefe ich Ihnen so lange Zeit Antwort schuldig bin. Und keiner dieser Briefe ist ohne einen Beweis Ihrer Freundschaft und Ihrer Uneigennützigkeit gewesen, die ich aber fast Lust hätte, mit für einen kleinen Eigensinn zu erklären.

An Entschuldigungen meines Stillschweigens sollte es mir endlich nicht fehlen. Doch was hilft es, wenn ich Sie auch überführe, daß ich die Zeit über, da Sie mich für sehr nachlässig gehalten, sehr unzufrieden und in den verdrießlichsten Zerstreuungen und Geschäften verwickelt gewesen bin. Ich habe es daher mit allen meinen Freunden nicht besser gemacht, als mit Ihnen; und ich komme schlecht weg, wenn sie nicht alle eben so nachsehend gegen mich sind, als ich mir gewiß schmeichle, daß Sie zu seyn sich werden erbitten lassen. Ich komme daher also auch gleich zur Sache, ohne die ich vielleicht auch noch jetzt nicht geschrieben hätte. Ich erinnere mich nämlich, daß vorige Michaelismesse meine Pränumeration auf die griechischen Redner nicht berichtigt worden, und es wäre unverantwortlich, wenn ich auch diese Messe so wollte hingehen lassen. Es erfolgen also anbei 25 Rthlr. in Golde, womit ich Ew. Wohlgeboren ersuche, alles, was ich Ihnen in diesem Artikel schuldig bin, zu berichtigen: nämlich die Pränumeration auf zwei Exemplare, so weit ich solche schon längst hätte

berichtigen sollen, oder eben jetzt berichtigen müßte. Ich bitte aber dabei um eine Quittung für das eine Exemplar, welches für die Bibliothek ist: und zwar um eine Quittung auf alle 5 Theile, weil ich sie in meiner nächst abzulegenden Rechnung mit beifügen muß.

Ein anderer Punkt, der nicht weniger nothwendig ist, betrifft den Catalogum Manuscriptorum Bibliothecae Laurent. So sehr ich mich freute, ihn zu erhalten, so groß war mein Verdruß, als ich fand, daß er zugleich defect und übercomplet sey. Es fehlt nämlich der ganze erste Theil, und anstatt dessen ist der dritte Theil doppelt. Ich habe also das Ganze, so wie ich es erhalten, mit Gelegenheit durch Herrn Gäbler wieder zurückgesandt, von welchem es Ew. Wohlgeboren erhalten werden, um sich mit eigenen Augen von dem dabei vorgefallenen Irrthum zu überzeugen. Wenn solcher wieder gut gemacht werden kann, so erwarte ich durch Herrn Gäbler das Werk wieder zurück, und die Zahlung dafür soll sogleich erfolgen. Auch den Preis für Marklands Statius müßten mir Ew. Wohlgeboren schlechterdings melden, weil ich ihn der Bibliothek bestimmt habe. Ich müßte es für bloßen Stolz aufnehmen, wenn Sie die armseligen Höflichkeiten, die ich Ihnen hier zu erweisen im Stande gewesen, auf diese Weise mir mehr als bezahlen wollten. Wie sehr wünschte ich, daß ich einen so angenehmen und lehrreichen Besuch, als

mir der Ihrige gewesen, auch diesen Sommer zu erwarten hätte! —

Was Sie mir von Ihren eigenen Manuscripten zu übersenden die Gütigkeit gehabt, verwahre ich wie meine Augen. Von einem Theile habe ich den Gebrauch zu meiner Belehrung gemacht, den Sie mir davon zu machen erlaubt haben. Von dem Übrigen sollen Sie, der gleichfalls ertheilten Erlaubniß gemäß, nächstens etwas gedruckt sehen. — Aber dürfte ich wohl von dem arabischen Dichter einen Auszug nach meinem eigenen Gutdünken machen? Ich meine nicht von der Vorrede, sondern von dem Dichter selbst, bei dem einige Stücke und Stellen einander allzu ähnlich sehen. Meine Beiträge zur Geschichte und Litteratur aus den Schätzen der hiesigen Bibliothek, werden Sie vielleicht in dem Meßcatalogo angekündigt gefunden haben. Ich rechne aber dabei, muß ich Ihnen nur voraus gestehen, recht sehr auf Ihren Beistand, wovon bei Übersendung des ersten Stückes ein Mehreres.

In sehnlicher Erwartung, von Ewr. Wohlgeboren Wohlbefinden und fortdauernder Freundschaft gegen mich versichert zu werden, verharre ich in der vollkommensten Hochachtung 2c.

Lessing.

20.

Reiske an Lessing.

Leipzig, den . . .

Ihre vielfältigen Geschäfte, Reisen und Zerstreuungen rechtfertigen Sie auch bei den strengsten Freunden, und söhnen sie mit Ihnen aus, sollte die Länge Ihres Stillschweigens die Sehnsucht auch noch so sehr anstrengen. Bei mir allemal brauchen Sie solche Entschuldigungen nicht, die nicht nur an sich gültig sind; sondern auch einem von selbst beifallen müssen. Allemal habe ich Ursache, mich für das Geschenk zu bedanken, das ich vor wenigen Stunden von Ihrer Hand erhielt. Meine Frau wird ihre Schuldigkeit für das ihrige beobachten. Sind wir nur bei Ihnen wohl angeschrieben, so sind und bleiben wir Ihnen dafür verbunden, und überlassen es Ihrer Bequemlichkeit und den Zeitumständen, nach Dero Willkühr und Befinden uns schriftliche Versicherungen von Ihrem Wohlwollen zu geben. Das Manuscript vom Libanius schicke ich hiermit nebst großem und schuldigem Danke wieder zurück. Es hat mir sehr gute Dienste gethan. Läßt mich Gott leben, und setzt er mich in den Stand, auch diesen Autorem, wie ich mir vorgenommen habe, ans Licht zu stellen, so soll die gelehrte Welt die Größe Ihrer Gefälligkeit, und den Werth des Codicis erfahren, der gewiß nicht zu verachten ist.

Wollten Sie dieser Wohlthat noch eine neue hinzufügen, das ist, mir auch den schönen Codicem von Libanius und Synesins Briefen auf Pergament, den ich auf der Herzoglichen Bibliothek gesehen habe, zum Gebrauch auf eine kurze Zeit zukommen lassen, so würden Sie mich nicht allein, sondern auch den Libanium selbst in der Erde, und alle Liebhaber desselben sich verbinden. Ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie große Stücke ich auf diesem Autorem halte. In dem feinen und galanten Briefstyl kommt er dem Plinius bei, ja jezuweilen übertrifft er ihn. Unter den Alten kenne ich keinen, der mit Wohlanstand und grace so Complimente schneiden könnte. Seine Declamationen stecken so voll drolliger Laune, und beißender Satyre und treffender Charaktere (und das alles in der wahrhaften Sprache des Demosthenes, das ist, in dem auserlesensten Griechischen), daß ich mich nicht genug wundern kann, wie ein Mann, von dem unsere schönen Geister gar vieles hätten lernen, oder bei dem sie doch wenigstens uralte Muster solcher Züge, die man für nagelneu hält, hätten finden können, so sehr hat verborgen bleiben können, daß gar viele, welche doch mit Horaz und Terenz, und was dem ähnlich ist, gar wohl bekannt sind, vor seinem Namen beinahe erschrecken dürften. Die Übersendung des gedachten Codicis membranacei überlasse ich Dero selbst eigenem Ermessen, ob man ihn sicher auf die Post geben könne, oder ob es rathsam sey, die

Meßgelegenheit zu erwarten. Hätte ich gleich jetzt im Sommer mehr Muße als im Winter, einen solchen Codicem recht zu gebrauchen, so bescheide ich mich doch, wie billig ist, daß meine Bequemlichkeit dem Interesse der Herzoglichen Bibliothek und Ihrer eigenen Sicherheit, mein werthester Herr Bibliothekar, nachstehen müsse. In dem Codice chartaceo opusculorum Libanii, den ich durch Herrn Gäbler wieder zurücksende, stehen, wie Sie selbst wissen, das erste Buch von Philostrati imaginibus, Auszüge aus Antonini Philosophi Betrachtungen über sich selbst, und einige Epigrammata aus der gedruckten griechischen Anthologie. Von diesen letzteren würde ich, Dero Begehren zufolge, eine etwas genauere Nachricht beigelegt haben, wenn ich mein Register über die Anthologie zur Hand gehabt hätte. In wessen Händen aber das ist, wissen Sie, Herr Bibliothekar. In Ihre Geldrechnung kann ich mich nicht finden. Ich für mein Theil bin mit den 25 Thalern, die Sie mir diesmal zugeschickt haben, zufrieden, und bezeuge hiermit, daß ich bis auf den heutigen Tag an Ihnen weiter nichts zu fordern habe, noch haben will. Da sind Bandini Catalogus, Markland's Statius, und der fünfte Band meiner Oratorum mit eingerechnet und bezahlt. Steht Ihnen die Rechnung nicht an, so richten Sie sie nach Ihrem eigenen Gutdünken ein. Ist die Quittung für die Herzogliche Bibliothek nicht recht, so bitte ich mir eine Vorschrift aus, wie sie seyn

müsse, so will ich sie anders schreiben. Bei Übersendung des Catalogi Bandiniani, ist freilich ein grobes Versehen mit unter gelaufen. Den dritten Theil hatte ich für mich zurückbehalten wollen; allein aus Übereilung war das ganze Päckchen, wie ich es aus Holland bekommen hatte, Ihnen zugeschickt worden, ohne die nöthige Vorsicht, es vorher zu theilen. In so weit haben Sie also, werthester Freund, wohl recht, wenn Sie das Ihnen zugefertigte Exemplar übercomplet nennen. Aber in dem andern Punkte kann ich Ihnen nicht Recht geben. Es war nicht defect. Hätten Sie nur den zweiten und dritten Theil gleich dort behalten, und mir mehr nicht, als das überzählige Exemplar vom dritten Bande wieder zurück geschickt. Denn die Herzogliche Bibliothek hat bereits den ersten Band. Ich besinne mich, ihn da gesehen zu haben. Nehmen Sie sich nur die Mühe, nachzusehen, so werden Sie es so finden. Und ich erinnere mich noch sehr wohl, habe es auch gleich nach meiner Heimkunft in mein Tagebuch eingetragen, daß Sie mir aufgegeben haben, Ihnen den zweiten und dritten Theil von dem Catalogo Florentino zu verschreiben, weil Sie schon mit dem ersten versehen wären. Irrte ich mich aber doch, so geben Sie mir nur einen Wink, so sollen Sie unverzüglich auch den ersten Band von mir erhalten. Denn ich kann ihn allemal wieder aus Holland bekommen. Für die, meinen ungestalten Papieren zugedachte Ehre danke ich Ihnen zum

Voraus. Wie werde ich mich freuen, wie sehr muß es meiner Eigenliebe schmeicheln, wenn ich sehe, daß ein Lessing etwas daraus würdigt, hervorzuziehen. Sie haben vollkommene Gewalt, sie nach Gutbefinden zu benutzen. Als eben so großer Kunstrichter als Sie Dichter sind, müssen Sie am besten wissen, was in Ihrem Kram dient. Ich bin mehr nicht als ein Grammaticus: ich begnüge mich, was ein Anderer in einer andern Sprache gesagt hatte, in meiner Muttersprache faßlich und getreulich nachzusagen. Das Beurtheilen der Kunstwerke ist nie mein Werk gewesen. Auf Ihre Beiträge zur Geschichte und Litteratur freute ich mich, sobald ich die Anzeige davon im Meßcatalogo sah. Was Sie aber von einem Beitrage schreiben, den Sie von mir erwarten, das ist für jetzt noch für mich ein Räthsel. Der erste Band, den ich mit Ungeduld erwarte, wird es auflösen. Allemal stehe ich zu Dero Befehl, in so weit als es in meinen Kräften steht, ihn auszurichten.

So viel in Antwort auf Dero Schreiben. Aber Sie haben ja den guten Äsopus vergessen. Ich und meine Frau denken aber noch wohl daran, oder vielmehr, wir zürnen über unser widriges Schicksal, das wir damit gehabt haben. Wie manche verdrießliche Stunde hat uns die Chikane der neidischen Augsburger Kaufleute gemacht! (Denn das sind die Herren deputati ad curam Bibliothecae publicae, wie sie heißen.) Wie manchen Fluch hat meine Frau

wider den Kleinmuth und die Kargheit ausgestoßen, die uns bisher mit vergeblichen Vertröstungen von einer Zeit zur andern hingehalten, und am Ende doch geäfft hat! Jetzt endlich doch einmal, dachte ich, würde das Manuscript ankommen; aber sehen Sie nur einmal die Causen an, womit man mich in dem Angesichte meines Freundes beschämt. Sonst hatte ich nie Caution machen müssen, ob man mir gleich eine ziemliche Menge von Manuscripten von Augsburg zugeschickt hatte. Diese Willfährigkeit hatte mich so keck gemacht, daß ich Ihnen, werthester Freund, ohne Bedenken versprach, den Äsopus zu verschaffen. Ich schrieb deßwegen nach Augsburg. Man schrieb zurück, ich sollte ihn haben. Indessen daß ich darauf warte, und alle Tage zähle, bis er ankommen möchte, fing man an, etwas Räthselhaftes von einer Caution von 200 Rthlrn. zu sprechen. Ich verstand mich dazu, in der Meinung, es wolle die geheischte Caution nur so viel sagen, daß ich mich zur Erstattung der geforderten Summe in dem Falle verstände, wenn das Manuscript verloren ginge, oder sonst Schaden nähme. Man erklärte sich darüber nicht weiter. Indem ich nun erwartete, daß das Manuscript, das schon im vorigen Herbste hätte hier seyn sollen, doch wenigstens mit dieser Ostermesse ankommen würde, bekomme ich beigehenden Brief (den ich mir bei Gelegenheit wieder zurück ausbitte) des dortigen Herrn Bibliothekars M. Hecking, und ein Billet von einer

dortigen Handlungsgesellschaft Klaucke und Bentz, welche Herr Hecking mir vorgeschlagen hatte. Sie, werthester Freund, werden aus beiden den wahren Zustand der Sache einsehen, und die Hindernisse erfahren, die sich meiner ernstlichen Bemühung, Ihnen zu dienen, widersetzt haben. Hätte ich das Geld vorräthig, so würde ich es, ohne Ihnen ein Wort davon zu sagen, in natura deponiren, und meiner Frau das Vergnügen machen, für Sie den griechischen Text des Aesopi inediti abschreiben zu können. Denn sie ist wirklich recht ungeduldig darüber, daß ihr guter Wille, Ihnen einen kleinen Dienst zu leisten, so vielen Widerstand findet. Allein Sie kennen die Last der Sorgen, die ich mir durch den Verlag eines so kostbaren Werkes aufgebürdet habe, zu wohl, als daß Sie mich von der Pflicht, eine mehr als wörtliche Caution zu leisten, nicht entschlagen sollten. Ich überlasse es nun übrigens Ihrer eigenen Entschließung, ob Sie die Sache weiter treiben, oder da, wo sie jetzt ist, liegen, und in Vergessenheit kommen lassen wollen. Auf die Willigkeit meiner Frau, in diesem Falle einen griechischen Kopisten für Sie abzugeben, und auf unsere Sorgfalt, allen Schaden, der dem Codici zustoßen könnte, nach Möglichkeit zu verhüten, können Sie sichere Rechnung machen. Lassen Sie mich bald wissen, was Sie in diesen Stücken zu thun Willens sind. Schließlich wünsche ich Ihnen gute Gesundheit, ein vergnügtes Herz zu Wolfenbüttel (freilich

ist der Schauplatz für einen solchen ἐπιδείκτην zu klein und zu enge) und alle Art von Wohlergehen. Daß ich mir und meiner Gattin auch fernerhin Dero Wohlgewogenheit versprechen könne, daran lassen uns die ansehnlichen Geschenke nicht zweifeln, wofür wir Ihnen aufs äußerste verbunden sind und bleiben. Ich verharre ꝛc.

Dr. Reiske.

21.

Reiske an Lessing.

Leipzig, d. 12. Dec. 1772.

Ich will weder Sie noch mich mit einer schalen und ängstlich zusammengerafften Entschuldigung meines langen Stillschweigens aufhalten. Sie selbst verlangen keine, und können die Ursachen davon selbst errathen, oder nach Belieben sich vorstellen. Ohne Umstände sage ich Ihnen also, was mich jetzt veranlaßt, an Sie zu schreiben. Unser gewesener Assessor Stieglitz ist vor einiger Zeit gestorben. Der besaß ehedem eine Sammlung der schönsten und seltensten Bücher. Doch machte er schon bei seinem Leben Bankerott, wiewohl die Sache erst nach seinem Tode ausbrach. Nun soll seine ganze Verlassenschaft, und mithin auch der Überrest seiner Bü-

cher, verkauft werden. Denn die besten Stücke sollen schon längstens ausgeflogen seyn. Doch findet sich in denen Bogen, die ich Ihnen zuschicke, noch manches Brauchbare. Steht Ihnen eins und das andere, sowohl von den gedruckten Büchern, als auch von den Manuscripten an, so will ich gern, in Ermangelung besserer Gelegenheit, mit Besorgung Ihrer Commission dienen. Neues geht hier nichts vor, wenigstens nichts, das Sie interessirte. Ihre Emilia Galotti ist hier von der Kochischen Bande etlichemal mit großem Beifalle aufgeführt worden. Wüßte ich nicht, daß Sie gern in der Stille arbeiten, und mit bewundernswerthen Erscheinungen die Welt überraschen, so wollte ich fragen, was Ihr Journal macht. Doch es komme, wann es wolle, so wird es allemal Ihnen ähnlich, Ihrer werth seyn. Darf ich auf Ostern Ihren Libanium membranaceum erwarten? Der Antritt des neuen Jahres bringe Ihnen neue Veranlassungen des Vergnügens mit, und überhäufe Sie mit Wohlergehen. Erhalten Sie mir Dero schätzbare Gewogenheit. Meine Frau denkt oft an Sie, und betrachtet Ihr Portrait von Bause, ob es Ihnen gleich wenig ähnlich sieht. Leben Sie wohl. Ich bin mit größter Hochachtung ꝛc.

Dr. Reiske.

Weil Herr Gäbler vergangene Michaelismesse nicht hergekommen ist, so will ich den Rückstand

sowohl, als den neuen Band, der jetzt unter der Presse ist, auf die Ostermesse zusammen mit einem Male übermachen.

22.

Lessing an Reiske.

Wolfenbüttel, den 22. Jan. 1773.

Wenn Ew. Wohlgeboren nicht ein so gar gütiger Mann wären, so müßten Sie wohl über mich und mein hartnäckiges Stillschweigen zürnen. Wer weiß auch, was Sie thun, ohne es sich merken zu lassen. Was soll ich aber zu meiner Entschuldigung sagen? Ich denke ja, auch Sie wissen es schon, daß wenn ich mißvergnügt bin, ich es lieber gar vergessen möchte, daß es noch Menschen in der Welt giebt, die ich schätze und liebe. Und mißvergnügt bin ich die Zeit her nicht wenig gewesen.

Daher ist es auch gekommen, daß der erste Theil meines versprochenen Werkes so lange ausgeblieben. Hier ist er endlich; und wenn er allzutief unter Ihrer Erwartung ist, so bitte ich, haben Sie mehr Mitleiden als Verachtung gegen den Verfasser. Vielleicht wird die Fortsetzung besser; wenigstens fehlt es an Materie nicht. Sie werden finden, daß ich auch in der griechischen Litteratur gepfuscht habe;

und was sagen Sie zu dem lächerlichen Quid pro quo des Bandini? — In dem Codex des Libanius, den Sie bei sich gehabt, habe ich, mit Hülfe Ihres Verzeichnisses über die Anthologie, doch noch fünf ungedruckte Stücke gefunden, die in dem zweiten Beitrage erscheinen sollen. Nur Schade, daß sie eben nicht von den Vorzüglichsten sind. Denn das eine ist ein arithmetisches Problem, und die anderen vier sind Räthsel, wovon ich zwei zu allem Unglück auch nicht einmal verstehe.

Gedacht werden Ew. Wohlgeboren Ihrer in diesem ersten Theile mehr als einmal finden; und nun werden Sie auch wohl abnehmen können, wie Sie im Stande sind, der Fortsetzung durch Ihre Theilnehmung einen besondern Werth zu geben. Z. E. wenn sich in dem Codice des Libanius etwas Ungedrucktes gefunden hätte, oder sich in beigehendem Codice der Briefe des Sinesius und Libanius finden sollte; und Sie ließen sich gefallen, solches vorläufig durch diesen Canal bekannt zu machen: oder wenn Sie sich sonst eines griechischen oder arabischen Manuscripts aus unserer Bibliothek erinnerten, woraus es sich der Mühe verlohnte, der Welt etwas mitzutheilen. Es versteht sich, daß Sie Ihre Arbeit nicht für die lange Weile thäten, sondern sich die Bezahlung gefallen ließen, die ich selbst erhalte.

Warum ich Ewr. Wohlgeboren den letztern Codex nicht schon längst geschickt, hat seine Ursachen von Seiten der Bibliothek gehabt, die nur jetzt

erst gehoben sind. Ich erbitte mir des nächsten einen Schein darüber, den Sie nach Ihrer Bequemlichkeit auf einen selbst gefälligen Termin stellen können.

In dem übersandten Catalogo sticht mir manches in die Augen, das ich gar zu gern für mich oder für die Bibliothek haben möchte, wenn mir nicht auf alle Weise die Hände gebunden wären. Wenn die Auction wenigstens doch nur erst gegen künftige Johannis gehalten würde! Weil kein Titel dabei gelegen, habe ich nicht sehen können, wann sie angesetzt ist. Und vielleicht ist sie schon längst vorbei. Wie gesagt, wenn sie aber doch noch bis zu besagtem Termin, an welchem ich sodann die diesjährigen Bibliothekgelder zu heben hätte, ausgesetzt wäre: so würde ich auf Verschiedenes Anspruch machen, und mir dabei Dero gütige Besorgung erbitten. Für das verflossene Jahr habe ich ohnedies schon über die Schnur gehauen, und mehr gekauft, als ich sollte. Einen außerordentlichen Beitrag aber von dem Herzoge zu erbitten, dazu sind leider die Zeiten nicht.

Daß Herr Gäbler die letzte Messe nicht in Leipzig gewesen, hat gemacht, daß ich mich auch noch in Ewr. Wohlgeboren Geldschuld befinde. Und zwar bin ich nicht allein für die Pränumeration auf den neuen Theil der griechischen Redner noch in Rest, sondern auch noch für die Animadversiones, und die übrigen Stücke Ihres eigenen Verlages. Nicht

zu gedenken, daß durch das letztgesandte Geld unmöglich schon auch der Bandini bezahlt seyn kann. Wenn ich künftige Ostern alles dieses zusammen richtig mache, so verspreche ich, es zugleich so einzurichten, daß ich auf das Weitere eher in Vorschuß, als in Schuld bei Ewr. Wohlgeboren stehe. Indessen hoffe ich auch dieser Nachlässigkeit wegen Verzeihung, und empfehle mich Dero fernern Freundschaft, der ich mit der vollkommensten Hochachtung verharre ꝛc.

Lessing.

23.

Reiske an Lessing.

Leipzig, d. 13. Febr. 1773.

Das hatte ich wohl gedacht, und immer gesagt, Sie würden nicht schreiben, als bis Sie Ihr neues Journal, wenn ich es so nennen darf, würden mitschicken können.

Meine Prophezeihung ist nun eingetroffen. Sie haben mir, da ich es am mindesten dachte, auf einmal eine vielfache Freude gemacht, mit dem Schreiben, mit dem Geschenke, mit dem Manuscripte. Für alles danke ich insgesammt mit kurzen Worten, aber die von Herzen gehen; von jedem dieser Stücke will ich insbesondere sprechen. Wappnen Sie sich

zum voraus mit Geduld. Erwarten Sie einen geschwätzigen Brief. Nehmen Sie sich Zeit zum Lesen. Können Sie den Happen nicht auf einmal einnehmen, theilen Sie ihn. Ich muß mein Herz ausschütten. Denn lange, lange habe ich mit Ihnen nicht geschwatzt. Nun sollen Sie es mit einem Male entgelten.

Ihr Schreiben fängt sich mit einer Entschuldigung an, die ich Ihnen gern geschenkt hätte. Ihre Freundschaft ist mir schätzbar, und auf alle Beweise derselben thue ich mir etwas zu Gute. Doch ich bin zu bescheiden, als daß ich mich an dem Maaße, das Sie mir davon zukommen lassen wollen, nicht begnügen sollte. Ihrer Zuneigung bin ich einmal gewiß. In den Äußerungen derselben folgen Sie Ihrer Muße und Ihrer Laune. Nur das mißfällt mir (ich weiß es, Sie halten mir meine Offenherzigkeit zu gute), daß Sie in dem Gellertschen, das ist, in dem weinerlichen Ton zu pfeifen anfangen. Ich weiß es leider gar wohl, daß das Stubengespenst der Gelehrten auch bei Ihnen spukt. Nur würde ich das nicht vorschützen. Niemand, der Sie nur in der Ferne kennt, trauet Ihnen so viel Selbstverleugnung zu, etwas, das Sie bei verkehrt Denkenden erniedrigen könnte, da vorzuwenden, wo die Menge Ihrer Arbeiten und die feine Politur, die Sie darauf verwenden, von selbst spricht, daß Sie wohl thun, wenn Sie mit Ihrer Zeit gut wirthschaften, und sich nicht zerstreuen. Doch das

ist die rechte Ursache meines Mißfallens noch nicht. Fühlten Sie, was ich fühle, wenn ich Sie über ein Übel klagen höre, das ich nicht heben kann, oder vielmehr, das ohne gänzliche Versetzung in neue und angenehme Um= und Gegenstände nicht gehoben werden kann, so würden Sie aus Mitleiden gegen mich sich hüten, in meinem Herzen eine alte Wunde aufzureißen. Sie sind nicht in Ihrem Elemente. Sie wären es heute noch, wenn meine Wünsche Sie dahinein versetzen könnten; doch bilden Sie sich ein, Sie wären auf der Grenze desselben, und wirklich, Sie sind es auch. Vielleicht trägt das etwas zu Ihrer Beruhigung bei. Nicht alle Gemüther sind geschmeidig genug, sich in Ihre Umstände zu fügen, das ist wahr; wenn man denn nun aber die nicht in seiner Gewalt hat, was hilft der vergebliche Gram? — Doch, werden Sie sagen, Arzt hilf dir selber. Ich wende mich also von diesem unlustigen Gegenstande weg.

Doch ich kann's nicht lassen. Ich fahre fort zu pädagogisiren. Was habe ich Ihnen denn gethan, daß Sie so fremd, so ceremoniös, gegen mich thun? Denn wahrhaftig, Sie begegnen mir wie einem Unbekannten, dem Complimente an die Stirn zu werfen der Wohlstand erfordert. Gesetzt auch, Sie dächten von Ihrer Arbeit so tief unter deren wahrem Werth, als Sie sich stellen, so sollten Sie mich doch wenigstens nicht mit Höflichkeiten beschämen, die bei einem andern etwas Steifern und Eitlern,

vielleicht nicht weggeworfen seyn möchten. Wie kann Ihnen einfallen, sich bange werden zu lassen, daß Ihr Geist Sie irgendwo verlassen, oder sich selbst verleugnen solle? Schreiben Sie, was Sie nur wollen; man wird aus Ihrem Tone sogleich Ihren Geist vernehmen. Wie sehr Ihre neue Schrift mich eingenommen habe, das können Sie bloß daraus abnehmen, daß, sobald ich sie erhielt, ich alles stehen und liegen ließ, und sie noch denselben Abend in einem Striche durchlas, bis auf einen Artikel, den ich auch ungelesen lassen werde. Sie können leicht errathen, welchen. Doch meine Frau hat auch den gelesen, das versteht sich. Und auch verstanden, daran ist kein Zweifel. Das konnte nicht fehlen. Mir hat die Natur einen philosophischen Kopf versagt. — Den Pinsel von Florenz haben Sie vortrefflich abgeputzt. Zur Entdeckung der ungedruckten Epigrammata, gratulire ich Ihnen. Dem Herrn Brunck, der sich jetzt zu Wien befindet, werde ich mit erster Gelegenheit Nachricht davon und von ihrem Paulo Silentiario geben, damit er nicht etwa auch in die Schlinge falle, der so viele wackere Leute unglücklicher Weise nicht entgehen konnten. Nur Schade, daß der gute Straßburger nicht Deutsch genug versteht, Ihre Abhandlung vom Paulo recht nutzen zu können. Doch — nehmen Sie sich nur in Acht, und verwahren Sie Ihre beiden Ohren wohl, auf die ich einen Anschlag habe. Ich sage es Ihnen zum Voraus, ich werde Ihnen einen Floh ins

Ohr setzen. Sind Sie auch Ihrer Sache recht gewiß? Hat es damit seine gewiesenen Wege, daß Ihre 5 Epigrammata noch ungedruckt sind? Fragen Sie den Diophantum von Claudio Mezinaco de Bachet, oder in Ermangelung desselben (denn das Buch ist rar) die Thevenotische Sammlung der Mathematicorum veterum um Rath, in welcher auch der Diophantus Bacheti steht. Ganz gewiß werden Sie daselbst Ihre Epigrammata mit sammt dem Schlüssel dazu finden. Denn Bachet hat da eine Menge solcher arithmetischen Räthsel zusammengejagt und zergliedert. In dem ehemals gütigst verliehenen Codice Libanii Gudiano, habe ich nichts Neues, das ist, Ungedrucktes, aber wohl, welches doch eben so viel werth ist, vortreffliche Varianten, oder Beiträge zur Verbesserung des Gedruckten, gefunden.

Auch finde ich in dem jetzt zugeschickten codice membranaceo der Briefe Libanii Synesii nichts Neues. Da ich es beim Lichte besehe, sind sie vom Synesio. Von Ihren übrigen griechischen und arabischen Manuscripten will meinem Gedächtnisse nichts beifallen, das eine genaue Anzeige zu erfordern schiene. Doch vermuthe ich, daß aus Ihrem codice opusculorum criticorum Dionysii Halicarnassensis noch wohl was Neues aufgegraben oder doch wenigstens die Lücken der gedruckten Stücke ausgebüßt, und die Schreibfehler ausgemerzt werden könnten, die im Gedruckten gar zu häufig und gar zu

abscheulich sind, und diese schätzbaren Abhandlungen unbrauchbar machen. Nicht der Güte, aber doch wohl der Seltenheit wegen, verdienten Glycae Predigten eine Anzeige. Sollte wohl etwas Merkwürdiges in den no. 28. Catalogi Gudiani angegebenen Fragmentis Rhetorum stecken? Wer weiß, was für Schätze der Erbauung wenigstens für griechische gläubige Seelen in dem Codice von Isidori Briefen verborgen liegen! Hätte ich nur vermuthen können, daß die Zufertigung der Briefe des Libanii auf Schwierigkeiten stoßen könnte, so würde ich Ihrer Ruhe, werther Freund, zu sehr geschont, und mich meine Lüsternheit darnach mit keiner Sylbe gegen Sie haben merken lassen. Hierbei folgt der verlangte Schein. Aus der Stieglitzischen Bücherauction habe ich blutwenig für mich, dagegen aber für gute Freunde manches hübsche Stück erhalten. Grämen Sie sich darüber nicht, daß Ihnen diese Gelegenheit entgangen ist, eins und das andere an sich zu schaffen, das Ihnen anstand. Entdecken Sie sich gegen mich unverholen. Lassen Sie mich wissen, was Sie brauchen. Besitze ich es, und brauche es nicht zur höchsten Noth, so steht es Ihnen zu Dienste. Ich kann hier zu allen Zeiten gute Bücher kaufen oder doch zum Gebrauche haben. Und mit der Vergütung richten Sie sich nach Ihrer Bequemlichkeit. Unter den Manuscripten gedachter Büchersammlung war doch wohl nichts, das Ihnen in die Augen gestochen hätte? Ja, sagen Sie, allerdings war

etwas da, das ich gern gehabt hätte. — Ich weiß schon, was das ist. Es ist der Äsopus. Nicht wahr? Nun den haben Sie, und schon in den Händen. Dafür hat meine Frau gesorgt. Doch aufgeschaut! Ich will Ihnen dafür auch einen Pfahl ins Fleisch geben (wenn ich auch gleich Satans Engel nicht bin), daß Sie sich vor Freuden nicht überheben. Carbones pro thesauro. Hiervon hernachmals ein Mehreres. Es war hohe Zeit, daß Ihr Schreiben ankam. Hätte es sich nur um ein Paar Tage später eingestellt, so würde es uns nicht mehr möglich gewesen seyn, Ihnen hierin zu willfahren. Doch ging es diesmal noch an, Ihnen wenigstens eine Abschrift von einer Abschrift zu verschaffen. Sobald meine Frau Ihren Wink vernommen hatte, gleich mußte ich mich auf die Beine machen, zum Proclamator gehen, und mir die Cobersche Abschrift geben lassen. Ich erhielt sie, und brachte sie heim. Wips (sagt der Wandsbecker) setzte meine Frau sich hin, und schrieb das Dingelchen ab, und in drei oder vier Tagen war das gethan. Die Fürsorge war nöthig, weil niemand voraus wissen konnte, wem die Cobersche Abschrift beim Ausrufen zu Theil werden würde. Denn sie so hoch hinauf zu treiben, war ich nicht Willens, und Sie, werther Freund, würden es mir auch wenig Dank gewußt haben, wenn ich das gethan hätte. Ich nenne die Abschrift nach ihrem Schreiber. Der heißt M. Cober, ist jetzt Conrector zu Bautzen, und war von Ao. 1759 Lehr-

meister bei des Herrn Hofraths Bianconi Kindern, der damals bei dem Churprinzen Leibarzt war. Wie nun Bianconi Ao. 1760 mit seiner Herrschaft nach München flüchtete, so kam Herr Cober auch mit dahin, und nutzte die dortige Churfürstliche Bibliothek für sich und für seinen Herrn ein Jahr lang. Hierauf schickte sein Herr ihn nach Wien, Florenz, Mailand, Rom, wo er überall die Bibliotheken plündern mußte. In Italien hielt M. Cober sich zwei Jahre lang auf, und brachte einige hübsche litterarische Kleinigkeiten von seinen Reisen mit nach Hause, wovon er einen Theil an den seligen Herrn Assessor Stieglitz verhandelt hat, aus dessen Verlassenschaft einige wenige Stücke in mein Reich gekommen sind. So viel von der Genealogie des Apographi. Von dem Werthe desselben aber behalte ich mir vor (wie schon gesagt), gegen das Ende meines Schreibens meine Gedanken zu äußern. Nun fahre ich im Texte weiter fort. Ihnen ins Ohr gesagt, liebster Lessing, Sie stehen bei meiner Frau sehr wohl angeschrieben. Sie bekennt es Ihnen ja selber, daß sie Sie liebt. Was wollen Sie mehr? Ich werde darüber nicht eifersüchtig. Hier hat es allemal nichts zu bedeuten. Und Sie dürfen nicht eben sehr stolz auf diese Zuneigung seyn. Das Ding hat Absichten. Durch Sie, und unter Ihrer Maske liebt sie sich selber. Eine Hand wäscht die andere. Doch vielleicht thue ich der guten Frau Unrecht. Vielleicht hat sie mit dem ge=

ringen neuen Dienste ihrer Feder, mehr nicht als einen Theil ihrer Erkenntlichkeit für Ihren Weihrauch abtragen wollen. Siehe p. 72. Aber, liebster Freund, um des Himmels willen, wie konnten Sie so über die Schnur hauen! War das nicht eine wissentliche vorsätzliche Sünde? Wird nicht jedermann Ihr Compliment parteiisch und übertrieben schelten? Wie konnte der unstreitig und anerkanntermaßen große Dienst, den die Dacier ihrer Nation durch ihre Übersetzungen erwiesen hat, unter eine solche Kleinigkeit, deren ganzer Werth auf die Mühe des Abschreibens hinausläuft, mit Billigkeit und Recht erniedrigt werden? Meine Frau hat freilich, wie leicht zu denken ist, wider Ihre Flatterie nichts einzuwenden; ich aber dagegen desto mehr. Ich habe Ursache, darüber zu zürnen, und auf Sie zu schmählen. Denn Sie verderben und verführen mir meine Frau. Unangemessene Lobsprüche rücken immer gern dem Frauenzimmer den Kopf von der rechten Stelle weg. — Bandini, und alles bisher an Sie, werther Freund, überschickte, ist in meinem Buche schon längstens ausgethan. Machen Sie sich darüber keinen Kummer. Den 6ten Band der Oratorum sollen Sie mit nächster Ostermesse nebst dem 7ten auf einmal erhalten.

So viel auf Ihr Schreiben, mein hochgeehrtester Herr Bibliothekar. Nun will ich noch, mit Dero Erlaubniß, eins und das andere über Ihren

Beitrag, doch in möglichster Kürze, und mit Schonung Ihrer Geduld, anmerken. Ich fange beim liebsten an. Auch ich habe von der Anthologie eine Aldinam, oder, daß ich recht sage, zwei, aber sehr verschiedene Exemplare, die beide das Zeichen Aldi führen. In beiden steht Pauli Gedicht. Die eine gehört hierher nicht; denn sie ist von Paulo Manutio, und von Ao. 1550. Die andere aber ist vom Jahre — ja, wer das wüßte und sagen könnte! — Ich halte sie ganz gewiß für die allererste. Denn 1) steht keine Jahrzahl dabei; man mag hinten oder vorn suchen, nirgends. Und doch ist das Exemplar nicht defect. 2) Steht am Ende ein langes Register von Varianten, Zusätzen, Verbesserungen, das in den folgenden Ausgaben fehlt, weil diese Zusätze in denselben jedesmal an den angewiesenen Stellen eingeschaltet worden sind. 3) Fehlt Carteromachi Vorrede, der, nach Fabricii Aussage, die von diesem für die erste Aldinam angegebene Ausgabe von Ao. 1503 mit einer Vorrede begleitet hat. Nun ist eher zu denken, daß Carteromachus eine zweite von ihm verbesserte, als daß er die erste unvollständigere mit einer Empfehlung in die Welt geschickt haben werde. Stände dieser Empfehlungsschein in der Ausgabe, die älter wäre, als die, von der ich hier rede (das heißt, die ich besitze), so steht nicht zu begreifen, warum Aldus bei einer spätern Ausgabe das Löbchen seiner Waare weggelassen haben sollte. Dem sey nun aber

wie ihm wolle, allemal ist mein Exemplar älter, als 1504. Wollen Sie wissen, woraus ich das schließe? Ich schließe es nicht. Die Jahrzahl steht geschrieben da. Das Exemplar hat einige Merkwürdigkeiten an sich, die es mir schätzbar machen. Die erste Seltenheit ist ein Gemälde, das als ein Rahmen die Anfangsseite des Werkes, oder das zweite Blatt nach dem Titelblatte, wo der Text angeht, umfaßt. Unfehlbar ließ Wilibald Pirkheymer diese niedliche Bildleiste von seinem Freunde Albert Dürer hineinmalen. Auf Malerkritik verstehe ich mich nicht. Ich will also auf meiner Vermuthung nicht bestehen, noch ihr einen Werth beilegen. Doch dürfte leicht das Auge eines Kenners Dürers Züge, oder wenigstens den Pinsel eines seiner Schüler, daran gewahr werden. Außer den Tannenzapfen, dem Wappen der Stadt Augsburg, steht noch über den beiden allerliebsten Cupidinibus, wovon der eine unseres, und der andere des andern Geschlechtes Wahrzeichen an sich trägt, die Jahrzahl 1504 deutlich und leserlich, auf einem Bande, das die Cupidines über sich halten, hingeschrieben. Das Exemplar hat zu allererst Wilibald Pirkheymer zugehört. Das ersehe ich aus einer merkwürdigen Inschrift, die vorn auf einem der weißen Blätter, die vor dem Titel von dem Buchbinder vorgebunden sind, stehet. Sie lautet also: Johannes Straub post funera clarissimi viri Bilibeldi Pirkeymheri soceri suo Thomae Venatorio D. D. Anno MDXXXI.

die mensis Julii XX. Unfehlbar hatte Thomas Venatorius als Seelsorger Pirkheimern in seiner letzten Krankheit beigestanden. Das ist der Venatorius, der den Archimedes zuerst edirt hat. Aus diesen litterarischen Kleinigkeiten werden Sie doch, mein lieber Lessing, wenigstens gewiß, daß Pauli Silentarii Gedicht gleich in den allerersten aldinischen Ausgaben der Anthologie steht. Das wenigstens konnte doch für Sie allemal nicht gleichgültig seyn.

Aus p. 144. sehe ich, daß Ihnen Huetii Anmerkungen zur griechischen Anthologie mangeln. Ich habe sie, und auf Verlangen will ich sie Ihnen zum Gebrauche schicken. Doch sehen Sie nur recht nach. Haben Sie Huetii Poemata ex editione Graevii auf der Herzoglichen Bibliothek, so haben Sie diese Anmerkungen auch; denn bei dieser Ausgabe der Poematum stehen diese als ein Anhang mit hinten dran.

Wer hätte das gedacht, daß Schickard's Rolle zu Wolfenbüttel steckte? Wer hätte das, ohne Sie, werther Freund, erfahren? Glauben Sie mir, Ihre Nachricht davon ist mehr werth, als die Rolle selber. Was Schickard von seines Verlegers Wittwe uns vorlügt, das glaube ja kein Mensch. Der ehrliche Schickard, daß auch der den Leuten Staub in die Augen werfen konnte! Der gute Mann verstand kein Türkisch, und in der muhamedanischen

Geschichte der mittleren und neueren Zeiten war er schlechterdings nicht zu Hause. Die Genealogie von saracenischen und tatarischen (Fürsten) kannte er so wenig, als ich die Genealogieen der Bergschotten und der Cornwalliser kenne. Nun sollte er diese Rolle auslegen. Das konnte er nicht, denn es fehlte ihm am Besten. Um nun seinen Credit zu behaupten, seine Blöße nicht aufzudecken, und mit Ehren aus der Sache zu kommen, was that er? Er schob die gute Frau vors Loch. Man weiß aber darum doch wohl, wie viel der Seiger geschlagen hat, und daß er bei dem guten Schickard auf 12, und nicht auf 2 oder 3 wies. Freilich war es leichter, aus dem Corpore Byzantino Auszüge über die längst bekannte Geschichte der alten persischen Könige aus dem 3ten bis 11ten Seculo zu machen, als uns neue, unerhörte Nachrichten aus ächten eingeborenen orientalischen Geschichtschreibern von dem Zustande Asiens in den mittleren Zeiten vorzulegen. Denn solche Historicos hatte er nie nennen gehört. Doch gesetzt auch, Schickard hätte seinen ganzen Plan ausgeführt, wiewohl er das so wenig konnte, als ich mit meiner Hand an die Sterne reichen kann; so würde sein Manuscript für unsere jetzigen Zeiten dennoch völlig überflüssig seyn. Mehr nicht hätte er sich damit errungen, als höchstens etwa den Ruhm, die Bahn gebrochen zu haben. Ihre Erinnerungen, mein lieber Lessing, über die in dieser fremden Geschichte noch auszubüßenden Lücken, sind

einsichtsvoll und gewissermaßen richtig. Nur nimmt mich Wunder, daß Sie den Hauptautorem in dieser Sache übergehen, den Sie doch wissen konnten, den Des Guignes, dessen Historie der Hunnen nur vor wenigen Jahren noch ins Deutsche übersetzt worden ist. Deßgleichen des Dow indianische Historie. Das letztere Werk habe ich noch nicht gesehen. Es muß aber auch in seiner Art ein Hauptbuch seyn. Des Guignes aber füllt alle die Lücken, die sich Schickard gelassen hatte, hinlänglich aus.

Wie konnten Sie doch, allerliebster Mann, den entsetzlichen Wirrwarr, den der verdammte Franzose Nevelet, der Wildfang, unter den beiden Namen Romulus und Rimicius gemacht hatte, so meisterhaft aus einander setzen, und den so desperat verfitzten Knaul so behutsam und so glücklich entwickeln! Bald möchte man Sie beneiden. Wahrhaftig, auch hier erkenne ich den großen Grammatiker. Erst schlingen Sie den Knoten auf eine gefährliche Weise fest zu, daß einem ganz bange dabei wird. Sie treiben einen erst bis zur Verzweiflung, daß ein solcher Knoten nie aufgelöst werden könne. Und dann, wie der Blitz, sind Sie mit Ihrer Katastrophe da, aber mit einer glücklichen, sanften, leichten, natürlichen, sich von selbst ergebenden Katastrophe. Der Knoten reißt nicht unter Ihren Händen; nein, er geht gutwillig, ohne Zwang, ohne Gewalt, ganz gemach aus einander. Wahrhaftig, das ist Kunst! Aber sollte ich wohl recht

haben, wenn ich vermuthe, Rimicius sey Reinecke oder Reinecius oder Rinacius?

Wäre Ihnen denn wohl mit einer nähern Nachricht von dem für verloren gehaltenen großen Werke des bekannten Caspar Barth, ich meine die ungedruckten Bücher der Adversariorum, gedient? oder steht das im Wege, daß das Werk sich auf der Herzoglichen Bibliothek nicht findet? Man hielt es für verloren; nun hat es sich wieder gefunden. Herr Dr. Ernesti hat das Ganze an sich gebracht, und — was meinen Sie wohl? — auch ich habe einen ansehnlichen Theil desselben mir erstanden. Zwei große mächtige Folianten habe ich bekommen, für ein Spottgeld, für 16 Gr. Sie erstaunen. Ich kann Parade damit machen. Nicht wahr, Sie werden lüstern?

Aber ich ermüde Sie, mein lieber geduldiger Lessing, mit meinem Geschwätze. Ich reize Ihren Hypochonder. Und dennoch sollen Sie mir noch einen Strauß aushalten, aber nur noch Einen; und dann lasse ich Sie los. Ich habe Ihnen noch eins und das andere vom Äsopo zu sagen. Nun werden Sie doch wohl wieder gut werden? 1) Das Cobersche Apographum wollte ich anfänglich für Sie erstehen. Es ging zwar eben nicht sonderlich hoch weg, dennoch aber höher, als es mir werth zu seyn schien. Drum ließ ich es fahren. Haben Sie doch den Inhalt desselben. Es fehlt Ihnen kein Buchstabe davon. 2) Diese Scharteke enthält nicht

Fabeln Äsopi, sondern bloß sein sogenanntes Leben. Daß der Narr Cober nicht auch die Fabeln selbst mit abgeschrieben hat, die doch auch in eben demselben Codice standen, das kann ich wahrhaftig nicht begreifen. Der Pinsel mußte sich doch einbilden, an den Fabeln wäre weniger gelegen, als an dem platten griechischen Eulenspiegel. Doch begnügen Sie sich, mein lieber Lessing, indessen mit diesem Vorschmacke. Auf das Frühstück soll hoffentlich die Mahlzeit selbst bald nachfolgen. Wir wollen Rath schaffen. Mit nächsten will ich an den Herrn von Öfele schreiben. Der soll mir den Codicem in natura schicken. Doch ich wette drum, es werden auch da eben dieselben Fabeln stehen, die Sie schon aus dem augsburgischen Codice haben. Indessen könnte doch wohl diese baierische Abschrift der augsburgischen in manchen Stellen zu Hülfe kommen. 3) Diese vita Aesopi ist an sich eine Schnurrpfeife, eine elende Kurzweile für Hanshagel, und in dessen Mundart, überall platt, überall abgeschmackt, bisweilen aber auch vollends so zottelich, daß ich Sie, werthester Freund, bitten muß, es ja keine Christenseele wissen zu lassen, daß meine Frau durch ihre Feder solchem Gehaksche in die Welt geholfen hat. Denn ich und sie würden dafür erröthen müssen. Doch es sind griechische Zoten. Die hält man einem Frauenzimmer zu gute. Die Fremdheit und die Miene der Gelahrheit überschatten das Häßliche. Konnte der

ehrliche fromme Pater Montfaucon es wagen, seiner Kutte unbeschadet, die Ausgabe dieses saftigen Dingelchens zu versprechen, wiewohl es nur beim Versprechen geblieben ist, so dürfen wir drei doch wohl ohne alles Bedenken in seine Stelle einrücken, und Theil an seinem Ruhme nehmen. Denn 4) dieses von München hergekommene Werkchen ist just eben dasselbe, das Montfaucon aus einer Florentinischen Handschrift ediren wollte. Siehe Itinerarium Italicum p. 5) Ist es nun gleich so beschaffen, daß die Ausgabe desselben zu nicht viel mehr dienen kann, als den Leuten aus dem Traume zu helfen, und sie zu überführen, daß es niemals hätte sollen gedruckt werden, so kann es, seiner Dürftigkeit und Ungereimtheit ungeachtet, dennoch auf eine oder die andere Weise bedeutend werden. Erstlich kann man es gegen die gedruckte vitam Planudeam halten. Zweitens, wie es im Lateinischen keine Kleinigkeit ist, daß wir an Hygino eine Probe des gemeinen, platten, pöbelhaften Lateins noch übrig haben, und Munkeri Nase sich über dieser Olla putrida gar wohl befand; so ist auch kein Zweifel, daß nicht mit der Zeit mancher griechische Pedant in diesem Misthaufen des griechischen Patois störlen, und manche schöne Perle darin finden sollte, die er in die Krone des Neuen Testaments hineinsetzen kann, zum Beweise, daß dasselbe gut griechisch geschrieben sey. Bevor ich inne ward, daß unser wichtiger Historicus in der

Bauernsprache redete, kleckte ich in der Eil des Vor- und Nachlesens einige vermeintliche Emendationes auf den Rand der Abschrift. Aber die nehme ich nun großen Theils wieder zurück. Kehren Sie sich nicht daran, mein lieber Lessing; thun Sie, als wenn nichts da stände. An solchen platten Redensarten darf man sich gar nicht vergreifen; man muß sie lassen, wie sie sind. Malum bene situm sinere. Aber verstehen Sie auch meinen Ausdruck Vor- und Nachlesen? Bevor ich das Cobersche Apographum wieder an Ort und Stelle brachte (welches geschah, eben da es zum Ausrufe kommen sollte), collationirten wir, meine Frau und ich, unsere Abschrift mit jener. Sie las die Cobersche Abschrift mir vor, und ich las ihre Abschrift nach; und in diesem Jagen und Peitschen kleckte ich, wie gesagt, einige unreife Sudeleien an den Rand. Was Sie davon denken, und wie Sie dieselben nutzen sollen, das wissen Sie nunmehr. Hundert Stellen, die einer Verbesserung bedürfen, mußten mir bei so bewandten Umständen nothwendig entwischen. Die, mit sammt der Nutzung meiner rohen Einfälle, überlasse ich Ihrem weitern und gelassenen Nachdenken. Aber noch eine Frage an Sie, und dann schließe ich. Ist Äsopus von Osten nach Westen, oder umgekehrt, gewandert? Sie stutzen. Denn ganz gewiß verstehen Sie meinen Sinn nicht. Ich will mich deutlicher ausdrücken. Haben die Griechen ihren Äsopum von

den Juden bekommen, oder haben diese von jenen ihren Joseph entlehnt? Denn im Grunde ist doch wohl Äsop und Joseph (oder Isup wie es die Alten aussprachen) eine und dieselbe Person. Schützen Sie mir ja nicht die Genesin vor. Ich weiß, womit ich die anscheinende Stärke dieses Arguments entkräften kann und soll. Lesen Sie diese neue vitam Aesopi durch, und sagen mir hernach, ob Ihnen nicht dünkt, daß Äsopus und Joseph wahrscheinlicher Weise zwei verschiedene Namen einer Person sind, so wie 'Οδυσσευς, Ulysses und Eule (unde Eulenspiegel oder Eulens Lebenslauf) drei verschiedene Namen von einem und eben demselben Rübezahl sind. Bei Gelegenheit des Rübezahls, darf ich Ihnen wohl meine Gedanken von der Ableitung dieses Namens mittheilen? Der Name heißt nichts anders, als Rübenzagel oder Rübenschwanz. Er ist also der Mann, der, anstatt eines Schwanzes, eine Rübe an dem Orte stecken hat, worauf man sitzt. So malte man ehedem den Teufel, oder, wie unsere Voreltern ihn nannten, den Schurken. Keine größere Schande konnte einem ehedem angethan werden, als wenn man ihm eine große dicke Rübe vor allem Volke auf dem Markte ins Gesäß einbohrte. Das hieß ῥαφανιδουν und ῥαφανιδωσις. So wurden die Ehebrecher bestraft, die man auf frischer That ertappt hatte. Doch ich fange an zu zotteln, wie unser griechischer Eulenspiegelschreiber, und ermüde Sie, werther Freund. Nehmen Sie

mir meine Laune nicht übel. Fahren Sie fort, uns zu lieben. Gott gebe Ihnen lauter heitere Tage und vertreibe alle Wolken des Mißvergnügens. Er stärke Sie zu Fortsetzung Ihres Unternehmens (der Beiträge) und zu Ausführung Ihres Äsopi. Leben Sie recht wohl. Ich verharre ꝛc.

Dr. Reiske.

